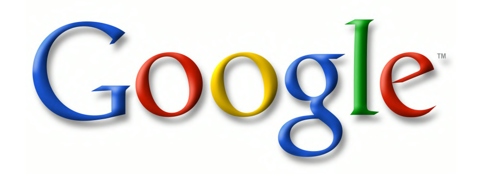







Digitized by Google

Studien und Darstellungen

aus dem

Gebiete der Geschichte.

Studien und Darstellungen
aus dem
Gebiete der Geschichte.

Im Auftrage der Görres-Gesellschaft
und in Verbindung mit der Redaktion des Historischen Jahrbuches

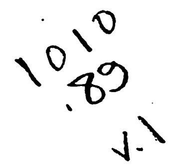
herausgegeben von

Dr. Hermann Grauert,
o. ö. Professor an der Universität München.

I. Band.

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1901.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.

Inhalt.



Studien und Darstellungen
aus dem
Gebiete der Geschichte.

Zur Einführung.

Mit der vorliegenden Abhandlung beginnt eine Reihe von ‚Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte', welche in zwanglosen Heften als eine selbständige Serie erscheinen und doch auch als eine Ergänzung des Historischen Jahrbuches der Görres-Gesellschaft dienen soll.

Seit Jahren ist der Umfang derjenigen Abteilungen des Historischen Jahrbuches, welche der Orientierung über die geschichtliche Litteratur gewidmet sind, stetig angewachsen. Die Abteilung der Aufsätze hat sich infolge davon Beschränkungen auferlegen müssen, welche einen Ausgleich immer dringlicher erscheinen ließen.

Der Vorstand der Görres-Gesellschaft hat in dankbar anzuerkennendem Wohlwollen Mittel gewährt, um diesen Ausgleich zu ermöglichen, und die Herdersche Buchhandlung hat sich bereit erklärt, den Verlag der ‚Studien und Darstellungen' zu übernehmen. So darf das neue Unternehmen vertrauensvoll seinen Weg in die Öffentlichkeit antreten.

Dasselbe wendet sich an die Kreise der Fachgenossen, wie an das größere, nach gediegener historischer Lektüre verlangende gebildete Publikum. Streng fachwissenschaftliche Untersuchungen und flott geschriebene, auf sicherer, quellenmäßiger Forschung beruhende Darstellungen werden gleichmäßig willkommen sein.

Der Umfang eines Heftes soll zwischen 4 und 7 Druckbogen à 16 Seiten betragen, ein Doppelheft eventuell 8 bis 14 Druckbogen umfassen. In der

Regel enthält jedes Heft oder Doppelheft nur eine in sich abgeschlossene Studie, doch können auch mehrere Studien in einem Hefte vereinigt werden. Innerhalb eines Jahres sollen nicht mehr als 20 Druckbogen zur Ausgabe gelangen und mehrere Hefte, welche diesem Umfange nahekommen, je zu einem Bande vereinigt werden.

Jedes Heft oder Doppelheft und jeder Band ist einzeln käuflich.

Die Redaktion wird sich bei der Aufnahme einzelner Abhandlungen von den Grundsätzen strengster Objektivität leiten lassen. Damit glaubt sie am besten auch den Interessen des gebildeten katholischen Publikums zu dienen.

Die Abhandlung des Herrn Dr. Bruno Böhm bietet eine methodisch sichere, völlig überzeugende kritische Untersuchung einer merkwürdigen Fälschung, welche sich an den Namen eines der berühmtesten Feldherren und Staatsmänner, des Prinzen Eugen von Savoyen, anknüpft und die litterarische Welt wiederholt bis in die neuere Zeit in die Irre geführt hat.

München, im September 1900.

Dr. **Hermann Grauert.**

Studien und Darstellungen

aus dem

Gebiete der Geschichte.

Im Auftrage der Görres-Gesellschaft
und in Verbindung mit der Redaktion des Historischen Jahrbuches

herausgegeben von

Dr. Hermann Grauert,
o. ö. Professor an der Universität München.

I. Band, 1. Heft.

Die ‚Sammlung der hinterlassenen politischen Schriften des Prinzen Eugen von Savoyen'.

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1900.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.

Die
‚Sammlung der hinterlassenen politischen Schriften
des
Prinzen Eugen von Savoyen‘.

Eine Fälschung des 19. Jahrhunderts.

Beleuchtet von

Dr. Bruno Böhm.

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1900.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.

C. A. Wagners Universitäts-Buchdruckerei, Freiburg i. Br.

Vorwort.

Die von Joseph v. Sartori im Jahre 1811 ff. im Verlage der Cottaschen Buchhandlung in Tübingen herausgegebene ‚Sammlung der hinterlassenen politischen Schriften des Prinzen Eugen von Savoyen‘ ist ohne Zweifel eine der kühnsten, aber auch unheilvollsten litterarischen Mystifikationen, die jemals gewagt wurden.

Der Nachweis der Fälschung ist allerdings hinsichtlich einzelner Briefe der ‚Sammlung‘ von verschiedenen Seiten (so insbesondere von Schels und Arneth) bereits geliefert worden. Aber eine Prüfung der vollständigen ‚Sammlung‘ in Bezug auf ihre Echtheit, sowie der Nachweis ihrer Grundlage und Tendenz und endlich die Darlegung ihrer schädlichen Wirkungen bis auf den heutigen Tag ist noch von niemand unternommen worden.

Und doch verdient die ‚Sammlung‘ auch nach diesen Seiten einer genaueren Kritik unterzogen zu werden: betrifft sie doch den größten Feldherrn und einen der genialsten Staatsmänner Österreichs sowie einen der edelsten Menschen, die je gelebt haben.

Sollten mir jene Nachweise gelingen, so würde ich darin den besten Lohn für meine Bemühungen erblicken.

Schließlich obliegt mir die angenehme Pflicht, meinen hochverehrten Lehrern, Herrn Universitätsprofessor Dr. v. Heigel für die Anregung zur Abfassung gegenwärtiger Abhandlung und für deren wirksame Förderung, sowie Herrn Universitätsprofessor Dr. Grauert für alle wohlwollenden Bemühungen für ihre Veröffentlichung den wärmsten Dank auszusprechen.

Inhalt.

Seite

Dritter Teil: Grundlage der Fälschung.

Vierter Teil: Tendenz der ‚Sammlung‘.

Schluß.

Anhang.

Erster Teil.

Die Person des Herausgebers der ‚Sammlung'. Geschichte und Nachwirkungen derselben.

Im Jahre 1811 ff. erschien bei Cotta in Tübingen eine ‚Sammlung der hinterlassenen politischen Schriften des Prinzen Eugen von Savoyen'. Als Herausgeber derselben nennt sich in der Vorrede Joseph Edler von Sartori, kaiserlicher Rat und Bibliothekar am Theresianum in Wien.

Über die persönlichen Verhältnisse desselben ist folgendes bekannt:

Sartori wurde im Jahre 1749 in Wallerstein geboren. Sein Vater, Joseph Sartori, war fürstlich augsburgischer Hofrat in Dillingen und seit 1746 Geheimer Rat und Kanzler der damals gräflichen Regierung zu Wallerstein. Im März 1748 wurde er nach Wien geschickt; auf der Rückreise von da starb er 1749 in Regensburg — also im Geburtsjahr unseres Sartori.

Dieser wurde im Jahre 1770 nach Vollendung seiner Universitätsstudien als Praktikant bei der Regierung zu Wallerstein zugelassen und 1772 als wirklicher Regierungskanzlist daselbst angestellt; doch bat er um seine sofortige Entlassung, da er von dem Fürstpropst zu Ellwangen einen Ruf als Hof- und Regierungsrat erhalten habe. Die nachgesuchte Entlassung erhielt er bereits am 8. Februar 1772 mit dem Titel eines Regierungssekretärs. Später wurde ihm das Amt eines Bibliothekars an der Universität Erlangen übertragen. Im Jahre 1799 übernahm er die Leitung der ‚Wiener Zeitung'[1].

Schon im folgenden Jahre wurde er an die k. k. Theresianische Akademie in Wien als Bibliothekar berufen. Als solcher wirkte er bis zu seinem am 28. August 1812 erfolgten Tode[2].

[1] Nach diesen Notizen, die wir dem fürstl. Archive zu Wallerstein verdanken, sind die Angaben bei Wurzbach (Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich XXVIII, 255) richtig zu stellen.

[2] Wurzbach a. a. O. ‚Allgemeine deutsche Biographie' unter Sartori. Oesterreichische Nationalencyklopädie von Gräffer und Czikann IV, 441.

Das Collegium Theresianum wurde im Jahre 1746 von der Kaiserin Maria Theresia als adeliges Erziehungsinstitut gegründet und stand unter der Leitung der Jesuiten bis zu der im Jahre 1773 erfolgten Aufhebung des Ordens. Seitdem erfuhr die Anstalt mehrere Wandlungen, bis sie im Jahre 1797 als ‚Theresianische Ritterakademie‘ wiederhergestellt wurde[1].

Als Sartori an dieser sein Amt antrat, fand er bereits eine ansehnliche Bibliothek vor. Freilich war die berühmte Büchersammlung des ersten Leibarztes des Kaisers Karl VI., Pius Nik. Garelli, welche Maria Theresia der neu gegründeten Akademie im Jahre 1748 überwiesen hatte[2], sowie eine nicht unbeträchtliche Anzahl aus der Bibliothek des Prinzen Eugen stammender Werke nicht mehr Bestandteile der theresianischen Bibliothek, da sie bereits im Jahre 1784 mit der Universitätsbibliothek in Lemberg vereinigt wurden, wo sie leider im Jahre 1848 beim Bombardement größtenteils verbrannten.

Die immerhin nicht unbedeutende Büchersammlung, welche Sartori antraf — man schätzte sie auf 11000 Bände —, verstand er um ein beträchtliches zu vermehren[3].

Den bedeutendsten Zuwachs erhielt aber die Bibliothek durch die Einverleibung eines großen Teiles der Sartorischen Privatbibliothek. Sartori hatte nämlich von seinem Vater eine Bibliothek von etwa 17000 Bänden, meistens juristischen Inhalts, ererbt; da er diese Masse ‚für einen Privatmann überflüssig und lästig fand, beschränkte er sich auf ein Selekt derselben mit Nachschaffung der neueren Werke. Der Hang zu publizistischen Wissenschaften bestärkte ihn in dem Vorhaben, seine Bibliothek gänzlich auf dieses Fach in Verbindung mit der Geschichte aller Staaten und vorzüglich der deutschen einzuschränken‘[4]. Durch Zuwendung des vierten Teiles dieser Sammlung[5] wurde insbesondere das historische und staatsrechtliche Fach der theresianischen Bibliothek bereichert[6]. In seinem Testamente vermachte Sartori

---

[1] Hrabil, Nachrichten über das k. k. Theresianum 1866. Cicalek, Beiträge zur Geschichte des Theresianums. 1872.

[2] Denis (Vorgänger Sartoris im Amte eines Bibliothekars), Merkwürdigkeiten der garellischen öffentlichen Bibliothek im Theresianum (Wien 1780) S. 7. Cicalek a. a. O. S. 21.

[3] Sartori schätzte die Büchersammlung in seinem Catalogus bibliothecae C. R. equitum Academiae Theresianae (Viennae 1803—1806, 13 Bde.) auf die doppelte Zahl.

[4] Hrabil a. a. O. S. 19. Catalogus etc. III, 15—16.

[5] Einen Teil derselben überließ er dem Theresianum gegen eine jährliche Leibrente von 300 fl., den Rest gegen eine Aufzahlung von 50 Dukaten. Hrabil a. a. O. S. 18.

[6] Hrabil a. a. O. S. 19. Von großem Werte sind insbesondere die historischen und staatsrechtlichen Werke über den Zeitraum des 17. und 18. Jahrhunderts, wie Dumont, Thucelius, Theatrum Europaeum, Lünig, Londorp, Moser, ferner mehr als 300 Bände in Folio gedruckter Deduktionen und eine große Sammlung von politischen und historischen Memoiren des 17. und 18. Jahrhunderts.

überdies der Akademie alle von ihm in den Jahren 1811—1812 angekauften Werke[1].

Die Verdienste, die sich Sartori um die theresianische Bibliothek erworben hat, sind demnach dankbar anzuerkennen.

Ebenso eifrig wie seine Wirksamkeit als Bibliothekar am Theresianum war seine litterarische Thätigkeit.

Sartori war ein ungemein fruchtbarer Schriftsteller[2] und mit einer erstaunlichen Arbeitskraft begabt. Seine Hauptthätigkeit entfaltete er auf dem publizistischen und staatsrechtlichen Gebiete. Seine diesbezüglichen Abhandlungen liefern schon infolge der Verwertung eines umfassenden und teilweise schwer zugänglichen Quellenmaterials einen nicht unbedeutenden Beitrag zur Lösung schwieriger Materien des Staats- und Kirchenstaatsrechts.

Zu seinen besten Werken zählen zweifellos seine ‚Statistische Abhandlung über die Mängel der Regierungsverfassung in den geistlichen Wahlstaaten'[3], sein ‚Reichsvicariatisches Staatsrecht'[4], sein ‚Geistliches und weltliches Staatsrecht der deutschen katholischen geistlichen Erz-, Hoch- und Ritterstifter'[5], die ‚Leopoldinischen Annalen'[6] und die ‚Memoiren über die wichtigsten Staatsmaterien unserer Zeit'[7].

Andererseits weisen freilich nicht wenige seiner Werke eine große Flüchtigkeit und Ungenauigkeit auf, insbesondere der von ihm angelegte Katalog der theresianischen Bibliothek, welcher in den Jahren 1803—1806 in 13 herrlich gedruckten und mit Vignetten gezierten Bänden, aber nur in 100 Exemplaren, auf seine Kosten erschien, von der Kritik jedoch ‚wegen der Legion von Druckfehlern und Nachlässigkeiten', die sich in demselben fänden, sehr schlimm mitgenommen wurde[8].

Sartori hinterließ noch ein größeres, in den Jahren 1806—1808 verfaßtes Manuskript[9], nämlich die ‚Neuesten Memoiren über die wichtigsten europäischen Staatsbegebenheiten unserer Zeit' (Fortsetzung zu seinen ‚Memoiren über die wichtigsten Staatsmaterien unserer Zeit'). Diese Handschrift wird uns später wiederholt beschäftigen. —

---

[1] Die Bibliothek erlitt seitdem leider bedeutende Verluste.

[2] Wurzbach a. a. O.

[3] Augsburg 1784.

[4] Augsburg 1790.

[5] Nürnberg 1788—1791, in 6 Abteilungen.

[6] Augsburg 1792, 2 Teile.

[7] 1. Teil Zürich 1795; 2. Teil Nürnberg 1797. Die sub 5, 6, 7 genannten Werke werden uns in der Folge wiederholt begegnen.

[8] ‚Neuer literarischer Anzeiger' 1807, II, Nr. 41/42, unter der Marke: Ridicula literaria.

[9] Wiener Hofbibliothek Mskr. 8772—8775; 8776—8779; 12724—12727 (in drei gleichlautenden aus je vier Bänden bestehenden druckfertigen Exemplaren). Sartori will

Noch haben wir jenes Werk nicht genannt, welches die stattliche Reihe der von Sartori verfaßten Werke abschloß, zugleich aber auch dessen Ruf und Ansehen untergraben sollte — das ist die ‚Sammlung der hinterlassenen politischen Schriften des Prinzen Eugen von Savoyen'.

Diese Publikation erschien in 7 Abteilungen, und zwar in deutscher Sprache, in den Jahren 1811 bis 1819, also größtenteils erst nach dem Tode des Verfassers. Die 1. Abteilung umfaßt 120 Briefe Eugens aus den Jahren 1689 bis 1705; die 2. Abteilung 93 Briefe (Nr. 121—213) über die Jahre 1706 bis 1710; die 3. Abteilung 92 Briefe (Nr. 214—305) über die Jahre 1711 bis 1713; die 4. Abteilung 74 Briefe (Nr. 306—379) über die Jahre 1714 bis 1717; die 5. Abteilung 53 Briefe (Nr. 380—432) über den Zeitraum 1718—1722; die 6. Abteilung 68 Briefe (Nr. 433—500) über die Jahre 1723—1731; die 7. Abteilung 53 Briefe (Nr. 502—554) über den Zeitraum 1732—1736.

Als ‚Supplement' erschienen im Jahre 1821 noch 31 ‚Eugenische' Briefe über die Jahre 1704—1735, und außerdem zwei Manuskripte, die sich angeblich unter den Eugenischen Schriften befanden, und die Sartori aus dem Italienischen in das Deutsche übersetzt haben will, nämlich eine ‚Ausführliche Beschreibung dessen, was sich zwischen Sr. kaiserlichen Majestät Leopold I. und dem mailändischen Cavagliere Joseph Franz Borri vorzüglich abends den 28. April 1670 in der kaiserlichen Residenz zu Wien zugetragen hat', und ein ‚Gutachten des Fra Paolo Sarpi wegen des griechischen Collegiums zu Rom vom 12. November 1622'. —

Schon in den Jahren 1809 und 1810 las man in den bekanntesten wissenschaftlichen Zeitschriften verschiedene Ankündigungen von der bevorstehenden Drucklegung einer großartigen Sammlung der von Eugen hinterlassenen politischen Schriften durch die Cottasche Buchhandlung. Das Interesse des Publikums wurde in bedeutendem Maße erweckt, als in der ‚Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung'[1] die Verlagsbuchhandlung bekannt machte, sie habe ‚die aus 19 Bänden bestehende Sammlung der politischen Schriften und Briefe des großen Eugen von Herrn von Sartori, Ritter und k. k. Rat in Wien, käuflich an sich gebracht und werde dieselbe in deutscher und französischer Sprache herausgeben; es seien zwar einige Abschriften dieser Sammlung verbreitet, allein diese seien bei weitem nicht vollständig. Die Originalien und Fragmente seien ganz allein in den Händen des obigen Besitzers.'[2]

auch eine österreichische Staatsgeschichte geschrieben haben (Neueste Memoiren III, 346), die aber im Drucke nicht erschienen ist; das Manuskript ist nicht aufzufinden.

[1] 1810, Intelligenzblatt Nr. 34.

[2] Aus dem Cottaschen Archive war Zweckdienliches nicht zu erlangen.

Aber auch Sartori selbst ließ es an nichts fehlen, um die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf die bevorstehende Publikation zu lenken.

Schon im Jahre 1808 erschien in den ‚Vaterländischen Blättern des österreichischen Kaiserstaats‘ [1] ein kurzer Artikel über die Auffindung überaus wichtiger Dokumente, insbesondere von Papieren Wallensteins und Montecuccolis; erstere habe man zu Budweis unter einem Dache, letztere in einer Privatverlassenschaft aufgespürt, wo sie auf dem Punkte gestanden seien, als Makulatur abgegeben zu werden; außerdem habe man Eugens Memoiren und seine Privatkorrespondenz in dem Nachlasse seines gelehrten Generaladjutanten Hohendorff und eines vertrauten Kammerdieners des Prinzen entdeckt.

Im nächstfolgenden Jahrgange derselben Zeitschrift erfahren wir bereits mehr über diese Schriftstücke. Es hätten sich ‚von Eugens Briefen, Memoiren ꝛc. zu Wien, Mailand und Brüssel, vorzüglich durch Veranstaltung Hohendorffs, drei besondere gleichlautende, wenn schon nach Verschiedenheit der Jahre nicht gleich vollständige Sammlungen gefunden; die Originalien seien in französischer Sprache geschrieben‘ [2]. Der Verfasser des letzteren Artikels bringt nun zugleich 6 ‚Briefe des Prinzen Eugen von Savoyen‘ von den Jahren 1697, 1703—1704, 1707 und 1710 — es sind wortwörtlich die Briefe Nr. 20, 83, 94, 98, 139, 210 der Sartorischen Sammlung.

In demselben Jahre, in welchem letztere im Drucke erschien (1811), brachte das ‚Morgenblatt für gebildete Stände‘ [3] eine ‚Ausführliche Beschreibung dessen, was sich zwischen Sr. kaiserlichen Majestät Leopold I. und dem mailändischen Cavagliere Joseph Franz Borri vorzüglich abends den 28. April 1670 in der kaiserlichen Residenz zu Wien zugetragen hat‘ [4], und einen sich durch mehrere Hefte ausdehnenden Aufsatz über den ‚Herzog von Marlborough nach den Schriften Eugens‘ [5]. In letzterem Artikel kamen nicht weniger als 29 ‚Briefe Eugens‘ an verschiedene Adressaten aus den Jahren 1704—1706, 1708—1716, 1722 zum Abdrucke.

Alle diese Veröffentlichungen stimmen Wort für Wort mit der Sartorischen Publikation überein [6].

[1] S. 166, Nr. 20.

[2] A. a. O. Jahrgang 1809, Nr. 23. 24.

[3] Diese Zeitschrift erschien ebenfalls bei Cotta in Tübingen. Auf den oben erwähnten Artikel verweist die in demselben Verlage erschienene Allgemeine Zeitung 1811, Beilage 17. 23. 26.

[4] Morgenblatt ꝛc. 1811, Nr. 174. 177—179.

[5] A. a. O. Nr. 104. 106. 108. 111—113.

[6] Siehe ‚Sammlung‘ Nr. 95. 96. 119. 134. 135. 158. 172. 196. 201. 205. 230. 235. 237. 250. 254. 260. 292. 297. 299. 301. 303. 309. 324. 336. 343. 352. 353. 365. 425. 427; und Supplementbändchen (VIII) S. 49—82.

Man sieht hieraus, auf welche Weise der ‚Sammlung' der Weg geebnet wurde.

Man begreift aber auch, daß die Nachricht von dem Erscheinen der vollständigen Briefsammlung allgemeine Teilnahme hervorrief[1].

Andererseits wurden schon sehr bald nach der Herausgabe der 1. Abteilung ‚Eugenischer Briefe' Stimmen laut, welche eine Fälschung oder doch wenigstens eine Verfälschung derselben für möglich hielten. Ein solcher Zweifel war gerade zu einer Zeit am Platze, wo man sich mit Vorliebe litterarische Fälschungen erlaubte.

Der erste, welcher vor allzu vertrauensvoller Benutzung der Sartorischen ‚Sammlung' warnte, war der bekannte Herausgeber der ‚Österreichischen militärischen Zeitschrift', der damalige Hauptmann Joh. Bapt. Schels[2]. Im 7. Hefte des Jahrgangs 1811 dieser Zeitschrift[3] unterzog derselbe im Nachtrage zu seiner Abhandlung über die Schlacht bei Zenta den Brief Nr. 20 der ‚Sammlung der hinterlassenen politischen Schriften' auf Grundlage der echten, im k. k. Kriegsarchiv in Wien ruhenden Berichte Eugens an den Kaiser und den Hofkriegsrat einer geradezu vernichtenden Kritik.

Schels begnügte sich indessen mit dem Nachweise der Unechtheit dieses einzigen Briefes; demungeachtet fällt er über die ganze Sammlung Sartoris das Urteil, daß dieselbe lediglich aus ‚den unverbürgten Kopien der Kopien oder Übersetzungen von wahrscheinlich nie gewesenen Originalien' bestehe.

Eingehender befaßt sich mit der ‚Sammlung' ein ungenannter Kritiker im ‚Politischen Journal'[4]; aber auch er beschränkt sich auf die Besprechung einiger wenigen Briefe des Prinzen Eugen, insbesondere eines aus Turin vom 2. September 1693 datierten Schreibens (Nr. 12 der ‚Sammlung').

Hinsichtlich dieses Briefes weist er eine Reihe der gröbsten historischen Irrtümer nach, die sich Sartori habe zu Schulden kommen lassen. Insbesondere rügt er, daß darin der Einbruch der Alliierten in Frankreich und die Belagerung von Pignerol in ein und dasselbe Jahr (1692) verlegt worden seien, während in Wirklichkeit der Einfall in die Provence im Jahre 1692 erfolgt sei, aber an eine baldige Wegnahme von Pignerol damals überhaupt nicht habe gedacht werden können.

---

[1] Siehe insbesondere ‚Vaterländische Blätter' 1812, Nr. 35.

[2] Wurzbach a. a. O. XXIX.

[3] Jahrgang 1811 der ‚Militärischen Zeitschrift' ist vergriffen; der Aufsatz von Schels ist auch in den ‚Miscellen aus dem Gebiete der militärischen Wissenschaften' (Wien 1820) S. 563—601 abgedruckt.

[4] Jahrgang 1812, 1. Bd. (Januarnummer), S. 64—75.

Sein Urteil schließt er mit den Worten ab:

Die Briefe ‚sind eine übelgeratene Arbeit unserer Tage und können bloß einem flüchtigen Leser als echt erscheinen, obschon auch er, selbst wenn er an die Authenticität der Papiere glaubt, das Buch unwillig und unbefriedigt aus den Händen legen wird, indem er nichts, was dem Verheißenen ähnlich sieht, darin findet.... Die politischen Urteile und Bemerkungen, die sich der Prinz erlaubt, und die die Quintessenz des Buches sein sollten, sind unter aller Kritik, ... es ist unbegreiflich, wie man durch eine so auffallende historische Ignoranz sich so sehr bloßgeben konnte, da mit geringer Sorgfalt alle diese Fehler hätten vermieden und der beabsichtigte Zweck ungleich besser hätte erreicht werden können.'

Günstiger urteilt über die 1. Abteilung der ‚Sammlung' in den ‚Vaterländischen Blättern' vom Jahre 1812[1] der Herausgeber des ‚Archivs für österreichische Geschichte', J. W. Ridler.

Dieser bestätigt, daß die Ankündigung der Eugenischen Briefe durch Sartori in den gebildeten Kreisen großes Interesse wachgerufen habe, und daß ‚jedermann mit Sehnsucht der Erscheinung des vollständigen Werkes entgegensehe'. Der Ton, in welchem seine Kritik gehalten ist, ist denn auch bei weitem nicht so schroff und wegwerfend wie der anderer Kritiken: ‚Die Ausbeute für den Geschichtsforscher in der ersten Sammlung dieser Briefe sei zwar nur unbedeutend; aber der Dilettant der Geschichte werde sie höchst interessant finden; sie seien angenehm, voll Witz, Laune und beißender Satire, und enthielten sowohl kräftige Pinselstriche von dem Gemälde der damaligen Zeit und den handelnden Menschen als auch Winke und Bemerkungen über die Zukunft, welche einen außerordentlichen, tief eindringenden Geist verrieten.' Ridler unterzieht aber nur die Briefe Nr. 12, 39, 96, 104 einer Kritik. Auch seine Beweisführung ist nicht schlagend.

Sartori hatte begreiflicherweise gegen die Angriffe auf seine Publikation keinen leichten Stand.

Noch im Jahre 1811 mochte er der Meinung sein, die Kritik werde von einer eingehenderen Prüfung der ‚Sammlung' absehen; denn seine erste Replik[2] auf den Aufsatz des Hauptmanns Schels ist in ganz vagen Redensarten gehalten und geht auf den Kern der Streitfrage überhaupt nicht ein.

Erst als seine Gegner immer rühriger wurden, ermannte sich Sartori und erließ in den ‚Vaterländischen Blättern'[3] (Jahrgang 1812) eine umfangreiche Erklärung, in welcher er gegen die ‚grundlosen Angriffe auf seine schriftstellerische Ehre' feierlichen Protest einlegte und sich gegen die ‚in einigen

[1] Nr. 35 (S. 205), auch im ‚Österreichischen Beobachter' 1812 abgedruckt.

[2] Diese Replik erschien ebenfalls in der ‚Österreichischen militärischen Zeitschrift' 1811.

[3] Jahrgang 1812, S. 207—210 (im Anschlusse an Ridlers Kritik).

öffentlichen Blättern hingeworfenen Behauptungen, als seien diese Schriften (Eugens) gleichsam nur eine Komposition oder Kopien von Kopien niemals gewesener Originalien‘, zu rechtfertigen suchte.

In erster Linie brachte Sartori zu seiner Verteidigung vor, er habe echte Eugenische Briefe vor sich gehabt.

Schon in der Vorrede zur ‚Sammlung‘[1] hatte er über den ‚äußerst seltenen Schatz‘ Eugenischer Papiere Genaueres mitgeteilt.

‚Der Zufall‘, schreibt er hier, ‚schenkte mir die Bekanntschaft des Grafen Josef von Wilczek, ehemaligen k. k. Ministers und Reichsplenipotentiars in Italien, und des Malteserkommandeurs und Domherrn zu Wien, Franz Paul von Smittmer.

‚Der erstere, als ein geistvoller und eifriger Förderer alles Guten, erlaubte mir, die in dem Reichsplenipotentiärarchive zu Mailand vorhanden gewesenen Eugenischen Schriften während meines zweiten Aufenthaltes in Italien durchzugehen und Auszüge zu machen, wobei ich mich aber ganz allein auf politische Gegenstände eingeschränkt habe.

‚Der zweite, ein um die Geschichte und Litteratur äußerst verdienstvoller Mann, dem ich eine große Sammlung reichsstiftlicher Urkunden nach Vollendung meines Staatsrechts abgetreten habe, überließ mir dagegen die durch sein besonderes Bestreben sich verschaffte Waßnerische und Binderische Sammlung der Eugenischen Papiere.‘

In seiner Erwiderung (in den ‚Vaterländischen Blättern‘ 1812) giebt Sartori über diese Sammlungen Einzelheiten an: ‚Die mailändische Sammlung enthielt vermöge ihres Repertoriums die Korrespondenz des Prinzen von Savoyen; sie fing vom Jahre 1702 an und lief bis auf den November 1735 fort; die darin befindlich gewesenen Stücke haben sicher zwischen 9000—10 000 Nummern betragen, wovon die vom Prinzen diktiert wordenen Konzepte etwa 1/10 des Ganzen ausmachten.

‚Die Waßnerische Sammlung belief sich auf 700—800 Stück, worunter aber Originalbriefe des Prinzen, vorzüglich Mémoires und Noten, begriffen waren.

‚Die Binderische Sammlung enthielt die Passioneische Korrespondenz, dann eine Menge anderer Nachrichten und Schriften, besonders Anekdoten aus dem Leben des Prinzen, die der k. k. Leibmedicus Garelli gesammelt, wovon ich das mehrste selbst, nebst der Waßnerschen „Staatsgeschichte Österreichs vom Jahre 1273 bis auf den Utrechter Frieden“ in 24 Folio-Bänden besitze.‘

‚Dafür aber‘, fährt Sartori fort, ‚daß die Papiere, aus denen die „Sammlung der politischen Schriften Eugens“ zusammengesetzt ist, authen-

[1] Vorrede zur ‚Sammlung‘ S. XIII[1].

tisch sind, leisten mir die Sammlungen der Stellen und Personen, von denen ich selbige zu erhalten das Glück hatte, Gewähr; mein Gewähr aber jemand als Dogma aufzudringen, liegt so wenig in meiner Denkart, als ich mir selbst nicht jedes Urteil . . . so blindhin gefallen lasse.'

Und nun führt er den Hauptschlag gegen seine Kritiker: ‚Die gerügten Fehler, wenn man auf den Grund ihrer Entstehung zurückgeht, erweisen noch lange nicht, daß die Hauptsache keinen Anspruch auf Originalität habe.'

Allerdings gesteht Sartori selbst zu, daß ‚die Unrichtigkeiten in den von ihm veröffentlichten Eugenischen Briefen nur auf den Sammler selbst zurückfallen müßten'. Doch glaubt er diese Irrtümer auf folgende Weise entschuldigen zu können.

‚Es trafen zu viele der Schwierigkeiten zusammen; dem geordnetsten Kopfe würde es schwer gewesen sein, solche ohne Entstellung des Ganzen zu heben. Zerstreute Papiere, manchmal ohne Bestimmung des Jahres, Tages und Ortes, in vorhergehenden und folgenden Reihen ineinander gelegt, auch öfter unleserliche Handschriften, befleckt und durchgenetzt, und selbst einige von der Hand des Prinzen beigefügte Abänderungen und Fragmente machten die Hauptschwierigkeiten, die sich mir entgegenstellten, die Papiere so, wie ich es wünschte, in ein Ganzes zusammenzubringen.'

Insbesondere seien die von der Kritik gerügten Irrtümer in den Briefen Nr. 12 und 96 der ‚Sammlung' lediglich auf Druck- oder Schreibversehen zurückzuführen. Er selbst sei auf mehrere zweifelhafte Stellen geraten, die er aber aus getrennten Fragmenten in keinen Zusammenhang habe bringen können; anderseits habe er bei einzelnen Briefen den politischen Teil vom rein militärischen nicht trennen können; auch habe die Eilfertigkeit, mit welcher er habe zu Werke gehen müssen, die ihm größtenteils nur auf sehr kurze Zeit in Händen gelassenen Papiere bei Tag und Nacht durchzugehen und zu übersetzen, verursacht, daß manches wegen des getrennten Zusammenhangs nicht habe eingenommen (d. h. mit aufgenommen) oder bei der Ordnung der Fragmente nicht an die behörige Stelle habe gebracht werden können.

So sei es gekommen, daß manchmal Unrichtigkeiten eingetreten seien, die aber dem Ganzen nichts an seiner Originalität benehmen könnten. Am wenigsten aber sei das vernichtende Urteil, das man über seine Publikation gefällt habe, gerechtfertigt; er habe nicht verdient, ähnlich wie der Verfasser der Mémoires du prince Eugène de Savoye, écrits par lui-même[1], ‚dem zu Berlin justifizierten Clément gleichgestellt zu werden'[2].

[1] Diese Mémoires stammen aus der Feder des Fürsten Karl Jos. v. Ligne, s. Anhang.

[2] Michael Clément, aus Ungarn gebürtig, ursprünglich Anhänger des Fürsten Franz Rákóczy II., dann des Königs August II. von Sachsen-Polen, der bekannte Fälscher

Aber trotz des schwarzen Undanks, den er von seinen Zeitgenossen erfahren habe, werde er nicht abstehen, fernerhin den großen Schatz an handschriftlichem Material, den er über den Prinzen Eugen besitze, zu veröffentlichen.

Dies sind die Gründe, mit denen Sartori den Beweis der Echtheit der ‚Sammlung‘ zu liefern suchte.

Damit aber niemand in Versuchung komme, diese ‚Originalien‘ selbst auf ihre Authenticität zu prüfen, hatte Sartori bereits in der Vorrede zur gedruckten ‚Sammlung‘[1] über den Verbleib der von ihm benützten Mailänder Archivalien angegeben, die Franzosen hätten die 72 Quart-Bände, in denen sich ein großer Teil der Memoiren, Noten und freundschaftlichen Briefe Eugens befunden, bei ihrem letzten Einfalle in die Lombardie (also offenbar im Jahre 1800, da die Vorrede der ‚Sammlung‘ im Jahre 1808 geschrieben ist) mitgenommen. —

Es entsteht nunmehr die Frage, ob die Angaben Sartoris Anspruch auf Glaubwürdigkeit erheben können.

Sartori behauptet[2], er habe in den Jahren 1791 und 1793 im Mailänder Reichsplenipotentiärarchiv Studien gemacht und hier echte Briefe und Noten Eugens kopiert; hiebei will er an dem damaligen k. k. Minister und Reichsplenipotentiar für die Lombardei, Graf Wilczek, große Unterstützung gefunden haben.

Es ist richtig, daß Wilczek, dessen hervorragende geistige Bildung sehr gerühmt wurde, in den genannten Jahren die angegebene Stelle bekleidete[3].

Auch die Möglichkeit, daß Sartori in Mailand echte Briefe Eugens vorfand, kann zugegeben werden. Das Mailänder Archiv enthält auch jetzt noch eine stattliche Reihe von echten Briefen Eugens, die fast sämtlich an den genuesischen Residenten Molinari gerichtet sind und von Parri ausgiebig benutzt wurden. Dagegen ist völlig unwahrscheinlich, daß sich in Mailand eine Korrespondenz Eugens in dem von Sartori behaupteten Umfange (9000—10000 Nummern!) befand. Eine solche Sammlung befindet sich gegenwärtig überhaupt nicht in Mailand, aber auch nicht in Paris, wohin sie nach Sartoris Angabe von den Franzosen gebracht worden sein soll[4], endlich auch nicht in den Wiener Archiven und Bibliotheken.

Eugenischer Briefe. (Arneth, Prinz Eugen III, 195—198. Weber, Aus vier Jahrhunderten I, 166—241.) Mehrere von Clément gefälschte Briefe liegen noch im Wiener Haus-, Hof- und Staats-Archiv; Eugens Namenszug ist in denselben sehr plump nachgemacht.

[1] S. IV[2].

[2] ‚Neueste Memoiren über die wichtigsten europäischen Staatsbegebenheiten unserer Zeit.‘ Wiener Hofbibl. Mskr. 8772, Bd. I, Vorbericht S. VI.

[3] 1811, also noch zu Sartoris Lebzeiten, wurde er oberster Hofmarschall an Stelle des verlebten Grafen Schaffgotsch.

[4] Im Mailänder Staatsarchiv, in den Pariser Archiven und in der Bibliothèque Nationale zu Paris ist von der Existenz einer derartigen Sammlung nichts bekannt.

Weiterhin bringt Sartori vor, er habe außer den Mailänder Archivalien die Smittmersche Privatsammlung Eugenischer Papiere benützt.

Auch Ridler und Schels hielten es nicht für unwahrscheinlich, daß Smittmer eine solche Sammlung — sie setzte sich nach Sartori aus der Waßnerschen und Binderschen zusammen — besessen habe, glaubten jedoch, daß ‚solche Privatsammlungen der Liebhaberei schwerlich aus lauter Originalien'[1] bestanden.

Baron Waßner war allerdings mit dem Prinzen Eugen bekannt[2].

Es ist auch keineswegs die Möglichkeit ausgeschlossen, daß Baron Binder (1708—1782)[3] eine solche Privatsammlung besaß. Binder war nicht nur ein ausgezeichneter Staatsmann, als welcher er das unumschränkte Vertrauen des Staatskanzlers Kaunitz genoß, sondern auch ein Mann von der gründlichsten Bildung und ein eifriger Förderer der Wissenschaften. Von seinen Beziehungen zu Prinz Eugen ist indessen nichts bekannt.

Nach Obigem wäre es also immerhin möglich, daß zur Zeit Sartoris Privatsammlungen von Manuskripten des Prinzen Eugen vorhanden waren.

Dagegen ist es unmöglich, daß Sartori diese Privatsammlungen seiner Publikation zu Grunde legte. Es wird im zweiten und vierten Teile dieser Abhandlung der Beweis geführt werden, daß die ‚Sammlung der hinterlassenen politischen Schriften des Prinzen Eugen von Savoyen' aus formellen Gründen und im Hinblick auf die ihr zu Grunde liegende Tendenz von niemand herrühren kann als eben von Sartori selbst; des weiteren wird ausgeführt werden, auf welcher Grundlage die ‚Sammlung' beruht. Werden diese Nachweise erbracht, so ist damit zugleich bewiesen, daß Sartori, als er die ‚Eugenischen' Papiere veröffentlichte, nicht bona fide gehandelt haben kann, daß er also — nicht selbst mystifiziert wurde.

Eines aber wird auch dem flüchtigen Leser der Sartorischen Replik auffallen — daß nämlich Sartori, selbst wenn er echte Manuskripte Eugens in Mailand kopierte, bei der Prüfung und Verarbeitung des ihm vorgelegten Materials mit einer beispiellosen Kritiklosigkeit und unverantwortlichen Oberflächlichkeit vorging. Die Verteidigungsgründe, welche Sartori anführt, um die Mängel der ‚Sammlung' zu entschuldigen — daß ihm nämlich die Mailänder Archivalien nur kurze Zeit in den Händen gelassen worden seien

[1] ‚Österr. milit. Zeitschr.' 1811.

[2] Baron Waßner war anfangs Privatsekretär des Grafen Goës, wurde dann dem Freiherrn Penterrieder beigegeben und seit 1740 immer mehr im Staatsdienste verwendet. Krones zählt ihn unter die besten Köpfe der österreichischen Diplomatie der theresianischen Zeit.

[3] Wurzbach a. a. O. I, 399. Gräffer und Czikann a. a. O. VI, Suppl., 371. Nicolai, Reisen III, 288. Ersch und Gruber, Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, I. Sektion, 10. Teil, S. 199.

und sich überdies in ungeordnetem, lückenhaftem und defektem Zustande befunden hätten —, genügen nicht entfernt, um ihn von dem Vorwurfe der Nachlässigkeit zu reinigen[1]. Sartori war gewiß nicht befugt, etwaige Lücken im Manuskripte auszufüllen, Stellen, die voneinander getrennt waren, zusammenzufügen, und umgekehrt, zusammenhängende Stellen voneinander zu trennen.

Keiner der Gründe, die Sartori zu seiner Rechtfertigung ins Treffen führt, dürfte somit im stande sein, seine schriftstellerische Ehre zu retten. Daher mußte sich auch der Glaube, den er in der Vorrede zur ‚Sammlung‘ aussprach, daß er sich nämlich durch seine ‚Bemühungen‘, einen so großen Schatz nicht bloß gesammelt und benutzt, sondern in gewisser Art gerettet zu haben, ein unleugbares Verdienst um den Staat und selbst um die Nachwelt erworben habe‘, als trügerisch erweisen[2].

Indessen blieb die ‚Sammlung‘ auch späterhin nicht unbeachtet. Immer wieder beschäftigte sich die Kritik mit ihr, immer wieder ward sie von Leichtgläubigen benützt.

Wiederholt erhoben die berufensten Kenner der österreichischen Geschichte ihre warnende Stimme, um dem Fortwuchern der in der Sartorischen Sammlung enthaltenen Irrtümer Einhalt zu thun: so Heller[3], Mailath[4] und insbesondere der Altmeister der österreichischen Historiographie, A. Arneth[5], der im Anhange zu seinem grundlegenden Werke über den Prinzen Eugen mehrere Briefe der 1. Abteilung der ‚Sammlung‘ einer Kritik unterzog. Sehr wichtige Anhaltspunkte giebt uns auch der Herausgeber der ‚Österreichischen Militärzeitung‘[6], Hirtenfeld, in einer Besprechung des Arnethschen Werkes; er bestätigt nicht nur, daß die eindringlichen Warnungen von Schels und Heller fast gar nicht beachtet wurden, sondern er weist auch darauf hin, daß großen Anteil an ‚den Lügenchroniken‘ über den Prinzen Eugen kein Geringerer als Freiherr v. Hormayr[7], der weithin bekannte Herausgeber des ‚Österreichischen Plutarch‘, habe. Von großem Interesse sind auch die Ausführungen von

---

[1] Was die Smittmersche Sammlung anlangt, so erklärt Sartori ohnehin, daß er sie von Smittmer als Eigentum erwarb: bezüglich dieser Privatsammlung wäre also Sartori sicher in der Lage gewesen, sie auf ihre Echtheit zu prüfen.

[2] Die Veröffentlichung der ‚Sammlung‘ wurde erst 9 Jahre nach Sartoris Absterben, nämlich im Jahre 1821, abgeschlossen. Daß dieselbe überhaupt von der Cottaschen Buchhandlung noch fortgesetzt wurde, läßt sich nur dadurch erklären, daß die schärfsten und beißendsten Kritiken, wie die eines Schels, in jenen stürmischen, ereignisvollen Tagen zu wenig beachtet wurden, und daß andererseits das Gift der historischen Lüge zu tief eingedrungen war.

[3] Österr. milit. Zeitschr. 1847, Heft 6 ff.

[4] Geschichte des österreichischen Kaiserstaats IV, 99. 125.

[5] Prinz Eugen I, 443—447.

[6] Österr. Militärzeitung XI (1858), Nr. 12, S. 95 f., u. Nr. 73, S. 469—470.

[7] Siehe Anhang.

Duhr[1], der insbesondere die Haltlosigkeit der in der ‚Sammlung' häufig wiederkehrenden Ausfälle ‚Eugens' gegen die Jesuiten nachwies.

Aber alle diese Warnungen blieben fruchtlos.

Die Sartorische Sammlung wurde auch weiterhin in unbefangenster Weise benutzt — ihre Nachwirkungen dauern bis auf den heutigen Tag fort[2].

Nicht nur, daß sogar ein Kritiker der ‚Sammlung', nämlich Ridler[3], die bei Sartori erwähnte, aber vom ersten bis zum letzten Buchstaben erfundene Anekdote über die Heilung des Kaisers Leopold I. durch den italienischen Abenteurer Borri nacherzählte, und daß die Lügen Sartoris über die Jesuiten bei Sugenheim[4] und Huber[5] Glauben fanden — ganze Werke beruhen auf der ‚Sammlung'. Gerade aus diesem Grunde ist Kauslers Kriegsgeschichte über den Prinzen Eugen[6] kaum mehr verwendbar. Schon Heller hat in einem kritischen Aufsatze in der ‚Österreichischen militärischen Zeitschrift'[7] die Ungenauigkeiten dieses Werkes und die Mangelhaftigkeit der demselben beigegebenen Karten und Pläne gerügt — leider ohne Erfolg.

Völlig wertlos ist auch die Biographie Eugens von Zimmermann[8], dem bekannten Verfasser des ‚Bauernkriegs'; sie beruht fast ausschließlich auf der Sartorischen Sammlung; immerhin tadelt sogar Zimmermann die ‚oft sinnlose und konfuse Übersetzung' Sartoris. Dasselbe Urteil fällt Vehse[9], der kritiklose Skandalchronist; doch hält er es für ‚eine recht arge Übertreibung, daß das Buch absichtlich verfälscht sei'[10]. Sogar in Provinzialgeschichten[11] sind Irrtümer der ‚Sammlung' übergegangen[12].

---

[1] Jesuitenfabeln, 20. Abschnitt, passim.

[2] Die Sammlung ist leider weder bei Wurzbach noch in der Allgemeinen deutschen Biographie als Fälschung bezeichnet.

[3] Österreichisches Archiv für Geschichte 1832, S. 390.

[4] Geschichte der Jesuiten in Deutschland (1847) II, 139f. 146. 179. 183. 192. 306. 340. Die Anekdote über Borri findet sich auch in Hormayrs ‚Archiv für Geographie, Historie &c.' 1811, S. 471ff.

[5] Der Jesuitenorden (1873) S. 145. 166. 167.

[6] Friedr. v. Kausler, Das Leben des Prinzen Eugen von Savoyen, hauptsächlich aus dem militärischen Gesichtspunkte, nach den zuverlässigsten und neuesten, zum Theil noch nicht benützten Quellen bearbeitet. Mit Noten des Grafen von Bismarck (württembergischer Offizier). 2 Bde. Freiburg i. B. 1838—1839.

[7] Jahrgang 1847, Heft 6 ff.

[8] Prinz Eugen, der edle Ritter, und seine Zeit, nach größtentheils neuen Quellen, besonders nach des Prinzen hinterlassenen Schriften. Stuttgart 1838.

[9] Geschichte des österr. Hofes VI. VII. Sartori ist benützt in Teil VI, 14. 18. 21. 163—164. 215—216. 220—234. 237—239. 243—245 266. 317—318. 320; Teil VII, 134—136.

[10] A. a. O. VI, 227.

[11] Stein, Geschichte von Franken (Schweinfurt 1885) II, 124. Würzburger Chronik (bei Bonitas Bauer) II, passim (unter Berufung auf Menzel, Geschichte der Deutschen).

[12] Auch Bechstein (im ‚Deutschen Museum für Geschichte, Literatur, Kunst und Alterthumsforschung', Bd. II, 1843) hält die Sammlung Sartoris und Kauslers Werk für die

Bedauerlicherweise haben sich einige gefälschte Briefe auch in die Werke der vorzüglichsten italienischen Historiker eingeschlichen, so in Caruttis Storia di Vittorio Amedeo (cap. VII) und in das bekannte Werk von C. Parri: Vittorio Amedeo II ed Eugenio di Savoia nelle guerre della successione spagnuola. Parri bringt insbesondere ein in französischer Sprache verfaßtes ‚Schreiben Eugens' an den Grafen Strattmann vom 19. August 1704, worin ersterer das heldenmütige Verhalten der Preußen und ihres Führers, des Fürsten von Anhalt-Dessau, in der Schlacht von Höchstädt (1704) preist; in der Sartorischen ‚Sammlung' ist dieser Brief in drei Teile zerrissen [1]. Außerdem führt Parri eine Stelle aus einem wiederum französisch geschriebenen ‚Briefe Eugens' an, welche aus Sartoris ‚Sammlung' (Nr. 132) entnommen ist [2].

Wahrscheinlich sind alle diese Irrtümer nicht auf die ‚Sammlung' selbst, sondern auf Kausler zurückzuführen, dessen Werk zudem auch in italienischer Sprache erschien [3].

Auch in das großartigste Quellenwerk über den Prinzen Eugen, in die vom k. k. Generalstabe herausgegebenen ‚Feldzüge', haben einige Briefe aus der ‚Sammlung' Sartoris Aufnahme gefunden, nämlich Brief Nr. 558 [4] (Eugen an Wratislaw, Mailand 14. Februar 1707), Nr. 560 [5] (derselbe an Fürst Salm, Mailand 16. Februar 1707) und Nr. 264 [6] (derselbe an Graf Herberstein, Lewarde 27. Mai 1712).

So sehen wir denn, welch unheilvolle Wirkungen die Sartorische Publikation nach sich zog. —

„gründlichsten" Schriften über den Prinzen Eugen und kommentiert mit diesen teils gefälschten teils verfälschten Quellen die zweifellos echten Briefe Eugens an den General Joh. Ernst Freiherrn v. Bibra, welche er nach den im Bibraschen Familienarchiv zu Schwebheim (bei Schweinfurt) befindlichen Originalien herausgab.

[1] Parri l. c. p. 139 vgl. mit ‚Sammlung' Nr. 98. 100. 102.

[2] L. c. p. 183.

[3] Monaco 1840, 2 Bde. Kauslers Werk wird noch heutigen Tages eifrig benützt, insbesondere von Militärhistorikern. Auch in die verdienstvolle Abhandlung von v. Landmann (München 1898) über ‚die Kriegführung des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern in den Jahren 1703 und 1704' (S. 76) fand ein bei Kausler I, 367 abgedrucktes ‚Schreiben Eugens' (Kronweißenburg, 26. Okt. 1704) Aufnahme, welches das heldenmütige Verhalten des Kurfürsten in der Schlacht bei Höchstädt zum Gegenstande hat. Auch dieser Brief stammt aus der ‚Sammlung' Sartoris (Nr. 103). Leider ist auch in das vaterländische Schauspiel ‚Prinz Eugen' von M. Greif eine Anzahl von Fabeln und Märchen übergegangen, welche die Kritik bisher Mühe gehabt hat zu vertilgen.

[4] Feldzüge I. Serie, Bd. IX (1707), Suppl. S. 14; Kriegs-Arch. ‚Italien' 1707, Fasc. II, 50.

[5] Feldzüge I. Serie, Bd. IX (1707,) Suppl. S. 27—28; Kriegs-Archiv ‚Italien' 1707, Fasc. II, 51.

[6] Feldzüge II. Serie, Bd. V (1712), Suppl. S. 127; Kriegs-Archiv ‚Niederlande' 1712, Fasc. V, 46. Die Unechtheit der entsprechenden Briefe bei Sartori wird im 2. Teil dieser Abhandlung nachgewiesen werden.

Leider hat sich Sartori mit der „Herausgabe' der ‚Sammlung' nicht begnügt. Es besteht vielmehr begründeter Verdacht, daß auf seine Veranlassung hin eine Anzahl von Abschriften der ganzen Sammlung oder einzelner Briefe in mehrere Archive und Bibliotheken kam.

Sartori selbst gibt uns eine Waffe in die Hand, welche wir gegen ihn gebrauchen können.

Bereits im Jahre 1809 ließ er in die ‚Vaterländischen Blätter für den österreichischen Kaiserstaat' sechs in der gedruckten ‚Sammlung' enthaltene ‚Briefe Eugens' aufnehmen. An die Herausgabe dieser Briefe knüpfte er die auffallende Bemerkung, von Eugens Briefen und Mémoires hätten sich in Wien, Mailand und Brüssel, vorzüglich auf Veranlassung seines Generaladjutanten Hohendorff, drei besondere gleichlautende, wenn schon nach Verschiedenheit der Jahre nicht gleich vollständige Sammlungen gefunden; die Originalien seien in französischer Sprache geschrieben.

Nun kann aber Hohendorff solche Sammlungen unmöglich veranstaltet haben, da er lange vor Eugen, nämlich im Jahre 1719, in den Niederlanden verstorben war; auch sind mehrere Briefe Eugens vom Jahre 1720 erhalten (im Haus-, Hof- und Staatsarchiv), welche an Prié und an die Witwe Hohendorffs adressiert sind und aus denen hervorgeht, daß Prinz Eugen den Ankauf der von Hohendorff hinterlassenen reichhaltigen Bibliothek vermittelte.

Sartoris Angabe verdient daher keinen Glauben; es unterliegt vielmehr keinem Zweifel, daß er selbst mehrere Abschriften von den ‚Eugenischen Originalien' herstellen ließ. Für diese Annahme spricht auch der Umstand, daß schon vor der Veröffentlichung der ‚Sammlung' in Wien eine Anzahl von Abschriften Eugenischer Briefe verbreitet war, welche mit den entsprechenden Schriftstücken der gedruckten ‚Sammlung' Wort für Wort übereinstimmen; Schels erklärt in der Kritik der letzteren, er habe selbst solche Abschriften in den Händen gehabt.

Solche Sammlungen von ‚Abschriften', die sich von dem Druckwerke inhaltlich nicht unterscheiden, befinden sich in Wien[1] und in Brünn. Von einigen Briefen des Brünner Exemplars sind außerdem Kopien verbreitet; drei derselben gelangten ‚abschriftlich' in das k. k. Kriegsarchiv nach Wien und wurden in das Generalstabswerk aufgenommen[2].

---

[1] Hofbibliothek, Mskr. 12715—12722.

[2] Das Brünner Exemplar befindet sich im k. k. Franzensmuseum (Mskr. 666, 9 Bde.); es stammt aus den Bücherschätzen des Grafen Friedrich Karl Sylva Tarouca, eines Urenkels des mit Prinz Eugen befreundeten Grafen Emanuel. Vgl. Wurzbach, Biogr. Lexikon XLI; Notizenblätter der historisch-statistischen Sektion der k. k. mährisch-schlesischen Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde, redigiert von Elvert, Jahrgang 1866, S. 15. (Taroucasche Handschriften im Landesarchiv.)

Etliche Abschriften kamen in das Mailänder Staatsarchiv und wurden hier bereits verwertet.

Das Brünner Exemplar ist in deutscher und französischer Sprache geschrieben, die einzelnen Abschriften dagegen, soweit bekannt, lediglich in französischer.

Außerdem ist mit Sicherheit anzunehmen, daß auch noch in andere Archive und Bibliotheken ‚Abschriften‘ gelangten.

Daß Sartori nicht im Sinne hatte, seine schriftstellerische Thätigkeit mit der Veröffentlichung der ‚hinterlassenen politischen Schriften des Prinzen Eugen‘ abzuschließen, unterliegt keinem Zweifel. Für diese Annahme sprechen zu gewichtige Thatsachen. Das früher erwähnte Manuskript: ‚Neueste Memoiren über die wichtigsten europäischen Staatsbegebenheiten unserer Zeit‘, das Sartori — wir dürfen wohl sagen, glücklicherweise — nicht mehr zum Druck brachte, ist vollständig auf der ‚Sammlung‘ aufgebaut; die Randglossen und Anmerkungen in demselben bestehen fast nur aus Briefen, die in der ‚Sammlung‘ enthalten sind, — und es sind deren nicht weniger als 84!

Außerdem hat Sartori ein Manuskript hinterlassen, welches 30 in die gedruckte ‚Sammlung‘ aufgenommene Schreiben Eugens über die ungarischen Verhältnisse enthält [1].

Endlich beruft er sich im Vorberichte zum Supplement der ‚Sammlung‘ und in seiner Erwiderung auf den Riblerschen Angriff auf eine gedruckte ‚Staatsgeschichte Österreichs vom Jahre 1273 bis zum Utrechter Frieden‘ [2]; aus dieser ‚Staatsgeschichte‘ zitiert Sartori mehrere Stellen, durch welche Eugenische Briefe in der ‚Sammlung‘ ihre Bestätigung finden sollen.

Als Verfasser dieses Werkes nennt er den Baron Waßner — dessen Sammlung von ‚Eugenischen Briefen‘ er durch Baron Smittmer erhalten haben will [3].

Von einer solchen Waßnerschen Staatsgeschichte ist aber nichts bekannt; im Drucke erschien sie überhaupt nicht [4].

Wenn es aber eine solche Waßnersche Geschichte nicht gibt, so erweist sich auch der Einwand Sartoris als unbegründet, daß die Waßnersche Sammlung aus lauter Originalien zusammengesetzt gewesen sei.

Soviel über die Geschichte der ‚Sammlung‘ und ihre Wirkungen. —

In den folgenden Abschnitten soll nunmehr der Nachweis geliefert werden, daß die ‚Sammlung‘ nach Form und Inhalt eine Fälschung ist. —

[1] Hofbibl. Mskr. 12723.

[2] Angeblich in 24 Folio-Bänden und mit vielen Beilagen.

[3] Vorrede zur ‚Sammlung‘ S. XIII.

[4] An der k. k. Hofbibliothek in Wien ist von der Existenz eines solchen Werkes nichts bekannt.

Zweiter Teil.

Kritik der Sammlung.

Erster Abschnitt.

Kritik des Inhaltes.

‚Wer sich von den Tugenden dieses großen Mannes‘ — schreibt Sartori in der Einleitung[1] zu der ‚Sammlung‘ — ‚von seiner leidenschafts- und vorurteilsfreien Unbefangenheit, von seinem edlen Herzen, von seiner bescheidenen Selbstverleugnung und von seinem angenehmen, nicht beleidigenden Witze, von seiner unverstellten Menschenfreundlichkeit, von seinem alles umfassenden Vorhersehen, von seiner klugen Einschreitungsart und der göttlichen Gabe der Standhaftigkeit in einem weiten Umfange überzeugen will, der lese und überdenke die hier gesammelten Memoiren, Noten und freundschaftlichen Briefe dieses Prinzen, in denen er in dreifachem Verhältnisse: als Feldherr, als Staatsmann und als Menschenfreund sich zeigt.‘

Wahrhaft prunkvolle Worte, würdig an die Spitze eines aus unverfälschten Quellen geschöpften, monumentalen Werkes über den großen Helden, den unvergleichlichen Staatsmann und edlen Menschen Eugen gesetzt zu werden!

Doch nicht aus Sartoris ‚Sammlung‘ schöpfe, wer die Wahrheit über den Prinzen Eugen erfahren will! Zwar wird er darin manche interessante Einzelheiten über Eugens Kriegsthaten und manches über seine staatsmännische Wirksamkeit finden, manches auch, was geeignet erscheint, ihm den Prinzen als Menschen näher zu bringen. Aber nicht den echten Eugen, wie er uns aus seiner militärischen, diplomatischen und Privatkorrespondenz entgegentritt, wird er hier kennen lernen.

So reichhaltig das Quellenmaterial für die Zeit des spanischen Erbfolgekrieges, und der Türkenkriege, sowie für die Periode der Kongresse und Friedensschlüsse ist, so dürftig ist im Verhältnisse hierzu dasjenige, was uns über die Thaten Eugens im letzten Decennium des 17. Jahrhunderts

[1] S. XII.



zu Gebote steht, — aber immerhin ausreichend, um die Unechtheit der in diese Zeit fallenden Briefe Eugens, wie sie uns Sartori überliefert hat, auf das schlagendste nachzuweisen. Viel Neues ist vor einem Menschenalter durch Arneth über Eugens Beteiligung am zweiten Reichskriege und insbesondere über die Ereignisse in Italien zu Tage gefördert worden; gar manches aber ist im unklaren geblieben, bis es in neuester Zeit verdienstvollen italienischen Historikern gelang, auch über diesen Zeitraum durch Ausbeutung italienischer Archive, wie jener zu Turin und Mailand, mehr Licht zu verbreiten.

An der Hand der echten Quellen ist es nunmehr ein leichtes, den Nachweis der Fälschung der in der ‚Sammlung‘ Sartoris enthaltenen Briefe Eugens zu erbringen.

Dieselbe beginnt mit dem Jahre 1689, also mit dem sogen. zweiten Reichskriege, den das Deutsche Reich, England und Holland gegen das übermächtige Frankreich führten.

Der erste Brief der ‚Sammlung‘ führt uns auf italienischen Boden, und zwar an den Turiner Hof, der sich bisher der Allianz noch nicht angeschlossen hatte.

Schon Arneth[1] weist darauf hin, wie wenig verlässig die Schilderung der Stellung Eugens zum Herzog Viktor Amadeus II. in diesem Briefe ist. ‚Schon einige Zeit bin ich außer allem Zusammenhange mit dem Turiner Hofe‘, läßt Sartori den Prinzen an Sinzendorf am 12. Januar 1689 schreiben, ‚und weiß nicht, wer auf die dortige Leitung der auswärtigen Geschäfte direkten Einfluß hat.‘

Nun liegen aber im Turiner Archiv aus dem Jahre 1688 zehn eigenhändige Briefe Eugens[2] an den Herzog von Savoyen, Briefe intimsten Charakters, welche eine genaue Bekanntschaft des Prinzen mit den Verhältnissen des Turiner Hofes verraten. Gerade in jener Zeit war das Verhältnis der beiden erlauchten Personen ein überaus inniges. Gleichzeitige Quellen bezeugen, daß der Herzog dem Prinzen mit liebevollster Freundschaftlichkeit entgegenkam und ihm alle erdenklichen Gefälligkeiten erwies.

Es ist bekannt[3], daß der Herzog der erste war, der sich nach Eugens Verwundung vor Belgrad (1688) teilnahmsvoll um dessen Befinden erkundigte und ihm seinen eigenen Leibarzt zur Verfügung stellte[4]; wir wissen auch, daß er die finanzielle Lage des Prinzen auf alle Weise zu bessern suchte[5].

---

[1] Prinz Eugen von Savoyen I, 443[3]. (In der Folge mit Arneth abgekürzt.)

[2] Arneth a. a. O.

[3] *D'Artanville,* Mémoires pour servir à l'histoire du prince Eugène de Savoye (2 vols., Haag 1710) I, 287.

[4] Carutti im Archivio stor. ital. XVII, 355—357. [5] *Carutti* l. c. p. 338.

Mit diesen untrüglichen Thatsachen harmoniert aber in keiner Weise der Ton, in welchem Brief Nr. 1 gehalten ist. Wie wegwerfend und bagatellmäßig drückt sich hier Eugen dem Grafen Sinzendorf gegenüber aus: ‚er schreibe dem Herzog nur ein= oder zweimal des Jahres, wenn es nach alter Sitte um Wünsche zu thun sei, und dann wisse oft das Herz nichts davon'! —

Schon im Jahre 1690 trat der Herzog von Savoyen der großen Allianz bei. Eine wirksame Unterstützung fand er im Kampfe gegen Frankreich an den Waldensern. Sartori läßt nun den Prinzen in einem Schreiben an den Hofkanzler Strattmann vom 22. Januar 1691 den Wunsch aussprechen, es möge dem Herzog gelingen, ‚die Waldenser auf alle Weise auf seine Seite zu bringen'.

Diese Angabe ist irrig, da der Herzog schon im Jahre 1690 die Thalleute für sich gewann; am 4. Juni dieses Jahres nämlich erteilte er die Ordre, man solle dieselben ‚nach ihren Thälern (von Lucerna) passieren lassen und mit Proviant versehen'. Im Laufe des Jahres 1690 fügten die Waldenser den Franzosen gewaltigen Schaden zu, besonders in den Tagen des August und November, nicht minder aber auch im Jahre 1691[1]. Auch die Schilderung der kriegerischen Ereignisse der folgenden Jahre bei Sartori ist sehr mangelhaft.

So spricht Eugen am 29. Juli 1691[2] von einem drei Tage vorher erfolgten glücklichen Entsatze der Festung Cuneo (in Oberitalien) durch die Alliierten; dieses Ereignis fällt aber auf den 28. Juni 1691. Andererseits ist aber auch von einer mühevollen Befreiung Cuneos durch Prinz Eugen nichts bekannt; daß Eugen bei dieser Gelegenheit in einen vom französischen Befehlshaber Catinat bereiteten Hinterhalt gefallen sei und sich ‚mit dem Degen in der Faust gegen eine viermal überlegene Zahl der Feinde' habe durchschlagen müssen, entbehrt jeglicher historischen Grundlage. Denn es ist bekannt, daß Generalleutnant de Bulonde vor Eugens Anmarsch die Belagerung Cuneos plötzlich abbrach[3]. — Es ist auch nicht richtig, daß die Festung Carmagnola von den Verbündeten bereits vor dem 5. September 1691 angegriffen wurde[4], da das Hauptheer derselben erst am 28. September vor diesem Platze eintraf[5].

Noch verdächtiger sind verschiedene Briefe Eugens an den General Caraffa. Es ist undenkbar, daß Prinz Eugen, ein junger Mann von 28 Jahren, seinem Vorgesetzten, dem bejahrten Caraffa, gegenüber es wagen konnte, einen befehlenden Ton anzuschlagen, ihn zum Gehorsam zu ermahnen und darauf

[1] ‚Sammlung' Nr. 3. Dagegen Theatrum Europaeum XIII, 1084; XIV, 70 sq.
[2] ‚Sammlung' Nr. 5. Arneth I, 444. [3] Arneth I, 61.
[4] ‚Sammlung' Nr. 7. [5] Arneth I, 65.

hinzuweisen, daß die ‚größte Pflicht eines Generals‘ sei, die Truppen zu schonen und ‚nie dem Eigensinn eines Dritten aufzuopfern‘, oder daß Eugen dem General Caprara, der bereits 1692 an Stelle Caraffas nach Italien gesendet worden war — was jedoch Sartori entgangen ist — Vorschriften erteilen konnte[1]. Da Eugen, wie er selbst an den Grafen Tarini schreibt, im Heere erst den fünften Rang einnahm, so konnte übrigens auch F. M. Palffy unmöglich von Prinz Eugen, wie man aus Nr. 10 schließen möchte, eine Instruktion erhalten[2].

Im Jahre 1692 erfolgte der Einfall der Alliierten in die Provence; bei Sartori dagegen wird dieses Ereignis irrtümlicherweise in das nächstfolgende Jahr verlegt, ebenso die Erkrankung des Herzogs von Savoyen bei dem Rückzuge aus Südfrankreich[3].

Auch über die Begebenheiten der folgenden Jahre würde derjenige schlecht unterrichtet sein, der lediglich den Ausführungen Sartoris folgte. Die wenigen hiervon handelnden Briefe ‚Eugens‘ sind von Irrtümern entstellt. So läßt Sartori den Herrn de Chamlay, den ersten Ratgeber des Königs Ludwig XIV. seit dem Tode Louvois’ (1690), mit dem Herzog von Savoyen im Jahre 1694 Unterhandlungen pflegen, während doch feststeht, daß Graf Tessé es war, der die Loslösung des Herzogs von der großen Allianz unternehmen sollte, Chamlays diplomatische Sendung aber bereits im Jahre 1692 erfolgte[4]. Ferner spricht Sartori[5] von ernstlichen Niederlagen der Franzosen im Kampfe mit den Waldensern im Laufe des Jahres 1694, während es sich doch in Wirklichkeit nur um Viehdiebstähle handelte. Überhaupt ist eine auffallende Vorliebe Sartoris für die Waldenser zu konstatieren. Er kann sich nicht genug darüber wundern, daß ‚diese großmütigen Leute dem Herzoge von Savoyen mit einer unerschütterlichen Treue beistehen und die Drangsale gänzlich vergessen, die ihnen ehemals der Herzog der Religion wegen zugefügt habe‘. Diese angebliche Großmut der Thalleute wird uns aber begreiflich erscheinen, wenn wir bedenken, daß der Herzog ihnen volle Gnade und Restitution in ihre vorigen Gerechtsame und Freiheiten, Gewohnheiten und Privilegien gewährte, das verhängnisvolle Religionsdekret vom Jahre 1686 widerrief und ihnen die lang entbehrte Ruhe zurückgab[6].

---

[1] ‚Sammlung‘ Nr. 6. 8. 9. Arneth I, 71. 444.

[2] Heller, Milit. Korrespondenz des Prinzen Eugen I, 138.

[3] ‚Sammlung‘ Nr. 11. 12.

[4] ‚Sammlung‘ Nr. 15. Dagegen: Mercure historique 1692, mars, p. 350 ss. Quellen in *Carutti,* Storia della diplomazia della casa di Savoia III, 211.

[5] ‚Sammlung‘ Nr. 16.

[6] *Carutti,* Storia della diplomazia etc. p. 183—184. *Monestier,* Histoire des Vaudois II, chap. 25.

Am verworrensten aber ist ‚Eugens' Schilderung des Schicksals der Festung Casale im Jahre 1695. Nach Sartori wäre Casale ‚zwar von den Alliierten erobert, dem Herzog (von Savoyen) aber von den Franzosen für 1½ Millionen Livres mit dem Beding, daß er es demoliere, verkauft worden'. Nun hatte aber im Frühjahre 1695 Viktor Amadeus mit Ludwig XIV. eine Übereinkunft getroffen, wonach er sich verpflichtete, die Befestigungen von Casale rasieren zu lassen, sobald es von den Verbündeten eingenommen sei, und die Fortifikationen während des ganzen Krieges nicht mehr aufzubauen. Am 9. Juli dieses Jahres ergab sich die Stadt, und die Festungswerke wurden abgetragen (18. September), obwohl eigentlich nur der Kaiser über Casale als Reichslehen verfügen konnte. Die Stadt selbst wurde dem Herzog von Mantua übergeben[1].

Folgen wir nunmehr dem Prinzen Eugen auf den türkischen Kriegsschauplatz und zum glorreichen Siege bei Zenta (11. September 1697)!

Mit letzterem Ereignisse beschäftigt sich der unter dem 16. September 1697 aus Peterwardein an den Grafen Sinzendorf gerichtete Brief Nr. 20. Hier schreibt Eugen: ‚Meine Pflicht hatte erfordert, den günstigen Augenblick zur Ehre und dem Vorteil der Monarchie zu benutzen, wann es schon nicht in dem Plane meiner Feinde lag, wie ich aus dem vier Stunden nach dem Treffen erbrochenen Befehl des Monarchen ersehen habe, nach welchem ich angewiesen war, jedem Treffen sorglichst auszuweichen. . . . Da auf dem linken Flügel sich schon die Kanonen hören ließen, so ersuchte ich den Überbringer, nur die Depeschen im Lager bis zur Beendigung der Bataille wohl zu verwahren, und der großen Fatigue halber einstweilen auszuruhen.' Diese ganze Erzählung ist ein Märchen.

Davon, daß Eugen vom Kaiser eine solche Ordre erhalten habe, findet sich in seinen authentischen Berichten, insbesondere aber in seiner Schlachtrelation vom 15. September, in welcher er doch sicher davon hätte Erwähnung thun müssen, keine Andeutung. Im Gegenteil besagt jene Relation ausdrücklich[2]: ‚. . . zum Beschluß und nachdem ich in die 5 und 6 Posttage ohne Schreiben gewesen, da wegen des Feindes Exkursionen die Posten und Kuriere nicht sicher laufen können, empfange ich den 13. dieses durch die zurückgekommenen und sonst von Ew. Majestät an mich abgeschickten Expressen dero beide Allergnädigste Reskripte vom 28. vorigen und 5. dieses

[1] ‚Sammlung' Nr. 17. Dagegen: Mémoires et lettres du Maréchal de Tessé I, 57—62 (Paris 1806). Mercure historique 1695, août, p. 144ss. *Wagner,* Historia Leopoldi II p. 301—306. *Carutti,* Storia della diplomazia etc. III, 227—228.

[2] Österr. milit. Zeitschr. 1811, Heft 7 (auch ‚Miscellen aus dem Gebiete der militärischen Wissenschaften' 1820, S. 592—593). Die oben zitierte Relation ist in das Generalstabswerk aufgenommen. (Feldzüge I. Serie Bd. II, Suppl.)

Monats, welche aber, gleichwie zeithero der status rerum ein anderes Aussehen bekommen, also auch mit dieser meiner Relation zu genügen beantwortet sind; nur werden Sie mir Allergnädigst erlauben, meine große Consolation bezeugen zu können, da Ew. kaiserl. Majestät nicht allein alle meine zeither gemachten Anstalten Allergnädigst approbieren, sondern auch dasjenige mir anbefehlen wollen, welches ich schon vollbracht, ehe ich gedachte dero allergnädigste Schreiben behändiget habe.‘

Auch soll sich nach Sartori unter der Beute die türkische Kriegskasse mit 3 Millionen Gulden[1] befunden haben. Eugens Schlachtbericht und seine Originalberichte aus jener Zeit erwähnen hiervon nicht das mindeste. Im Gegenteil können wir aus den Schreiben des Prinzen an den Hofkriegsrat und an den Kaiser entnehmen, daß in jenen Tagen die Geldnot im kaiserlichen Heere trotz des Sieges einen bedenklichen Grad erreicht hatte[2]. Auch zuverlässige ältere Quellen, wie Wagner, der sichtlich Originalien benutzt hat, erwähnen nichts von der Erbeutung eines solchen Kriegsschatzes.

Manche Kritiker führen gerade diesen Brief (Nr. 20) als Beweis dafür an, daß die ganze ‚Sammlung‘ eine Fälschung sein müsse; auch wollen sie in demselben Irrtümer entdecken, die nicht darin enthalten sind, insbesondere die Erzählung von dem angeblichen üblen Empfang, den der Kaiser dem Prinzen nach dessen Rückkehr aus dem türkischen Feldzuge nach Wien bereitet habe. Dieses Märchen findet sich wohl in vielen zweifelhaften älteren Quellen, wie bei Ferrari[3], Mauvillon[4], nicht aber bei Sartori. —

[1] So auch Hammer, Geschichte des osmanischen Reiches III, 901. Dagegen Österr. milit. Zeitschr. 1811, Heft 7 (Aufsatz von Schels).

[2] Im Schlachtberichte selbst bittet Eugen um die ‚vorlängst versprochene Geldrimessa‘. Vgl. auch Konferenzbericht des Hofkriegsrates an den Kaiser aus Kaiser-Ebersdorf 21. September 1697 (‚Bitten die Gemeinen demütig um eine mehrere Geldhilfe, da bei keinem Regiment soviel in der Kasse vorhanden, daß denen Leuten das Wochengeld könne gereicht werden, und ob sie schon bei dieser Aktion vielleicht einige Beute bekommen, so gehet doch solche bei ihnen wiederum also durch, wie sie sie erhalten‘). Feldzüge I. Serie Bd. II, 453. Siehe auch Eugens Bericht an den Kaiser, Szantova 5. Oktober (Feldzüge I. Serie Bd. II, Suppl. S. 81), und ganz ähnlich ein Schreiben Eugens an denselben, zwischen Zenta und Kleinkanizsa 22. September (Feldzüge I. Serie Bd. II, Suppl. S. 74).

[3] Opera tom. 3: De bello pannonico, l. I, 18. Ferrari beruft sich auf Mauvillon; er will überdies auch von des Prinzen Generaladjutanten Grafen Lynden die Bestätigung jenes Vorfalles erhalten haben. — Auch Wagner, Historia Leopoldi II p. 346, eine sonst zuverlässige Quelle, bestätigt, daß damals im Volke das Gerücht gegangen sei, Eugen habe den ausdrücklichen Befehl erhalten, sich in keine Schlacht einzulassen; bei seiner Rückkehr nach Wien sei er ungnädig empfangen worden; wenig habe gefehlt, so wäre dem Prinzen der Prozeß gemacht worden; der Kaiser aber habe, weit entfernt, ihn zu maßregeln, geäußert, jede Ehrung und Auszeichnung sei zu gering für den unvergleichlichen Ruhm Eugens.

[4] Histoire du prince Eugène de Savoye I, 250 (Wien 1770), (angeblich nach einem deutschen Manuskripte).

Am 1. November 1700 sank König Karl II. von Spanien ins Grab. So unbedeutend seine lange Regierung gewesen war, so epochemachend und folgenschwer war sein Ableben.

Eine neue Zeit brach an, wie wenige geeignet, welthistorische Gestalten zu schaffen: einen Staatsmann von bewundernswerter Ausdauer und Energie wie Wilhelm III. von England, einen Herrscher voll erhabener Größe und seltener Staatsklugheit wie Ludwig XIV., und einen der herrlichsten Helden aller Zeiten: Prinz Eugen.

Am 2. Oktober 1700 unterzeichnete der todkranke König Karl ein Testament, in welchem er den französischen Prinzen von Anjou zum Universalerben der spanischen Monarchie einsetzte. Nach Unterzeichnung des Testamentes verschlimmerte sich sein Zustand von Tag zu Tag. Drei Tage vor seinem Hinscheiden übernahm Kardinal Portocarrero die interimistische Regentschaft. Am 7. November gelangte die Nachricht vom Hinscheiden des Königs, am 9. die offizielle Kunde von der Erbeinsetzung des zweitältesten Enkels Ludwigs XIV. nach Paris. An demselben Tage erfolgte die denkwürdige Beratung in Fontainebleau.

Das wenige, was wir in Sartoris ‚Sammlung' über die welthistorischen Ereignisse erfahren, die sich um die Wende des 18. Jahrhunderts zutrugen, ist vielfach fehlerhaft. So bringt Sartori in Brief Nr. 75 (gerichtet an Graf Sinzendorf unter dem 30. Dezember 1702) ein Tableau, das der französische Staatssekretär Torcy ‚in dem großen zu Paris den 6. November 1700 . . . abgehaltenen Staatsrat vorgelegt haben' will.

Was erfahren wir aus diesem Tableau?

Nichts, was nicht auch der Adressat Sinzendorf, dem es Prinz Eugen mitteilte, als kaiserlicher Botschafter in Paris ohnedem wissen mußte! Daß der ‚deutsche Kaiser' weder Soldaten noch Geld genug habe, um allein den Kampf gegen die bourbonische Macht aufnehmen zu können, daß im übrigen die europäischen Potentaten mit ihren eigenen Verhältnissen genug zu schaffen hätten und, sei es infolge Bedrängnisse durch auswärtige Mächte oder durch innere Unruhen, verhindert seien, an dem bevorstehenden Kampfe um das spanische Erbe teilzunehmen.

Sehen wir davon ab, daß sich in diesem Tableau die bedenklichsten Irrtümer finden, wie z. B. die Verlegung der berühmten Staatsratssitzung nach Paris statt nach Fontainebleau, auf den 6. statt auf den 9. November 1700, so kann schon aus materiellen Gründen dieses Schriftstück nicht für echt gehalten werden, da sein Inhalt in völligem Widerspruche mit der authentischen Darstellung in den Memoiren Torcys[1] steht.

[1] Mémoires de Torcy I, 96—99 (Londres 1757).

Besonders ausführlich wird in der ‚Sammlung‘ Sartoris die politische Stellung des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern in diesem Zeitraume behandelt. Auffallend ist hierbei die große Sympathie, die Eugen für das Haus Wittelsbach an den Tag legt.

Sicherlich hatte der Prinz allen Grund, sich Max Emanuel dankbar zu erweisen. Denn dieser war es gewesen, der ihn auf das bereitwilligste unterstützte, als er im Sommer des Jahres 1683 auf deutschem Boden erschien, der durch Zuwendung von 1000 ungarischen Goldgulden die finanzielle Notlage des Prinzen milderte und ihm durch seine Fürsprache beim Kaiser das Dragonerregiment Kufstein verschaffte[1]. Damals war Max Emanuel mit dem Wiener Hofe noch innig befreundet. Gegen Ende des Jahrhunderts aber begann sich infolge des politischen Wettkampfes um das spanische Erbe das Verhältnis zwischen beiden Höfen immer trüber zu gestalten.

Am 9. März 1701 warf sich der Kurfürst, einst der mannhafteste Vorkämpfer Österreichs gegen die bourbonischen Raubgelüste, Frankreich völlig in die Arme.

Prinz Eugen war zwar persönlich stets bemüht, die Beziehungen zwischen Habsburg und Wittelsbach zu bessern, und riet immer — auch während des spanischen Erbfolgekrieges — zu nachsichtiger Milde, vorausgesetzt daß diese mit der Würde seines Herrn vereinbar erschien. Doch glauben wir nimmermehr, daß Eugen noch im Juni 1701 an den Grafen Kaunitz[2] folgendermaßen schreiben konnte: ‚Für mich ist nichts kränkender, als die Art, womit man sich gegen den Kurfürsten von Bayern benimmt; man brouilliert sich mit ihm, weil man das Geld nicht hat, ihm die (aus dem letzten Türkenkriege) schuldigen Subsidien zu zahlen; dieses Benehmen wird sogar noch als Mittel selbst in dem Zeitpunkte gewählt, da uns an der Freundschaft des Kurfürsten bei dem so nahen Ausbruch eines Krieges mit Frankreich mehr als jemals alles gelegen sein soll. Man sieht die Undankbarkeit bei Privatmenschen als ein Laster an, und die Höfe setzen sich mit aller Gleichgültigkeit darüber hinweg. Ich bedaure (!) unsern gerechten Monarchen, daß er bei dem vollen Bewußtsein, was das Haus Bayern sowohl zu unserer Rettung als Vergrößerung beigewirkt hat, über den Gegenstand der Subsidienzahlung nichts hören will. . . . Vielleicht ist der gegenwärtige Zeitpunkt noch günstig, durch eine schnelle Entschließung das Mißvergnügen des Kurfürsten abzuwenden. Allein, wo der schwarze Undank einmal die Oberhand hat, und wo er sich unterfängt, sogar das zarte Gewissen des Monarchen über einen solchen wichtigen Gegenstand unzugänglich zu machen,

[1] Archivio storico ital. XVII, 324 sgg. [2] ‚Sammlung‘ Nr. 41.

wird jede weitere Vorstellung vergeblich sein. Ich habe meine Pflicht erfüllt und es geradezu gesagt. Es scheint aber, daß man gleichsam mit Vorsatz den Kurfürsten von Bayern sich zum Feind machen wolle, wo man der Freundschaft desselben so sehr benötigt ist.'

Das ist nicht die Sprache eines Eugen!

Dem Prinzen war wohl bekannt, daß der treulose Kurfürst um die Mitte des Jahres 1701 in feindseliger Haltung seine Truppen zusammenzog, und daß seine am 6. Mai 1701 mit dem Grafen Schlik in Augsburg gepflogenen Unterhandlungen, ebenso wie die Schleißheimer Unterredung vom 17. August desselben Jahres, ‚lauter Spiegelfechtereien' waren und nur dazu dienten, Zeit zu gewinnen und den Kaiserhof einzuschläfern [1].

Ebenso unrichtig ist bei Sartori das Verhalten Genuas und Venedigs in der spanischen Erbfolgefrage dargestellt. Es ist völlig falsch, wenn es in Brief Nr. 33 heißt, Genua sei die erste Macht gewesen, welche Philipp V. anerkannt habe. Die Republik war und blieb neutral [2]. Daß die Republik Venedig die Neutralität nicht genau beobachtete, ist bekannt; im ersten Jahre des spanischen Erbfolgekrieges gab sie die häufigsten Beweise ihrer Zuneigung zu Frankreich. In seinen Originalbriefen beklagt sich Eugen zu wiederholten Malen darüber, daß Venedig es sich angelegen sein lasse, den französischen Waffen auf alle Weise, namentlich durch Lieferung von Proviant und sonstigem Kriegsbedarf, Vorschub zu leisten. Die Äußerung Eugens bei Sartori [3], die Erbitterung der Franzosen über die venetianische Regierung sei noch weit größer als bei der kaiserlichen Armee, entbehrt daher jeglicher Grundlage.

Auch in Bezug auf die militärischen Ereignisse dieses Jahres sind die Angaben in der ‚Sammlung' ungenau. Um nur ein Beispiel anzuführen, soll Catinat, der französische Oberbefehlshaber, das Lager schon vor dem 2. September verlassen haben, während dies in Wirklichkeit erst am 13. November geschah. —

In das Jahr 1702 fällt eine Reihe denkwürdiger Waffenthaten des Prinzen Eugen. Immer wird man dem Helden Bewunderung zollen, der es unter den schwierigsten Verhältnissen wagen konnte, den kecken Handstreich auf Cremona zu vollführen. Zwar glückte ihm dieses Unternehmen nicht vollständig, aber es gelang ihm wenigstens, dem Feinde Furcht und Schrecken einzujagen.

Bei Sartori ist diese Affaire nur mit wenigen Worten erwähnt; aber es mangelt auch hier nicht an Irrtümern. So mußte z. B. Eugen wissen,

[1] Feldzüge I. Serie Bd. IV.

[2] *Parri,* Vittorio Amedeo II ed Eugenio di Savoia p. 56. *Carutti,* Storia della diplomazia etc. III, 298. [3] ‚Sammlung' Nr. 59. Arneth I, 445.

daß Graf Dietrichstein damals nicht bei seinem Armeekorps, sondern bei jenem des Prinzen Vaudemont auf dem rechten Po-Ufer stand.

Auch die Zeitangabe bezüglich des Einmarsches des Herzogs von Vendôme (des Nachfolgers Catinats) in das brescianische Gebiet beruht auf einem Irrtum.

Am 11. Mai 1702 stand der französische Oberkommandant noch südlich des Po, einige Meilen von Cremona entfernt. Am 12. abends brach Vendôme mit dem Gros seiner Armee nach Cremona auf und erreichte es am frühen Morgen des nächsten Tages. Noch am 13. Mai zog er gegen Bordolano, das bereits im Brescianischen, aber diesseits des Oglio liegt. Die Passage über letzteren Fluß erfolgte nicht am 12. Mai, wie man nach Sartori annehmen muß, und nicht bei Quiazano, das jenseits des Oglio liegt, sondern bei Bordolano am 15. Mai, nachdem tags vorher die Brücke über denselben geschlagen worden war[1].

Von den nächstfolgenden Ereignissen, von der Wegnahme Canetos, dem Übergange Vendômes über die Chiese, von dem Handstreich Eugens auf Vendômes Hauptquartier und der Niederlage kaiserlicher Reiter am Crostolo, erfahren wir in der ‚Sammlung' nichts. Über die Schlacht bei Luzzara hat uns zwar Sartori etliche Briefe Eugens ‚erhalten'; doch entbehren auch diese der nötigen Klarheit und Genauigkeit.

So ist das Verhältnis der beiderseitigen Streitkräfte vor der Schlacht in Brief Nr. 64 ungenau angegeben. Die kaiserliche Armee betrug zu dieser Zeit keine 23 400 und die französische auch keine 53 000 Mann. Eugen selbst kannte die Stärke des feindlichen Heeres nicht genau; seine eigene Streitmacht schätzte er auf 35 000 Mann, die der Feinde auf das Doppelte[2].

Auch davon kann keine Rede sein, daß die Kaiserlichen nach der Schlacht bei Luzzara auf dem Schlachtfelde einen neuen Angriff seitens der geschlagenen Franzosen erwartet hätten[3]. Eugen berichtete sofort nach der Bataille an Palm, daß bei den Feinden ‚alles in voller Konfusion gewesen sei'[4].

Schon hieraus, sowie aus dem Umstande, daß die Walstatt von dichtem Nebelschleier bedeckt war, ergiebt sich die Unwahrscheinlichkeit obiger Angabe.

Der Rest des Feldzugs verlief ziemlich ereignislos. Als Prinz Eugen nach Wien zurückkehrte, hinterließ er seine Armee unter dem Kommando des Grafen Guido von Starhemberg in einem trostlosen Zustande: stark zusammen-

---

[1] ‚Sammlung' Nr. 60. Arneth I, 175.

[2] Feldzüge I. Serie Bd. IV, Suppl. S. 173 (Eugen an Locher, Montanara 3. Juli 1702).

[3] ‚Sammlung' Nr. 64.

[4] Feldzüge I. Serie Bd. IV, Suppl. S. 222; ähnlich in einem Schreiben an den Grafen Goes aus Luzzara 16. August 1702.

geschmolzen, ohne Geld und Proviant, ringsum von zweifelhaften Freunden und offenkundigen Feinden umgeben.

Es ist auffällig, daß sich gerade in den ‚Briefen Eugens‘ an den Grafen Starhemberg vom Jahre 1703 die gröbsten Fehler und die bedenklichsten Widersprüche finden. So schreibt Eugen am 29.[1] Februar an den Grafen: ‚er habe der Ernennung zum Hofkriegsratspräsidenten Folge leisten müssen‘. Etwa 1 1/2 Monate später spricht er demselben Adressaten gegenüber die Hoffnung aus, daß ‚bei dem Hofkriegsrate eine Veränderung vor sich gehen‘ werde, die ihn in den Stand setzen dürfte, Starhembergs ‚Wünschen besser entsprechen zu können‘[2]. In Wirklichkeit erfolgte Eugens Ernennung zum Präsidenten des Hofkriegsrates erst am 3. Juli 1703[3]. Andererseits zeigt sich Eugen bei Sartori gerade über jene Verhältnisse am schlechtesten unterrichtet, über die er durch seine fortgesetzte Korrespondenz mit Starhemberg genau informiert sein mußte. Bemerkungen wie die in Nr. 78 enthaltene: ‚Mir scheint es, daß Italien für dieses Jahr nicht in ihrem (der Franzosen) Plane liege‘, verraten nur zu deutlich, daß sie nicht von Eugen stammen können. —

Ebenso ungenau sind in der Sartorischen ‚Sammlung‘ die auf die tirolischen Ereignisse bezüglichen Angaben. Wenn Eugen am 22. Juni 1703[4] an Starhemberg schreibt, ‚er habe Heister schon vor einigen Wochen den Befehl gegeben, zu einer Expedition in das Tirol sich in Marsch zu setzen‘, so eilt er den Ereignissen voraus. Die Ernennung des Grafen Sigbert Heister zum Kommandanten und k. k. Kommissär von Tirol erfolgte erst im August 1703. Offenbar liegt eine Verwechslung mit dem Generalfeldwachtmeister Graf Solari vor. Denn diesem erteilte der Hofkriegsrat am 21. Juni den Befehl, sich mit sechs Bataillonen durch das Pusterthal nach Tirol in Marsch zu setzen[5]. Erst auf Grund einer späteren Anordnung trat an Stelle Solaris, den Eugen vorgeschlagen hatte, Feldzeugmeister Heister.

Auch über dessen Operationen weiß Eugen nur wenig Genaues zu berichten. Heister soll nach Sartori ‚in dem Augenblicke vor Trient eingetroffen sein, wo das Schicksal der Stadt von seiner Gegenwart abhing‘[6]. In Wirklichkeit verhielt sich die Sache anders. Heister wandte sich Ende August auf die Nachricht, daß die Franzosen sich im vollen Anmarsche gegen Trient befänden, nach Innsbruck und von hier gegen Kufstein. Nach Trient kam Heister erst, als die Franzosen den Rückmarsch angetreten hatten[7].

---

[1] ‚Sammlung‘ Nr. 77 (vom 29. Februar 1703; Sartori scheint dieses Jahr für ein Schaltjahr gehalten zu haben).

[2] ‚Sammlung‘ Nr. 78 (vom 17. April 1703).

[3] Feldzüge I. Serie Bd. V, S. 30. [4] ‚Sammlung‘ Nr. 80.

[5] Feldzüge I. Serie Bd. V, Suppl. S. 80 (Eugen an Solari 21. Juni 1703).

[6] ‚Sammlung‘ Nr. 83. [7] Feldzüge I. Serie Bd. V, S. 494—499.

Heisters Thätigkeit in Tirol war nur von kurzer Dauer. Infolge der bittern Klagen, die über seine Eigenmächtigkeit an den Wiener Hof gelangt waren, wurde er seiner Stellung als kaiserlicher Kommissär für Tirol enthoben und mit dem Kommando über die in Ungarn stehenden Truppen betraut. Die Übernahme desselben erfolgte aber erst im Anfange des nächsten Jahres.

Es ist daher undenkbar, daß Heister, wie Sartori den Prinzen unter dem 12. November 1703[1] an Graf Palffy schreiben läßt, zu dieser Zeit ‚durch seine forcierten Märsche zur Deckung Preßburgs beigetragen habe'. Ebenso unrichtig ist auch die Angabe in Brief Nr. 91 (vom 20. Februar 1704), ‚Heister habe in diesen Tagen seine Expeditionen gegen die Rebellen fortgesetzt'. Denn es liegt eine glaubwürdige ‚Lettre de Vienne'[2] von demselben Tage vor, welche besagt, daß Heister sich eben damals nach Preßburg zurückgezogen habe.

Auch das Urteil, das Eugen bei Sartori über Heisters militärische Tüchtigkeit fällt, steht mit der wirklichen Ansicht des Prinzen in Widerspruch. Bei Sartori schreibt Eugen unter dem 22. Februar 1704 an Graf Palffy[3]: ‚Ich wünsche nur, daß General Heister sich durch die von der hierorts befindlichen französischen Partei gegen ihn gerichteten Beschwerden und Beschuldigungen nicht irre machen lasse. . . . Diese Beschuldigungen zielen nur dahin, um die guten Generäle zu entfernen.'

In Wirklichkeit tadelte Eugen zu wiederholten Malen Heisters ‚forcierte Märsche, die ihn des gänzlichen Zusammenhangs mit Österreich beraubten'; seine ‚Kriegsmanieren und Dispositionen seien so konfus, daß ein großes Unglück nicht ausbleiben könne'. —

Von den das Jahr 1704 behandelnden Schreiben Eugens ist es namentlich Brief Nr. 103 (datiert Kronweißenburg 26. Oktober 1704, an Graf Goes), welcher unsere volle Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

Man hat wiederholt die ‚Sammlung' plump und geistlos genannt. Es läßt sich nicht leugnen — und es wird dies an geeigneter Stelle nachgewiesen werden —, daß sie eine sehr große Anzahl schlecht erfundener und schlecht erzählter Historien enthält.

Indessen finden sich darin manche Briefe, welche wegen ihres ansprechenden Inhalts und des geschmackvolleren Vortrags nicht verfehlen, in dem Leser Interesse zu erwecken.

Zu diesen gehört insbesondere Nr. 103, weshalb wir ihn an dieser Stelle seinem vollständigen Wortlaute nach wiedergeben:

---

[1] ‚Sammlung' Nr. 85. [2] Bei Lamberty XIII, 441.
[3] ‚Sammlung' Nr. 92.

‚Hat jemand bei der Bataille von Höchstädt die mißliche Stellung unserer Armee und vorzüglich unseres rechten Flügels richtig eingesehen und beurteilt, so war es gewiß der Kurfürst von Bayern. Wie viele Mühe kostete es mich, nur über meine Besorgnisse Meister zu werden. Dreimal fiel der Kurfürst (immer an der Fronte seiner Truppen) mit einer unaussprechlichen Wut auf meinen Flügel hin. Er kannte die Lage des Terrains besser, als es uns möglich war, sie zu übersehen; die Sümpfe, die seine Truppen gegen unsern Widerstand schützten, wußte er mit jedem Angriff zu nützen; er berechnete die Mattigkeit meiner Armee; er sah die Beschwerlichkeiten, ihm mit Nachdruck zu begegnen, und er war Augenzeuge selbst von dem Mißmut meiner Truppen. Ich hatte kaum Pistolen genug, um das Zurückweichen meiner Kürassiere zu verhindern; genötigt, selbst sie von den Pferden zu schießen, warf ich mich mit der Kavallerie in die Linie, um durch die Sümpfe mit vielem Verlust durchzusetzen; alle meine Angriffe wurden von dem Kurfürsten durch seine ausgeruhten Truppen zurückgeschlagen; der Kurfürst war mehr als einmal, so wie ich, in der Gefahr, abgeschnitten und gefangen zu werden. Würde ihn und seinen linken Flügel die unvermutete Nachricht wegen Talards Gefangennehmung, die ich fast zu gleicher Zeit erfuhr, nicht in Verlegenheit gebracht haben, so würde mir das Vorrücken unmöglich gewesen sein. — Die Geistesgegenwart dieses Fürsten bei seinem dem Angriffe in der Schnelligkeit ganz gleichen Zurückzuge übertrifft alles, was man erwarten konnte: er setzte mich ganz außer Stand, ihm in dem Nachrücken durch meine Angriffe Abbruch zu thun. Immer war ein Korps der Infanterie zwischen die Kavallerie gestellt, immer das Feuer im Rückzuge so anhaltend als im Vorrücken. — Hätte der tapfere Prinz Anhalt, ohne erinnert zu werden, und aus eigenem Antriebe, uns nicht aller Orten, wo es zu fehlen schien, mit einer unbeschreiblichen Unerschrockenheit und Anstrengung der preußischen Truppen unterstützt, so würde dieser Tag für mich vielleicht der unglücklichste meines Lebens gewesen sein. Ich bemerke Ihnen dieses alles aus keiner andern Absicht, als es bei Gelegenheit den Herren Generalstaaten zu Gemüte zu führen, was sie durch ihr ökonomisches Benehmen der gemeinsamen Sache an dem Kurfürsten von Bayern für einen wichtigen Freund genommen, und welchen noch weit gefährlicheren Feind sie sich an demselben zugezogen haben. — Dies sind jene Gelegenheiten, wo man in dem Feinde den großen Schaden des verkannten Freundes leider erkennen muß.‘

Dieser Brief hat in einige neuere Werke Aufnahme gefunden, so in Parris Werk: ‚Vittorio Amedeo II ed Eugenio di Savoia nelle guerre della successione spagnuola‘ [1], und in v. Landmanns Schrift: ‚Die Kriegs=

[1] p. 139.

führung des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern in den Jahren 1703 und 1704'[1].

Beide Verfasser scheinen den genannten Brief aus dem unheilvollen Werke von Kausler[2] geschöpft zu haben.

Ausnahmsweise ist die Datierung des Briefes Nr. 103 nicht zu beanstanden. Dagegen giebt der Inhalt desselben zu ausführlicherer Erörterung Veranlassung.

Leider hat sich der Originalbericht, den Eugen nach der Schlacht bei Höchstädt an den Kaiser sandte, in den Wiener Archiven nicht vorgefunden. Doch lassen sich an der Hand der Darstellung bei Pelet[3], Coxe[4], Murray[5], Arneth[6] und in den ‚Feldzügen'[7] die in dem Briefe enthaltenen Irrtümer leicht nachweisen.

Wie in andern Schreiben der ‚Sammlung' zeigt Eugen auch in Brief Nr. 103 eine auffallende Vorliebe für Bayern.

Es soll nimmermehr geleugnet werden, daß Max Emanuel es war, der in dieser Schlacht die Ehre der Franco-Bavaren rettete, weshalb auch die gleichzeitigen Geschichtschreiber seine bewunderungswürdige Tapferkeit und sein militärisches Genie rühmend hervorheben. Wir wissen auch, daß es Eugen erst beim dritten Angriffe gelang, die Linien des Kurfürsten zu durchbrechen, und daß letzterer mit großem Geschick den Rückzug seines geschlagenen Heeres gegen Nörslingen leitete[8].

Indessen ist es sicherlich ein zweifelhaftes Lob, das Eugen in der ‚Sammlung' dem Kurfürsten spendet, wenn er von einem ‚in der Schnelligkeit dem Angriffe ganz gleichen Rückzuge' desselben spricht. Auch ist es zum mindesten schief und inkorrekt ausgedrückt, wenn es bei Sartori heißt: ‚es sei (beim Rückzuge) immer ein Korps der Infanterie zwischen die Kavallerie gestellt gewesen'. Max Emanuels und Marsins Reiterei nahmen die Infanterie des Zentrums und von Ober-Glauheim teilweise zu sich, und in diesen drei Kolonnen ging der linke Flügel der Franco-Bavaren im Schritte zurück[9]. Am allerauffallendsten aber ist der Schlußsatz des Briefes: ‚Dies sind jene Gelegenheiten, wo man in dem Feinde den großen Schaden des verkannten Freundes erkennen muß.' Hören wir, was Graf Wratislaw an den Kaiser am 14. Juni 1704 berichtet: ‚Auf des Markgrafen (von Baden) Verlangen hat man dem Marlborough des Kurfürsten gethane Passus (Annäherungsversuche an den Wiener Hof) eröffnet, welcher (der Herzog) sie

---

[1] S. 76. [2] Siehe I. Teil dieser Abhandlung S. 14.
[3] Bd. IV. [4] Memoiren Marlboroughs Bd. II ab initio.
[5] Dispatches of Marlborough I, 394—409. [6] I, 259 ff.
[7] I. Serie Bd. VI, Suppl. S. 514. [8] Arneth I, 268.
[9] Feldzüge I. Serie Bd. VI, Suppl. S. 514.

als ein Amusement ansah, mit welchem wir uns nicht sollten lassen aufhalten, und hat gleichsam zu verstehen gegeben, er wisse nicht recht, ob Euer kaiserlicher Majestät Ernst wäre, dem Kurfürsten rechtschaffen wehe zu thun, welchen Argwohn der Prinz (Eugen) ihm mit Versicherung des contrarii benommen . . .'[1] — Ferner ist es eine Übertreibung, wenn ‚Eugen' schreibt, ‚er habe in der Schlacht kaum Pistolen genug gehabt, um das Zurückweichen seiner Kürassiere zu verhindern, und sei genötigt gewesen, sie selbst von den Pferden zu schießen'. Nur einige ältere, wenig zuverlässige Quellen wissen davon zu erzählen, daß der Prinz in der Schlacht zwei flüchtige kaiserliche Reiter eigenhändig niedergeschossen haben soll[2].

Noch eine andere Persönlichkeit tritt in vorliegendem Briefe in den Vordergrund, Prinz Leopold von Anhalt-Dessau. Wir sind keineswegs gewillt, den Ruhm des wackern Dessauers zu schmälern. Aber es ist undenkbar, daß sich Prinz Eugen in der oben angeführten Weise über dessen Verhalten in der Schlacht geäußert habe. Selbst das Schreiben[3], das Eugen am 16. August an den König von Preußen richtete, ist zwar in den verbindlichsten Ausdrücken gehalten — er spricht hier von der heldenmütigen Anführung, dem preiswürdigen Exempel und dem unsterblichen Ruhme Leopolds —, aber es ist frei von jeglicher Überschwenglichkeit.

Noch befremdender ist die Lobpreisung der preußischen Truppen in Brief Nr. 98. Hier schreibt ‚Eugen' an Graf Strattmann: ‚Vergessen Sie ja nicht, dem preußischen Minister bei jeder Gelegenheit zu melden, daß mich in meinem Diensteifer nichts so sehr erhitzen konnte, als das meisterhafte Beispiel der Tapferkeit des Prinzen von Anhalt, das er mir und der gesamten Armee durch seinen unbeschreiblichen Mut, Aufmerksamkeit und Anstrengung gab. Ich habe die Ausdrücke der Rührung nicht gefunden, mit denen ich das ausgezeichnete und sehr seltene Benehmen dieses Prinzen seinem Souverän, dem König von Preußen, zu beschreiben und zu rühmen mich verbunden fand. Für meine ganze militärische Carriere ist dieser heiße Tag an Besorgnissen, aber auch an Ermunterung und Erholung gleich merkwürdig, die mir das fast unnachahmliche Beispiel dieses Prinzen verschaffte. . . . Es wäre zu wünschen, daß auch unsere Truppen statt des beständigen Zwangs ein solcher heldenmütiger Geist beseelte.'[4]

[1] Feldzüge I. Serie Bd. VI, Suppl. S. 826.

[2] So ‚Heldenthaten des grossen Feld-Herrns Eugenii' rc. (Nürnberg, Riegel) II, 240.

[3] Feldzüge I. Serie Bd. VI, Suppl. S. 144; vgl. auch Stenzel, Geschichte des preuß. Staats III, 132 f.

[4] Bei Parri (l. c. p. 139) in französischer Sprache enthalten. Auch in Brief Nr. 132 vom 22. September 1706 kehren die zwecklos übertriebenen Lobpreisungen der Preußen

Niemals kam es Prinz Eugen in den Sinn, die preußischen Truppen auf Kosten der kaiserlichen, wenngleich sich dieselben in der Schlacht bei Höchstädt weniger tüchtig zeigten, zu verherrlichen. In dem erwähnten Schreiben an König Friedrich spricht Eugen ohne Übertreibung und ohne den Ruhm der kaiserlichen Truppen zu schmälern, von der ‚unerschrockenen Standhaftigkeit und von der höchst rühmlichen Tapferkeit' der Brandenburger.

Wer also den Anteil der Preußen an dem glorreichen Siege von Höchstädt objektiv darstellen will, schöpfe nicht aus Sartori oder Kausler![1] —

Der Rest des Feldzugs wurde durch die Belagerung Landaus seitens der Alliierten ausgefüllt.

Es ist eine oft wiederholte und auch bei Sartori[2] erwähnte Fabel, Eugen und der Herzog von Marlborough hätten diese Unternehmung nicht gebilligt. Marlborough hatte dieselbe schon vor Beginn des Feldzugs gewünscht und sogar von Eugen einen Plan für diesen Zweck verlangt[3]. Auch am 19. September 1704 schrieb der Herzog an den Großschatzmeister Godolphin: ‚Ihr letztes Schreiben macht es mir notwendig, daß ich Ihnen meine Beweggründe für diesen Angriff auf Landau ausführlich auseinandersetze. Wäre diese Unternehmung nicht nach meiner Meinung unerläßlich, so würde ich gerne dem großen Teile des Heeres willfahren haben, welches, seit das ganze rechte Ufer des Rheins gesäubert ist, genug gethan zu haben erachtet, und allzugerne Winterquartiere im Württembergischen, in der feindlichen Pfalz, am Bodensee und im eroberten Bayern bezogen hätte. . . . Aber die gemeine Sache würde ungemein dabei gelitten haben. . . . Durch die Wegnahme Landaus wird es möglich, den größten Teil unserer Heere auf das linke Rheinufer herüberzuziehen.'[4]

Das Streben der Verbündeten war von Erfolg begleitet; doch erst am 26. November kapitulierte der ruhmvolle Verteidiger Landaus, Graf Laubanie.

---

und des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau wieder. (Hiernach hätten die preußischen Truppen vor Turin an Mut und vorzüglich an Ordnung die Kaiserlichen ‚weit übertroffen'.) In seinem authentischen Schlachtberichte läßt Eugen beiden Teilen volle Gerechtigkeit widerfahren. Eine Stelle aus Brief Nr. 132 findet sich bei Parri (l. c. p. 183) in französischer Sprache.

[1] Siehe auch Erdmannsdörffer, Deutsche Geschichte vom westfälischen Frieden bis zum Regierungsantritte Friedrichs des Großen II, 207[2], gegen Droysen, Geschichte der preußischen Politik IV[1], 286.

[2] ‚Sammlung' Nr. 100. 96. [3] Arneth I, 278.

[4] Coxe a. a. O. II, 69. Ähnlich Feldzüge I. Serie Bd. VI, Suppl. S. 727 (Konferenzbeschluß über das von dem Generalleutnant Markgrafen Ludwig von Baden eingesandte Operationsprojekt vom 12. April 1704).

Nach dem Falle der Festung begaben sich die kaiserlichen Truppen zum größten Teile in die Winterquartiere. Eugen selbst widmete seine ganze Thätigkeit der Ordnung der bayerischen Verhältnisse und kehrte um die Wende des Jahres 1704/1705 nach Wien zurück.

Traurig war die Lage, die er hier vorfand. Trübe Nachrichten waren aus Oberitalien und Ungarn eingelaufen. Überall herrschte Not und Verwirrung. ‚Kein Geld‘, klagte Eugen in einem Schreiben an Hofkriegsrat Locher, ‚keine Magazine, keine Munition, keine Anstalt, kein Ernst, kein Eifer, keine Sorge und doch gleichwohl Krieg führen, triumphieren, und Krone und Szepter samt Land und Leuten gewinnen wollen — das sind Contradictoria, die ich nicht mehr auseinander klauben kann.‘[1]

In dieser Lage befand sich der österreichische Kaiserstaat, als Leopold I. am 5. Mai 1705 starb.

Eugen weilte in diesen Tagen nicht mehr in Wien. Schon am 17. April war er nach dem italienischen Kriegsschauplatze abgereist und am 23. April in Roveredo angelangt.

Am 14. Mai traf ihn die Nachricht vom Hinscheiden des Kaisers. ‚Eugens Trauer war eine aufrichtige; denn er hatte an Leopold einen Vater verloren, der ihn in dem ersten Augenblicke ihres Zusammentreffens mit Zuvorkommenheit empfangen, ihn seither mit Gnadenbeweisen überhäuft und seine Liebe, sein Vertrauen zu ihm von Tag zu Tag gesteigert hatte.‘[2]

Empörend ist die herzlose Äußerung, die Sartori dem Prinzen Eugen über dieses Ereignis in den Mund legt[3]. ‚Der Todesfall des Kaisers‘, läßt er ihn an Graf Guido von Starhemberg schreiben, ‚verlängert meinen Aufenthalt zu Wien noch um einige Tage. Der Geschäftsgang, der ohnehin nicht vorangeht, wird durch das Ceremoniell und durch die Verwirrung bei einem solchen Ereignisse noch mehr gehindert. . . . In längstens drei Tagen hoffe ich los zu werden.‘ —

Auch der Feldzug des Jahres 1705 brachte keine wesentliche Besserung der allgemeinen Lage.

Eugen glückte es nicht, nach Piemont vorzudringen und sich mit dem Herzog von Savoyen zu vereinigen — trotz oder vielmehr infolge der Schlacht bei Cassano.

Abwechslungsreicher gestalteten sich die Ereignisse auf dem ungarischen Kriegsschauplatze. Das Jahr 1704 hatte mit der völligen Niederlage der

[1] Feldzüge I. Serie Bd. VI, Suppl. S. 187.

[2] Arneth I, 310. Siehe auch *Parri* l. c. p. 147 (Eugen an Molinari, 29. Mai 1705) und Feldzüge I. Serie Bd. VII, Suppl. S. 120 (Eugen an den Kaiser Joseph, aus Salò, 18. Mai 1705).

[3] ‚Sammlung‘ Nr. 108.

Malkontenten bei Tyrnau geendigt. Doch war es den kaiserlichen Waffen nicht gelungen, von diesem Siege erheblichen Nutzen zu ziehen.

Als Kaiser Joseph I. ans Ruder kam, schien es für einen Augenblick, als sollte es in Ungarn ruhiger werden. Daß dies nicht geschah, dafür sorgten die französischen Intriguen.

Bereits am 14. Mai 1705 erließ Joseph I. ein Manifest an die Ungarn[1], am Tage darauf der Palatin.

Andererseits ließ es Rákóczy nicht an Versicherungen der Treue und Ergebenheit fehlen; sein Sendschreiben an den Kaiser vom 8. Juli (nicht vor dem 24. Mai, wie Eugen bei Sartori angiebt)[2] war nicht redlich gemeint; denn es enthielt nur ‚wenig Greifbares, wenig aufrichtige Friedensliebe und patriotische Selbstverleugnung'.

Bei Sartori ist die Darstellung der ungarischen Verhältnisse höchst ungenau. So bezeugt Eugen in einem Schreiben vom 3. Dezember 1705[3] dem Grafen Sinzendorf seine Freude über die Erfolge des Generals Heister im Kampfe gegen die Rebellen. Schade nur, daß dieser schon im Frühjahr 1705 vom ungarischen Schauplatze abberufen wurde! Eugen ist überhaupt darüber im Unklaren, wer die kaiserlichen Truppen in Ungarn in den Jahren 1705 und 1706 kommandierte. In Nr. 125 schreibt Eugen unter dem 21. Juli 1706 an den Grafen Palffy: ‚Die mitgeteilte Nachricht von dem Siege, den der Graf Herberstein über den Batthyany bei Simothurna erfochten hat, hat mich weit mehr als jene wegen des den 11. Mai auf drei Monate geschlossenen Waffenstillstandes erfreut.' Damals führte Herberstein in Ungarn überhaupt kein Kommando. Auch der Waffenstillstand zwischen dem Kaiser und den ‚Confoederati status regni Hungariae' kam nicht am 11., sondern am 8. Mai 1706 zu stande; er sollte sich auf Ungarn und Siebenbürgen erstrecken und bis zum 1. Juli währen. Seine Dauer war also ursprünglich auf etwa zwei (nicht drei) Monate berechnet; nur bei günstigem Verlaufe der Unterhandlungen sollte er verlängert werden. Obwohl letztere nicht von statten gingen, und obwohl sich in Wien allmählich die Überzeugung Bahn gebrochen hatte, daß man auf die ‚exorbitanten und impertinenten Forderungen der Rebellen' hin abermals ans Glück der Waffen werde appellieren müssen, bestürmten die Mediatoren (die Seemächte) den Kaiser um eine Verlängerung des Waffenstillstandes, welcher ihnen auch durch Reskript vom 24. Juli bewilligt wurde[4].

---

[1] Noorden, Europäische Geschichte II, 139.

[2] ‚Sammlung' Nr. 109. Dagegen Krones, Geschichte der Neuzeit Österreichs S. 66. Höfler, Ungarischer Ausgleich vom Jahre 1705 (Archiv f. österr. Geschichte XLIII). Krones, Zur Geschichte Ungarns im Zeitalter Franz Rákóczys (ebd. XLII. XLIII); Histoire des révolutions d'Hongrie III.

[3] ‚Sammlung' Nr. 118. [4] Noorden a. a. O. II, 227 ff.

Was die ungarischen Ereignisse des Jahres 1707 anlangt, so erfahren wir bei Sartori, daß Rußland damals gar ‚kein Interesse daran gehabt habe, den ungarischen Rebellen beizustehen‘[1]. Thatsächlich schloß jedoch der Zar am 4. September 1707 mit der Konföderation ein förmliches Bündnis. Andererseits stand jedoch nicht ganz Ungarn hinter den Malkontenten. Wie Krones[2] hervorhebt, waren es insbesondere die finanziellen und militärischen Zwangsmaßregeln der Konföderation, welche viele zu verdrossenen Anhängern derselben machten. Vor allem zählten die Jesuiten nicht mehr zu ihren Freunden. Rákóczy war entschlossen, die Belassung des Ordens in Ungarn an die allerhärtesten Bedingungen zu knüpfen. Die Jesuiten mußten sogar den Konföderierten gegenüber die Verpflichtung gänzlicher Enthaltsamkeit in politicis eingehen[3]. Eine schwere Zeit begann nun für den Orden. Als ‚verlogener Helfer und eigennütziger politischer Intriguenstifter‘ von den Führern der Konföderation gebrandmarkt und vom Kaiserhofe mit scheelen Augen angesehen, versuchte derselbe alle Mittel, um aus seiner unbequemen Lage zu entkommen, und warf sich endlich dem Kaiser in die Arme. Damit war aber auch sein Schicksal in Ungarn besiegelt. Die Onoder Beschlüsse vom Juni 1707 verbannten die Jesuiten aus Ungarn[4].

In der Sartorischen ‚Sammlung‘ berührt Eugen wiederholt die Jesuitenfrage. Doch entspricht seine Darstellung in keiner Weise den Thatsachen.

Insbesondere konnte Eugen am 21. November 1707[5] — also zu einer Zeit, wo der Orden bereits aus Ungarn, soweit dasselbe im Besitze der Konföderation war, vertrieben war — nicht mehr von einer ‚Anhänglichkeit‘ des Ordens an die ‚Rebellenhäupter‘ sprechen. Ebenso unbegründet ist aber auch das vernichtende Urteil, das Eugen in demselben Briefe über das Verhalten des Papstes in der ungarischen Frage fällt. Eugen geht hierin soweit, daß er die Kurie geradezu für die ungarischen Wirren und ‚alles Unheil, das jetzt das unschuldige Ungarn‘ treffe, verantwortlich macht.

Schon am 2. September 1707[6] — also im Zeitpunkte des schwersten Konfliktes — hatte Papst Clemens XI. ein eindringliches Schreiben an die ungarische Geistlichkeit gerichtet und derselben jegliche Einmischung in politische Angelegenheiten und insbesondere die Parteinahme für die Malkontenten auf das strengste untersagt. ‚Der Papst sah recht gut ein, daß die ungarische Rebellion auch dem Katholizismus gefährlich werden könnte, und handelte in

[1] ‚Sammlung‘ Nr. 152; aber Feldzüge I. Serie Bd. IX, S. 10—11. Noorden a. a. O. II, 586.

[2] Geschichte der Neuzeit Österreichs S. 99.

[3] Krones im Archiv f. österr. Geschichte XLII.

[4] Krones, Geschichte der Neuzeit Österreichs S. 99.

[5] ‚Sammlung‘ Nr. 156.

[6] Landau, Rom, Wien und Neapel S. 439.

seinem Interesse so gut wie in dem des Kaisers, wenn er sie verdammte, und alles, was die Rebellen gegen Macht und Gesetz, gegen die Würde des Kaisers thaten, für null und nichtig erklärte.'

Kehren wir nun zum Kriegsjahre 1706 zurück, und begeben wir uns im Geiste auf den italienischen Kriegsschauplatz.

Im Juli dieses Jahres gelang es dem Prinzen Eugen, die Etsch und den Po zu überschreiten, in einem herrlichen Zuge durch das Land südlich des Po gegen Turin vorzudringen und sich mit dem Herzog Viktor Amadeus von Savoyen zu vereinigen. Von dem Po-Übergange spricht Eugen bei Sartori in einem Schreiben an den Grafen Strattmann vom 29. Juli 1706[1] als von einem baldigst zu erwartenden Ereignisse, während doch der Prinz bereits am 17. Juli den Po überschritten hatte; am auffallendsten ist aber der Umstand, daß dieser Brief aus Finale di Modena datiert ist, das südlich des Po liegt.

Auch ist ganz unrichtig, daß Graf Reventlau den Franzosen in diesem Feldzuge bei Montechiaro eine Schlappe beigebracht habe; in Wirklichkeit verhielt sich die Sache umgekehrt.

Völlig wertlos aber sind jene Briefe, welche die Ereignisse vor Turin behandeln. Hier vermag uns Eugen nichts zu bieten als seichte und geschmacklose Anekdoten[2].

Weit besser und genauer ist die Schilderung der Expedition der Alliierten nach Toulon im Jahre 1707 und der Stellungnahme des Herzogs von Savoyen und der Seemächte, sowie des Prinzen Eugen zu diesem Projekte. Man wird an dieser Darstellung wenig auszusetzen haben. Doch harmonieren die übertriebenen Lobsprüche, die Eugen bei Sartori[3] dem Herzog erteilt, nicht mit dem wirklichen Urteile, das der Prinz über Viktor Amadeus in einem Schreiben an Wratislaw vom 4. August 1707[4] fällt. ‚Ich muß erklären', schreibt er hier, ‚daß ich nicht gerne einem andern als meinem Gebieter und seinen aufgestellten Behörden untergeordnet bleibe, obschon ich mir es noch länger gefallen lassen müßte, wenn wir in der Provence überwintern. Der Herzog von Savoyen durchschaute mit seiner bekannten Feinheit die Schwierigkeiten, um nicht zu sagen Unmöglichkeiten, des Unternehmens; allein er sah, daß es nicht abzulehnen sei, weil England und Holland, ohne Gegenvorstellungen anzuhören, darauf drangen. Er fand daher keinen Ausweg, als es ganz auf mich zu wälzen, und that es mit unglaublicher Schlauheit. Er rühmte meine ausgezeichneten Fähigkeiten und versicherte, nur ich könne mit den Truppen machen, was mir beliebe. Seit

[1] ‚Sammlung' Nr. 129; aber Arneth I, 360—361.
[2] ‚Sammlung' Nr. 131. 133. 135.
[3] ‚Sammlung' Nr. 153.
[4] Coxe, Memoiren Marlboroughs III, 507.

er mich an seiner Seite hat, weist er alle Anfragen an mich mit dem Beisatze, es sei ganz in seiner Absicht, zum großen Werke mitzuwirken, dessen wichtige Vorteile er anerkenne; allein in der Ausführung müsse er sich meinem Rate, meiner Erfahrung und Leitung überlassen.'

Ebenso schief ist das Urteil Eugens über die Neapolitaner. In Brief Nr. 151 teilt er dem Grafen Strattmann den Inhalt eines vom Grafen Daun, dem Eroberer Neapels, an ihn gerichteten Schreibens mit, welches folgenden Wortlaut haben soll: ‚... Wären die Neapolitaner nur ein einer menschlichen Ausbildung fähiges Volk, so würde es mit der Eroberung unsererseits übel ausgesehen haben. Die Franzosen haben sich aller Mittel bedient, um dieses schwache Volk zu verführen, dem die Umwälzung seiner Verfassung eine ganz gleichgültige Sache zu sein scheint. Gott gebe, daß unsere Besitznehmung nicht durch den bösen Charakter dieser Nation gestört werde. Man glaubt, einige wenige respektable Familien ausgenommen, sich mehr unter Tieren als unter Menschen zu befinden. Bei jeder Gelegenheit fällt mir die Erinnerung ein, die E. D. mir über die Neapolitaner machten, daß man ihnen Maulkörbe anwerfen, diese aber immer mit Honig bestreichen solle, um ihnen die Beschwerden derselben vergessen zu machen.' Zwar schildert uns Graf Daun die große Masse der neapolitanischen Bevölkerung als veränderlich, das Volk als verarmt, den Adel und den ihm ‚bluts- und interessenverwandten Klerus' als fast ganz anjouistisch gesinnt; doch weiß er uns gar manche kraftvolle Züge aus jener Zeit, manche interessante und wichtige Einzelheiten über den glänzenden Empfang der Kaiserlichen auf neapolitanischem Boden zu erzählen [1].

Die Eroberung Neapels war der einzige Erfolg, den die kaiserlichen Waffen im Jahre 1707 errangen. Der Einfall in die Provence endigte mit einem kläglichen Rückzuge; auch die Demütigung des Papstes mißlang. Ebenso ungünstig waren die Ereignisse in Spanien und Ungarn. —

Wenig Anlaß zur Kritik giebt uns die Darstellung der Begebenheiten des Jahres 1708 in der Sartorischen ‚Sammlung'. Irrig ist die in Brief Nr. 160 ausgesprochene Behauptung, die Festungen Gent und Brügge seien bereits in der Zeit vor dem 10. Juni eingenommen worden; diese Plätze fielen erst am 6. Juli.

Besonders auffallend ist der Inhalt des Briefes Nr. 172 (vom 2. November 1708). In demselben berichtet Eugen, es habe ihm am 14. Oktober nachmittags, also in dem Zeitpunkte, wo seine Mutter gestorben sei, geträumt, diese liege tot in den Tranchéen vor Lille; als er aufgewacht sei, habe ihm

[1] Landau, Rom, Wien und Neapel S. 317; Memoiren Carafas II, 288; *Parri* l. c. p. 253ff., und die bei Landau (a. a. O.) angegebenen Quellen.

sein Adjutant die Kunde von dem eben erfolgten Tode derselben übermittelt. Nun starb aber die Mutter Eugens, Olympia Mancini, nicht am 14., sondern am 10. Oktober, und auch nicht nachmittags, sondern um 6 Uhr morgens, wie der Erzbischof von Mecheln dem Prinzen unter dem 10. Oktober aus Brüssel mitteilte [1]. —

Umfangreicher, aber auch ungenauer ist bei Sartori die Darstellung der Ereignisse des Jahres 1709.

Nach dem Briefe Nr. 180 wären bereits im Januar dieses Jahres mit dem französischen Abgesandten Friedensunterhandlungen im Haag gepflogen worden. In Wirklichkeit betrat der französische Botschafter Rouillé erst Mitte März den holländischen Boden. Auch kann Eugen mit dem Staatssekretär Torcy am 16. Januar im Haag keine Unterredung gehabt haben, da dieser erst am 6. Mai dort ankam [2].

Völlig unrichtig aber ist die Behauptung in Nr. 187, Torcy habe den ‚schwersten Artikel wegen Abtretung der ganzen spanischen Monarchie mit Leichtigkeit' angenommen. Ein flüchtiger Blick in Torcys Memoiren [3] hätte den Verfasser des Briefes belehrt, daß sich Torcy, eben weil er die bekannten Artikel 4 und 37 für unannehmbar und mit der Ehre seines Königs unvereinbar hielt, eine bindende Erklärung in dieser Frage bis zur persönlichen Rücksprache mit dem Könige vorbehielt. —

Was die militärischen Ereignisse dieses Jahres anlangt, so erfahren wir aus der Sartorischen ‚Sammlung' zwar einiges über die Belagerung von Tournai; allein es fehlt auch hier nicht an Irrtümern. So läßt Sartori den Prinzen an den Grafen Strattmann unter dem 10. Juli schreiben [4]: ‚Dieser Platz ist in unsern Händen; die Belagerung hatte nicht so viele Schwierigkeiten zu übersteigen, als es Mühe kostete, uns den Weg dazu zu öffnen, den Villars mit außerordentlicher Vorsicht uns aller Orten verlegt hatte.' Erst am 28. Juli verlangte der Festungskommandant Marquis de Surville, derselbe, welchem Eugen bei der Belagerung von Lille durch sein edelmütiges Verhalten das Leben gerettet hatte, zu kapitulieren. Zwei Tage darauf besetzten die Verbündeten den eroberten Platz. Die Citadelle ergab sich erst am 31. August. Ebenso unrichtig ist, daß Villars, der französische Oberkommandant, alles Mögliche versucht habe, um die Alliierten von der Belagerung von Tournai abzuhalten. Villars befand sich über die Absicht

---

[1] Arneth II, 464 [29]. [2] *Torcy*, Mémoires II, 4.

[3] II, 109—116 (Torcys Schreiben an den König vom 28. Mai 1709). Feldzüge II. Serie Bd. II, Suppl. S. 299 (Eugen an Prié). Ferner *Stanhope*, History of England comprising the Reign of Queen Anne (Tauchnitz Edition) II, 114. Coxe a. a. O. V, 62. Noorden a. a. O. III, 498—509.

[4] ‚Sammlung' Nr. 189.

der Verbündeten, einen Schlag gegen die Festung zu führen, in völliger Täuschung; er glaubte immer noch, daß die Feinde seine Stellung zwischen Douai und der Lys angreifen würden. Nur so läßt sich erklären, warum er im Juni fast die Hälfte der Besatzung aus Tournai zurückzog[1]. —

Da die Darstellung der Begebenheiten des Jahres 1710, insbesondere aber die Schilderung der Gertruydenburger Verhandlungen, in der Sartorischen ‚Sammlung' keinen besondern Anlaß zur Kritik giebt, so gehen wir nunmehr zum Jahre 1711 über.

Die Zurückweisung der von den Franzosen in den Konferenzen des letzten Jahres gestellten Bedingungen sollte sich an Österreich bitter rächen. Der erste Schlag war der Umschwung der Machtverhältnisse in England. Ein toryistisches Ministerium kam ans Ruder, das den Frieden zwar nicht um jeden Preis, aber doch wenigstens unter möglichst vorteilhaften Bedingungen herbeiwünschte. Es war unleugbar eine irrige Ansicht des Prinzen Eugen, wenn er selbst im Sommer 1711 seine Befriedigung über den Abbruch der Verhandlungen mit Frankreich aussprach, — also in einem Zeitpunkt, wo bereits der Eifer und die Lust am Kriege in England erkaltet war und einer zweideutigen, schwankenden Politik Platz gemacht hatte.

Der zweite Schlag, der die Verbündeten traf, war die Gefangennehmung einer englischen Heeresabteilung unter Stanhope bei Brihuega in Spanien und der Rückzug Starhembergs bis an die Grenze von Katalonien.

Nur in Ungarn gelang es den Kaiserlichen, einige Erfolge zu erzielen. Allmählich neigte sich der Aufstand der Rebellen seinem Ende zu. Am 30. Januar 1711 trafen Johann Palffy und Carolyi zu Vaya zusammen. Carolyi war in Begleitung des Fürsten Rákóczy erschienen; denn dieser hatte den lebhaften Wunsch geäußert, sich mit dem kaiserlichen Befehlshaber besprechen zu können. Um das Friedensgeschäft leichter in Gang zu bringen, ließ Palffy sich dazu herbei, einen Waffenstillstand zu gewähren[2].

Der Verfasser der Briefe verbreitet sich mehrfach über diese Verhältnisse. Wollten wir aber lediglich seinen Angaben folgen, so würden wir zu der irrigen Ansicht gelangen, daß Prinz Eugen mit Palffys Verhalten in der ungarischen Frage völlig einverstanden gewesen sei.

So schreibt Eugen in Brief Nr. 215: ‚Gestern hatte ich das herzliche Vergnügen, unsern verehrungswürdigen Grafen Palffy . . . auf ein paar Stunden bei mir zu haben, weil er auf eine schnelle Unterredung mit dem Souverän hierher kam. . . . Palffy zeigt sich nicht nur als ein kluger Soldat, sondern (auch) als ein feiner Staatsmann.' Die authentischen Briefe

[1] Mémoires de Villars (Ausgabe von Anquétil 1784) II, 62—65.
[2] Arneth II, 157.

Eugens belehren uns eines Bessern. Im Februar 1711 erteilte der Prinz dem Grafen Palffy einen Verweis, ‚weil er — wenngleich nur auf wenige Tage — einen Waffenstillstand mit Rákóczy habe eintreten lassen; es sei nicht gut, daß man diesen Rebellen so große Hoffnungen gebe und sie mit so vieler Güte behandle‘. Und als Palffy in seinem Berichte vom 13. Januar dem Prinzen den Empfang eines unterwürfigen Schreibens Rákóczys an den Kaiser ankündigte, da erfuhr er von Eugen einen noch strengeren Tadel: ‚wenn Rákóczy dem Kaiser schreiben wolle, so habe er es in der Form zu thun, welche für einen Unterthan sich gezieme‘[1].

Die Unterhandlungen Palffys mit Carolyi führten zur Pazifikation Ungarns durch den Scatmárer Vertrag vom 1. Mai 1711. Doch verzögerte sich die völlige Unterwerfung des Landes bis zum Juni. Erst am 18. dieses Monats wurde die Kapitulation der Festung Munkács unterzeichnet; am 23. nahm Palffy von derselben Besitz. Daß jedoch Prinz Eugen schon am 20. Juni, an welchem Tage er in Mainz (!) weilte, aus Wien von der Eroberung der genannten Festung Kunde erhalten habe, ist nicht denkbar.

Noch während der Unterhandlungen Palffys mit den Häuptern der Konföderation hatte die Pforte einen Versuch zur Annäherung an den Kaiserhof gemacht. Am 7. Februar 1711 hatte der türkische Bevollmächtigte Seifullah Aga Konstantinopel verlassen (nach Nr. 214 dagegen wäre er schon in der dritten Woche des Januar von dort aufgebrochen!); am 9. April erteilte ihm Prinz Eugen, an welchen das Beglaubigungsschreiben des Gesandten gerichtet war, die erste Audienz. Bei Sartori[2] dagegen ist Eugens Ankunft im Haag bereits auf den 8. April verlegt.

Zu derselben Zeit, wie Seifullah Aga, weilte auch Graf Peterborough als Gesandter des englischen Hofes in Wien, um den Krieg mit Frankreich zu betreiben und die Dissidien Österreichs mit Savoyen zu beseitigen.

Da derselbe aber erst Ende Februar in Wien anlangte, so kann die Angabe Eugens in einem Briefe vom 21. Januar[3], er habe den Grafen vor diesem Tage in Wien gesprochen, nicht richtig sein.

Völlig undenkbar aber ist, daß sich Peterborough dem Prinzen gegenüber untröstlich über den Fall des Herzogs von Marlborough gezeigt habe, wie er denn überhaupt ein Liebling Marlboroughs und der ‚Antiministerialpartei‘ sei. War doch Peterborough der erklärte Schützling der Tories und ein ausgesprochener Widersacher Marlboroughs[4].

Am 17. April trat das folgenschwerste Ereignis dieses Jahres ein: der Tod des Kaisers Joseph I. Den Prinzen Eugen, der tags zuvor zur Armee abgereist war, traf die Kunde hiervon wie ein Donnerschlag.

[1] Arneth II, 156 f. [2] ‚Sammlung‘ Nr. 218.
[3] ‚Sammlung‘ Nr. 214. [4] Arneth II, 160.

Zunächst wandte sich Eugen an den Hof des Reichserzkanzlers, Grafen Lothar Franz von Schönborn, um mit diesem über die bevorstehende Kaiserwahl Beratungen zu pflegen.

Die Treue und Anhänglichkeit des Kurfürsten an das österreichische Kaiserhaus war durch den Tod Josephs nicht vermindert worden. Gerade dieses Moment hebt Eugen in einem Berichte an die Kaiserin-Regentin besonders hervor. Bei Sartori[1] dagegen tadelt der Prinz den Kleinmut des Erzkanzlers: ‚Ich stellte ihm vor, daß Deutschland einem Damme gleiche, der bisher noch den reißenden Strom der französischen Eroberungen immer (?) aufgehalten habe; sobald es aber Frankreich gelinge, diesen Damm zu durchbrechen, so werde das halbe Europa von dieser Macht überschwemmt und niedergeworfen werden. Der Kurfürst sagte mir ganz niedergeschlagen: „Die geistlichen Rheinländer sind von der Natur schon stiefmütterlich behandelt und durch die beständigen Kriege gänzlich erschöpft worden. Sie haben überhaupt wenig mehr zu verlieren. Da doch einmal nach dem Gesetz der Natur jeder Staat auch politisch sterben muß, so liegt wenig daran, ob es nun 30 Jahre früher oder später geschehe." — Alle meine Gegenvorstellungen waren aber nicht vermögend, ihn seinen beklemmenden Empfindungen zu entreißen. Für mich war diese Unterredung sehr niederschlagend; denn wenn der Erzkanzler des Reiches sich jetzt schon das Bild des künftigen Schicksals von Deutschland so traurig vorstellt, was läßt sich von der Energie der übrigen Stände hoffen?‘

Von Mainz begab sich Eugen nach Bruchsal. Nachdem er die hier stehende Reichsarmee besichtigt und die nötigen Vorkehrungen gegen einen etwaigen Versuch der Franzosen, die Kaiserwahl zu stören, getroffen hatte, kehrte er nach Mainz zurück, wo er den Kurfürsten in unveränderter Stimmung antraf[2].

Von hier brach er nach den Niederlanden auf.

Am 5. Mai langte er im Haag an. Bei Sartori dagegen sind Briefe des Prinzen aus dem Haag bereits vom 20. und 26. April und vom 2. Mai datiert[3].

Eugens Waffengefährte Marlborough war bereits am 4. März (nicht am 9. April, wie Sartori angiebt[4]) im Haag angelangt, um den Feldzug zu eröffnen. Der Herzog hatte ganz richtig erkannt, daß er unter den damaligen

[1] ‚Sammlung‘ Nr. 224.

[2] Eugen an die Kaiserin Eleonore, Zwischen Ehrenbreitstein und Köln 2. Mai 1711 (Arneth II, 170).

[3] ‚Sammlung‘ Nr. 218. 219. 220.

[4] ‚Sammlung‘ Nr. 218; aber Coxe a. a. O. VI, 3. Feldzüge II. Serie Bd. IV, S. 60.

Verhältnissen nur durch einen entscheidenden Sieg einen Teil der eingebüßten Macht wieder erlangen könne. Er traf das Heer in einem solchen Zustande an, daß er es kaum für möglich hielt, ohne Eugens thatkräftige Hilfe einen einigermaßen befriedigenden Erfolg zu erzielen. Da jedoch der französische Oberkommandant Villars sich den Instruktionen des Versailler Hofes entsprechend passiv verhielt und jedem Kampfe auswich, so erfuhr die Lage des Herzogs keine nachteilige Veränderung. Es gelang ihm sogar, die französischen Linien bei Arras zu durchbrechen und die Festung Bouchain zu nehmen.

Das Hauptaugenmerk des Hofes von Versailles konzentrierte sich darauf, durch einen Durchbruch nach Bayern die bevorstehende Kaiserwahl zu stören. In der That erfuhr auch der Prinz, als er sich noch im Lager vor Anchin aufhielt, daß ein feindliches Korps von nicht geringer Stärke unter Führung Max Emanuels im Anmarsche gegen den Rhein sei[1]. Er brach deshalb von den Niederlanden auf und führte sein Heer in die Ebene vor Mühlberg. Die Angabe in den Briefen Nr. 230 und 231, die Franzosen seien im Herbste 1711 infolge der Einnahme ihrer Linien bei Arras gar nicht mehr in der Lage gewesen, auch nur das ‚Geringste gegen die Sicherheit des Wahlkonvents zu Frankfurt vorzunehmen‘, beruht daher auf einem Irrtum. —

In dieser Zeit schien sich in den Beziehungen Eugens zum König Karl von Spanien eine Änderung vorbereiten zu wollen. Es war im Herbste des Jahres 1707. Die unglückliche Schlacht bei Almansa (27. April) hatte in Karl III. das Verlangen wachgerufen, den Prinzen Eugen, den Sieger in so vielen herrlichen Schlachten, für den nächstfolgenden Feldzug zu gewinnen. Karls Lage hatte sich in der That bedenklich verschlimmert. Der Großpensionär Heinsius ging soweit, zu behaupten, ‚es sei alle Experientia fruchtlos und Spanien verloren, sofern nicht Prinz Eugen gehe und zur Hebung so vieler Difficultäten die Hand anlege‘.

Eugen scheint auf den Entschluß des Kaisers Joseph, ihn nicht nach Spanien zu senden, keinen Einfluß ausgeübt zu haben. Bescheiden und selbstlos wie immer, hatte er sich seinem Herrn zur Verfügung gestellt[2].

Es läßt sich zwar nicht leugnen, daß sich seitdem das bisher so freundliche Verhältnis zwischen König Karl und dem Prinzen merklich trübte. Doch scheint die Verstimmung des Königs nicht nachhaltig gewesen zu sein. Denn nach wie vor versicherte dieser den Prinzen Eugen seiner unwandelbaren Zuneigung und Erkenntlichkeit.

Auch der Verfasser der Briefe hat sich dieses Themas bemächtigt. Seine Darstellung steht indessen zu den Thatsachen in schroffem Gegensatze.

---

[1] Arneth II, 178. [2] Arneth II, 7. 168f.

‚Es ist mir schon zu Gehör geredet worden‘, schreibt Eugen an den Fürsten von Liechtenstein unter dem 24. Juli 1711[1], ‚daß ich nicht zur Armee nach Spanien gegangen bin, aber wozu? Hat Starhemberg nicht alles geleistet, was man nur erwarten konnte? Was hätte der König für einen Grund haben können, mich zu verlangen? . . . Der König kann mir niemals ungnädig sein, daß ich das Kommando in Spanien nicht übernommen habe; — war denn ein einziger Mensch am Hofe, der mich zu dieser Stelle auserſehen oder vorgeschlagen hätte?‘ —

Am 12. Oktober trat König Karl zu Vado ans Land; an demselben Tage wurde er in Frankfurt zum Kaiser gewählt. Die Nachricht hiervon erhielt er am nächsten Tage in Mailand durch Graf Sinzendorf und Wratislaw, die ihm dorthin entgegengereist waren. Was Prinz Eugen betrifft, so war er erst Mitte November in der Lage, der wiederholten Einladung des Kaisers, sich mit ihm in Innsbruck zu besprechen, Folge zu leisten; Karl empfing ihn mit aufrichtiger Freude. Schon am 23. November fand die erste Konferenz statt, der außer dem Kaiser und dem Prinzen auch Sinzendorf und Wratislaw beiwohnten[2]. Dies hält jedoch den Verfasser des Briefes Nr. 243 nicht ab, Eugen aus Innsbruck mit Sinzendorf korrespondieren zu lassen.

Den Hauptgegenstand dieser Beratungen bildete das Verhalten, das der Hof von St. James in dieser Zeit gegenüber dem Wiener Hofe an den Tag legte. Die Beziehungen zwischen den beiden Höfen hatten sich bedeutend verschlechtert. Am 9. November 1711 hatte bereits der Kaiser aus Mailand an die Königin von England ein Schreiben gerichtet und diesem eine Denkschrift beigelegt, in welcher die am 8. Oktober dieses Jahres zwischen England und Frankreich vereinbarten Präliminarartikel einer scharfen Kritik unterzogen wurden. Um nun den Forderungen des Kaisers mehr Nachdruck zu geben und die Königin, wo möglich, umzustimmen, griff der Wiener Hof zu dem einzigen Mittel, von dem ein Erfolg zu erwarten war: er beschloß, den Prinzen Eugen, den besten Mann, über welchen Österreich damals verfügte, nach England zu senden.

Am 16. Januar 1712 erfuhr man in London, daß Prinz Eugen die Themse herauffahre. ‚Zwischen 6 und 7 Uhr‘, berichtete der Prinz am 24. Januar an den Kaiser, ‚stieg ich zu Whitehall ans Land. Diesen Abend bekam ich außer des Mylord Duc, der gleich bei mir gewesen, niemand zu sehen; denn ob ich zwar, sobald als ich angelangt, den Generaladjutant von Hohendorff zu dem Großschatzmeister (Oxford) und dem Secrétaire d'État, St. John, mit welchen derselbe noch vorhin bekannt war, abgeschickt, und zu

[1] ‚Sammlung‘ Nr. 228. [2] Arneth II, 186.

ihnen kommen zu können verlanget habe, hatte er aber deren keinen zu Hause angetroffen.... Den 17. früh war öfters berührter Drummond (schottischer Kaufmann, den das englische Ministerium Eugen entgegensandte) mehrmalen bei mir und ermeldete, wie der St. John sogleich, der Grand Trésorier aber wegen Affairen nicht, sondern erst den andern Tag, gleich es auch geschah, zu mir kommen wollen, und als sich also darauf der St. John bei mir eingefunden, habe ich demselben nach abgelegtem Kompliment in kurzem bedeutet, in wem meine Kommission bestehe, daß ich, sobald als möglich, der Königin eine Referenz zu machen, mir die Gnade wünschete, um Ew. kais. Majestät Handbrief, von welchem ich eine copia behändiget, deroselben überreichen zu können. So er gleich zu bewerken versprach, und hatte mich auch noch diesen Tag abends selbst abgeholt, und zu ihr, der Königin, geführt....'[1]

Nach Sartori[2] wäre der Prinz schon am 14. Januar in London angelangt und hätte bereits am folgenden Tage mit den Ministern eine Unterredung gehabt. Wie aus dem authentischen Berichte Eugens mit voller Bestimmtheit hervorgeht, fand die Besprechung des Prinzen mit St. John am 17., mit Oxford am 18. Januar statt. Demgemäß ist auch das umfangreiche, in Nr. 250 der Sammlung enthaltene Gespräch Eugens mit diesen beiden Staatsmännern erfunden.

Über den Verlauf der Audienz bei der Königin berichtet Eugen[3]: ‚Ich fand sie ziemlich embarassieret und kaltsinnig; eröffnete ihr in kurzem meine Kommission und begehrete zuletzt, mit welchen Ministern sie befehle, daß ich reden und traktieren sollte. Ich merkte aber wohl, daß man mit ihr vorhero schon geredet haben müsse, wie sie mir dann in Antwort meldete, daß sie ihre Resolution genommen hätte, die Sachen, gleich mir durch die geheime Nachricht vorher schon bewußt war, in Holland traktieren zu lassen, und daß sie diesen Entschluß nicht ändern könnte; dero ich aber vorstellete, daß in meiner Kommission ein und andre puncta enthalten, welche anderwärts schwerlich, wo nicht gar unmöglich, zu traktieren wäre, als unter andern da sei: die Restabilier- und Festsetzung der Union zwischen E. K. M. und ihr, der Königin, item die spanische Sache, mit welchem sich die Audienz geendiget und der St. John mich wieder nach Hause begleitet hat.'

Nach Brief Nr. 251 dagegen, wo noch dazu die Audienz auf den 16., statt auf den 18. Januar gesetzt ist, nahm die Königin dem Prinzen ‚mit einer Art Zuvorkommenheit das Schreiben des Kaisers ab und äußerte

---

[1] Feldzüge II. Serie Bd. V, Suppl. S. 14f. Vgl. den Bericht des kaiserlichen Residenten Hofmann an den Kaiser vom 19. Januar 1712 bei Arneth II, 488[12]. Ferner Lettres historiques, février 1712.

[2] ‚Sammlung' Nr. 250.

[3] Feldzüge II. Serie Bd. V, Suppl. S. 15—16. Coxe a. a. O. VI, 178.

sich sehr gefällig über Eugens Anherkunft ꝛc.‘ Der Prinz habe sofort Anlaß genommen, ‚über den dermaligen Zustand des Kriegs, über den außerordentlichen Nachteil, wenn sie (die Königin) der gemeinsamen Sache ihren Beistand versagen würde, und am Ende selbst über die unübersehbaren Folgen von dem daraus entstehenden Übergewicht der französischen Macht für alle Staaten Europas sehr kurz und bestimmt ihr ans Herz zu legen‘. Sie habe ihm ‚mit einer Art von Eifer erwidert, daß sie seinen Gründen alle Gerechtigkeit widerfahren lasse. . . .‘[1]

Ebenso unrichtig ist die Behauptung des Verfassers der Briefe Nr. 251 und 253, Eugen habe der Königin schon am 18. Januar ein Mémoire über die Hauptgegenstände seiner Mission durch den Staatssekretär vorlegen lassen, und es habe ihm St. John im Namen der Königin am 24. Januar die Antwort auf dasselbe zugestellt. Aber gerade an diesem Tage faßte Eugen seine erste Denkschrift ab[2]; sieben Tage darauf fand eine Konferenz Eugens mit den englischen Ministern statt; die schriftliche Antwort auf dieses (1.) Mémoire erhielt der Prinz erst am 8. Februar[3].

Überhaupt gewinnen wir aus der Darstellung des Londoner Aufenthaltes des Prinzen Eugen in der ‚Sammlung‘ ein der Wahrheit völlig widersprechendes Bild. Prinz Eugen, den die Geschichte als einen der edelsten und bescheidensten Männer aller Zeiten preist, hebt bei Sartori rühmend hervor, wie sehr man ihn am Londoner Hofe zu schätzen wisse: ‚Es geschieht von meiner Person fast bei jeder Sitzung unter dem Prädikate des ehrenwerten Gastes eine Meldung.‘[4] Voll eitlen Selbstbewußtseins schreibt er an Sinzendorf, mehrere der Whigs und selbst der Herzog von Buckingham hätten ihm versichert, sie wüßten sich nicht zu erinnern, daß ein auswärtiger Prinz mit soviel Distinktion von der Königin behandelt worden sei wie er (Eugen)[5]; diese habe sogar die Gefälligkeit gehabt, sich fast jeden Tag nach seinem Wohlsein zu erkundigen[4]. An einer andern Stelle schreibt er[5]: ‚Sie behandelte mich mit einer außerordentlichen Gefälligkeit und einer ganz besonderen Auszeichnung; sie unterhielt sich mit mir fast immer über die Verhältnisse meines Hofes, den Tod des Kaisers und hunderterlei Gegenstände von deutschen Höfen und vorzüglich jenen, die ich voriges Jahr bereist hatte; überhaupt schien mir, daß sie auf alles das, was das ganze Interesse der Familien betraf, äußerst aufmerksam war. Ich mußte ihr eine bestimmte Charakteristik der Fürstin Rákóczy machen, als der Diskurs zufällig auf Ungarn führte. . . .‘

Auch die Lage Marlboroughs ist bei Sartori unrichtig dargestellt. Seit seiner (Eugens) Ankunft in London hätten die Bewegungen der Feinde des

[1] ‚Sammlung‘ Nr. 251.
[2] Feldzüge II. Serie Bd. V S. 6 und Suppl. S. 10. 18. [3] Ebd. Suppl. S. 47.
[4] ‚Sammlung‘ Nr. 254. [5] Ebd. Nr. 255.

Herzogs etwas nachgelassen[1]. Wenigstens hätten in seiner (des Prinzen) Gegenwart selbst die Feinde Marlboroughs von diesem eine gute Meinung geäußert; der Herzog mache sich selbst seinen Feinden respektabel und setze sich mit einer gewissen Erhabenheit über sein Schicksal hinweg.

In seinem authentischen Berichte an den Kaiser dagegen betont Eugen, Mylord ‚habe ihm zwar versichert, er fürchte sich nicht, scheine aber gleichwohlen ziemlich embarassiert zu sein‘[2]. —

Da Eugen selbst die Überzeugung gewann, daß er unter den damaligen Umständen den gewünschten Erfolg — nämlich die Loslösung Englands von der Allianz zu verhindern — nicht erzielen könne, verließ er England, ‚le paradis de la Canaille‘, wie es einmal Gallas nennt, und schiffte sich nach Holland ein. Am 31. März[3] langte er im Haag an.

Bevor sich aber Eugen zum Heere begab, wandte er sich nach Utrecht, um sich von dem Stande der Friedensunterhandlungen zu überzeugen. Da indessen an eine friedliche Lösung der Erbfolgefrage nicht mehr zu denken war, so begann er im Mai den Feldzug.

Bereits am 25. April traf er in Tournai ein; am 6. Mai[4] erschien hier auch der Herzog von Ormond, Marlboroughs Nachfolger im Oberkommando. Am 21. Mai fanden sich beide bei dem Heere in Anchin ein[5].

Es ist daher undenkbar, daß Eugen am 27. Mai[6] aus Lewarde an den Grafen Herberstein schreiben konnte, er habe am 20. Mai ‚die Armee in Schlachtordnung aufstellen wollen und Ormond einige Tage vorher eingeladen, auch seinerseits Bewegungen zu veranstalten‘.

Es scheint hier eine Verwechslung mit der am 18. Mai erfolgten endgültigen Feststellung der ordre de bataille[7] vorzuliegen. Im übrigen befand sich Eugen am 27. Mai nicht zu Lewarde, sondern zu Haspres. —

Die folgenden Ereignisse sind zur Genüge bekannt und auch in der ‚Sammlung‘ im ganzen richtig erzählt. Es war unerhört, daß gerade in dem Augenblicke, wo Eugen zwischen stark besetzten feindlichen Festungen und noch dazu in nächster Nähe des feindlichen Heeres stand, die englischen Truppen sich von der Armee der Verbündeten absonderten. ‚Nie hat ein Feldzug so

[1] ‚Sammlung‘ Nr. 253.

[2] Feldzüge II. Serie Bd. V, Suppl. S. 18.

[3] Ebd. S. 18 und Suppl. S. 95. Anders Coxe a. a. O. VI, 181 (9. April). Lettres historiques, avril (30. März).

[4] Lettres historiques, juin 1712. [5] Arneth II, 228.

[6] ‚Sammlung‘ Nr. 264. Dieser gefälschte Brief ist auch in den ‚Feldzügen‘ (II. Serie Bd. V, Suppl. S. 127) in französischer Sprache enthalten; dem Verfasser des betreffenden Bandes des Generalstabswerkes scheint bezeichneter Brief wegen seines ‚geradezu lapidaren Stils‘ aufgefallen zu sein.

[7] Feldzüge II. Serie Bd. V, S. 118 f.

schöne Erfolge versprochen', klagte der Prinz in einem authentischen Schreiben an Sinzendorf; ‚die ganze Armee und alle Deputierten können es bezeugen. Die Feinde werden die Campagne gewinnen und dann thun, was sie wollen.'

Was der Prinz befürchtet hatte, traf ein. Infolge der Zerteilung der Streitkräfte gelang es ihm nicht, die Linien Villars' anzugreifen. Immerhin glückte die Einnahme der Festung Le Quesnoy.

Aber nun folgte ein trauriges Ereignis nach dem andern: die Niederlage Albemarles bei Denain, die Wegnahme von St. Amand, Marchiennes, Le Quesnoy und Bouchain durch die Franzosen. Bei Sartori ist insbesondere die Schilderung der Affaire von Denain sehr mangelhaft.

Dieses unglückselige Ereignis fiel nicht auf den 22., sondern auf den 24. Juli[1].

Auch spricht Eugen in Brief Nr. 270[2] von einer gänzlichen Vernichtung des Albemarleschen Korps.

In einem authentischen Schreiben an den Kaiser vom 27. Juli berichtet dagegen der Prinz, ‚die Verluste der in 15 Bataillonen bestandenen Infanterie seien nicht so groß gewesen, als man den ersten Tag geglaubt, noch weniger an Generalen soviel getötet, gleich man auch dermalen gemeint habe, weilen seithero sehr viel Leute sich wiederum eingefunden, die nach und nach hervorgekommen'[3].

Ebenso irrig ist die Behauptung[4], Eugen habe die Affaire von Denain für ein Ereignis von den verderblichsten Folgen angesehen. Daß der Prinz ihr keine zu hohe Bedeutung beimaß, beweist sein am 26. Juli an den Staatsrat der spanischen Niederlande gerichtetes Schreiben[5] und ein weiteres Schreiben an den Grafen Sinzendorf vom 3. Oktober 1712[6]. ‚Es ist gewiß', schreibt er hier, ‚daß, wenn wir nur mit Entschlossenheit handeln, diese Franzosen, welche heute so stolz sind, und ihre neuen Freunde noch vor uns zittern werden. Denn der üble Erfolg des Feldzugs darf nicht dem Treffen bei Denain, sondern einzig und allein jenem Geiste der Furcht und der Unentschlossenheit zugeschrieben werden, welcher in Holland regiert und dessen Abgeordnete und Generale ergriffen hat. Ohne diesen Umstand hätten wir meiner Überzeugung nach die Plätze nicht verloren, welche die Franzosen eingenommen haben.'[7]

---

[1] ‚Sammlung' Nr. 253. [2] Datiert Mons den 3. August 1712.

[3] Eugen an den Kaiser: Poix 27. Juli; an Sinzendorf: Poix 1. August 1712 (Kriegs-Archiv).

[4] ‚Sammlung' Nr. 270. [5] Vgl. Feldzüge II. Serie Bd. V, Suppl. S. 227.

[6] Vgl. Feldzüge II. Serie Bd. V, Suppl. S. 221 (Eugen an denselben, 27. Juli 1712).

[7] Es läßt sich freilich nicht leugnen, daß der Prinz in seinen echten Briefen die Bedeutung der Affaire von Denain unterschätzte.

Durch das unglückselige Ereignis bei Denain und die neuen Erfolge Villars' in den spanischen Niederlanden begann sich das Band, welches bisher die Alliierten zusammengehalten hatte, merklich zu lockern. Nachdem England bereis offenkundig mit Frankreich einen Präliminarfrieden geschlossen hatte, löste sich auch Holland von der großen Allianz ab.

Zuletzt stand der Kaiser und das deutsche Reich allein — wie zu Beginn des spanischen Erbfolgekrieges. Das einzige, wozu der Kaiser vermocht werden konnte, war die Unterzeichnung des Vertrags vom 14. März 1713, demzufolge Katalonien von den kaiserlichen Truppen geräumt werden sollte.

Bereits am 11. April schlossen die Mächte der großen Allianz mit Ausnahme des Kaisers und des deutschen Reiches mit Frankreich Frieden.

Schon einige Tage nach Abschluß desselben reiste Graf Sinzendorf vom Kongreßorte (Utrecht) ab; am 26. April brach General Fels, der das Interimskommando über die kaiserlichen Truppen in Belgien führte, im Auftrage Eugens nach dem Oberrhein auf und vereinigte sich Mitte Mai mit dem Reichsheere, das bisher in der Gegend des Schwarzwaldes in den Winterquartieren gelegen war.

Am 23. Mai langte auch Eugen im Hauptquartiere zu Mühlberg an und übernahm vom Herzog Eberhard von Württemberg den Oberbefehl über die kaiserlichen Truppen und die Reichsarmee.

Man kann sich kaum einen Begriff davon machen, in welch jammervollem Zustande sich damals die Reichsarmee befand. Nicht nur, daß Eugen in der Reichsoperationskasse nicht den mindesten Betrag vorfand — gingen doch bis September 1713 von den vom Reiche bewilligten vier Millionen Thalern nur bare 225 000 (nicht 257 000, wie Eugen in Nr. 299 der ‚Sammlung' angiebt) Thaler ein[1] —; es schienen auch die meisten deutschen Fürsten keine Mühe scheuen zu wollen, um dem Prinzen Eugen die Kriegsführung möglichst zu erschweren.

Eugen beklagt sich in seinen Briefen an den Kaiser und an den Reichsvizekanzler Schönborn bitter über die preußischen, kasselschen, mecklenburgischen und ansbachischen Truppen. ‚Wenn die verwilligten 6000 Preußen', schreibt er am 9. Juni aus Mühlberg[2], ‚allein in den kölnischen Landen stehen bleiben und die Verpflegung für Mann und Pferd, wie sie es wirklich thun, von dem Land erpressen und sich verabreichen lassen, dem Reiche andurch keine Hilf, sondern mehrers eine Überlast geschehen und alles umsonst sein wird, solange sie nicht meiner lediglichen Disposition unterstehen . . . wäre weit besser, diese Truppen gar nacher Haus zurückgehen, als ohne dem Publico einen Dienst zu thun, das Reich von ihnen auffressen zu lassen.'

[1] Arneth II, 291.

[2] Ebd. II, 503[8]; ähnlich ebd. S. 504[10] (Eugen an den Kaiser, 16. Juni).

Eugen glaubte sogar, daß die Fürsten von Mecklenburg, Kassel und Ansbach ‚untereinander ein Komplott haben müßten‘. ‚Der Herr Landgraf (von Hessen=Kassel), soviel als ich merke, denkt das Capo von dem Fürsten=Collegio zu sein und mithin alle Fürsten an sich zu ziehen.‘[1] Auch das Verhalten des Erbprinzen von Hessen beargwohnt der Prinz. Wollten wir uns dagegen aus der Sartorischen ‚Sammlung‘ über das Benehmen des Landgrafen Belehrung erholen, so würden wir dort finden, daß der Landgraf von Hessen und der Erbprinz dieses Hauses ‚sich damals durch Rat und That zum Besten der Armen verwendeten‘[2].

Freilich wäre gerade jetzt der Zeitpunkt gewesen, wo alle Reichsfürsten treulich hätten zusammenstehen sollen. Schon bewegten sich die französischen Heerscharen gegen den Rhein, überschritten denselben nach Wegnahme der Reichsfestung Landau und durchbrachen die kaiserlichen Linien im Schwarzwalde. Am 20. September erschien Villars vor Freiburg.

Sartori[3] versetzt den Beginn der Belagerung des dortigen Kastells auf eine viel zu frühe Zeit. So lesen wir in einem Schreiben Eugens an Sinzendorf vom 20. September, daß ‚der tapfere Gouverneur zu Freiburg (Harsch) noch immer die ganze französische Macht (mit der Belagerung) aufhalte‘.

Auch ist der Abzug der heldenmütigen Besatzung von Freiburg irrtümlicherweise auf die Zeit vor dem 18. November, statt auf den 21. November verlegt[4].

Durch den Fall der wichtigsten Reichsfestungen verschlimmerten sich die Aussichten Österreichs auf einen günstigen Frieden immer mehr. Es war daher Eugen sehr willkommen, daß Villars, dem der König von Frankreich bereits im September 1713 die Vollmacht zum Abschlusse eines Friedens erteilt hatte, ihn noch während der Belagerung von Freiburg zum Zwecke der Herbeiführung eines friedlichen Ausgleichs zu einer Zusammenkunft einlud.

Nachdem sich der Prinz vom Wiener Hofe die nötigen Vollmachten erholt hatte, traf er am 26. November (nach Sartori wäre er an diesem Tage erst von Ludwigsburg aufgebrochen[5]) in Begleitung des kaiserlichen Gesandtschaftssekretärs Penterrieder mit Villars im Schlosse zu Rastatt zusammen.

Auch die Darstellung der hier gepflogenen Friedensunterhandlungen in der Sartorischen ‚Sammlung‘ ist nicht ganz einwandfrei. Zwar wird auch hier der katalonischen Frage gedacht, aber die Sache so hingestellt, als hätten die Katalonier selbst von der habsburgischen Herrschaft nichts mehr wissen wollen.

[1] Arneth II, 505[16]. [2] ‚Sammlung‘ Nr. 295. [3] Ebd. Nr. 298.
[4] Ebd. Nr. 301. [5] Ebd. Nr. 302.

‚Die Sache der Katalonier‘, heißt es in einem Schreiben Eugens vom 17. Dezember 1714 an Penterrieder, ‚ist überhaupt nicht mehr so rein, daß der Kaiser, ohne sich zu kompromittieren, ein gegen seinen einmal als natürlich erklärten Oberherrn widerspenstiges Volk in Schutz nehmen und dessen anmaßliche Rechte verteidigen kann. Man muß immer dabei erwägen, daß der von einem übertriebenen Freiheitssinn ergriffene Gemeingeist der Katalonier der österreichischen Regierung so wenig als der spanischen geneigt ist‘[1]. In Wirklichkeit verhielt sich die Sache anders. Schon bei der Beratung vom 28. November 1713 bezeichnete Eugen — der kaiserlichen Instruktion entsprechend — die Aufrechterhaltung der katalonischen Privilegien als eine condicio sine qua non; auch in der Konferenz vom 26. Dezember versicherte der Prinz den Marschall Villars, er könne mit ihm, wenn auch alle übrigen Punkte ins reine gebracht seien, die katalonische Frage aber nicht, unmöglich einen Frieden abschließen, es entstehe daraus was da wolle.

Die Sachlage änderte sich freilich, als zu Beginn des Jahres 1714 dem Kaiserhofe seitens der Regierung in Barcelona berichtet wurde, daß den Kataloniern an der Erhaltung ihrer vom Kaiser so standhaft verteidigten Privilegien nichts mehr gelegen sei, daß sie vielmehr ‚fest entschlossen seien, entweder unter Karls Regierung als derjenigen ihres rechtmäßigen Königs zu verbleiben oder unter den Händen seiner und ihrer Feinde ruhmwürdig zu sterben‘. Prinz Eugen erhielt nun seitens seines Hofes die Weisung, auf die Erwirkung eines Waffenstillstandes zu gunsten der Katalonier hinzuarbeiten[2].

Auch die Frage der Restitution Max Emanuels von Bayern wird bei Sartori erwähnt. Doch verrät der Verfasser des Briefes Nr. 307 eine auffallend günstige Stimmung für das Haus Wittelsbach, wenn er den Prinzen schreiben läßt: ‚E. L. (Kurfürst von Mainz) wissen, daß ich jederzeit für das Haus Bayern gut gesinnt bin; und wer kann außer mir von dem Patriotismus der Fürsten dieses Hauses zum Besten des deutschen Vaterlandes ein besseres Zeugnis geben, da ich in den ungarischen Kriegen an der Seite dieses tapfern Fürsten (Max Emanuel) kämpfte? Wieviel Verdruß hat es mir nicht verursacht, wenn man von unserer Seite nachlässig war, mit den Subsidien für Bayern beizuhalten!‘

Noch bedenklicher ist eine Äußerung Eugens in Brief Nr. 333: ‚Der Kaiser wird alles anwenden, dem Kurfürsten das Vorgefallene vergessen zu machen. Ich habe jeden Anlaß vor Ausbruch des vorigen Krieges benützt, um dem Hause Bayern eine besondere Hochachtung zu bezeigen. Der Kaiser wird dem Kurprinzen (Karl Albert) gleich nach seiner Rückkehr in sein Land

[1] ‚Sammlung‘ Nr. 332. [2] Arneth II, 334.

das Goldene Vließ durch den Grafen von Harrach zuschicken und außerdem noch einige Verfügungen zum Beweis seiner Freundschaft für dieses Haus treffen.'

Das ist nicht die Sprache eines Eugen!

Man bedenke nur, daß gerade an dem Verlangen Frankreichs, den geächteten Kurfürsten wieder in seinen vorigen Stand einzusetzen und ihm für den angeblichen Bruch des Ilbesheimer Traktats (durch Österreich) eine Entschädigung zu gewähren, am 13. Dezember 1713 die Verhandlungen in Rastatt zu scheitern drohten. Mit Recht wies damals Eugen darauf hin, daß jener Vertrag von seiten Bayerns zuerst gebrochen und in keinem Punkte gehalten worden sei. ‚Zu einer so schimpflichen Bedingung werde sich der Kaiser niemals bequemen, sollte auch die feindliche Armee bis Linz gekommen sein. . . . Der Kaiser, und nicht der Kurfürst befinde sich im Besitze von Bayern, und wenn der letztere durch die Gewalt der Waffen nach seinem Lande kommen wolle, so müsse er dasselbe erst erobern.'[1]

Am 6. Februar verließ Eugen den Kongreßort; das einzige, wozu er sich verstand, war die Ausarbeitung eines die Forderungen des Wiener Hofes zusammenfassenden Ultimatums. Es war ein Glück zu nennen, daß sich König Ludwig XIV. wenige Tage später trotz der Intriguen des Madrider, Londoner und Turiner Hofes bereit zeigte, Eugens letzte Erklärung zu genehmigen. Denn noch zu keiner Zeit war die Ohnmacht des deutschen Reiches so deutlich hervorgetreten, wie in jenen Tagen.

Von Rastatt aus hatte sich Prinz Eugen unverweilt nach Ettlingen begeben, um die nötigen Maßregeln für den etwaigen Wiederbeginn des Krieges mit Frankreich zu treffen.

Von hier aus begab er sich nach Stuttgart; denn noch vor seiner Abreise aus Rastatt hatte ihn Villars gebeten, seine Reise so einzurichten, daß eine Erklärung der französischen Regierung ihn noch in Stuttgart oder Augsburg treffen könne. Doch schon am 22. Februar fand sich Marquis de Contades, den Villars nach Paris entsandt hatte, beim Prinzen ein und drängte ihn zur Rückkehr nach dem Kongreßorte.

Es ist demnach völlig unrichtig, daß dem Prinzen die Einladung Villars' erst am 28. Februar 1714 zukam, und daß der Prinz erst am folgenden Tage nach Rastatt aufbrach[2]; am 28. Februar, kurz vor Villars' Ankunft, erschien Eugen wieder in Rastatt.

Am 7. März vor Tagesgrauen wurden die Friedensurkunden unterzeichnet.

Ein halbes Jahr später wurde auch von Reichs wegen mit Frankreich Friede geschlossen. Der am 1. August 1714 erfolgte Tod der Königin Anna von England blieb ohne Einfluß auf das Friedensgeschäft. —

---

[1] Arneth II, 326. [2] ‚Sammlung' Nr. 310.

Die Ereignisse der folgenden Jahre lenken unsern Blick nach Südosten.

Fast 20 Jahre waren seit der blutigen Schlacht von Zenta vergangen. Für immer schien damals die Macht der Osmanen niedergeworfen worden zu sein. Aber dennoch rangen sie sich wieder empor. Schon während des spanischen Erbfolgekrieges hatten sie insgeheim das Feuer gegen das verhaßte Haus Habsburg geschürt und nichts unterlassen, um die Malkontenten gegen dasselbe aufzureizen. Einige Zeit ruhten die Waffen; bald aber klirrten sie wieder. Immer näher brauste der Sturm heran. Wiederum zog der Türkenbezwinger Eugen zu Felde, und wiederum schlug er die osmanische Heeresmacht.

Die Darstellung der Ereignisse des Feldzuges vom Jahre 1716 bei Sartori läßt an Genauigkeit sehr viel zu wünschen übrig.

Nicht nur, daß hier die Schlacht bei Peterwardein auf den 4.[1] und ein andermal auf den 16. August statt auf den 5. August verlegt wird, sondern es werden sogar Ereignisse des Jahres 1716 mit jenen des folgenden verwechselt. So wird bei Sartori unter dem 17. Oktober 1716[2] einer Abschiedsaudienz Erwähnung gethan, bei welcher der Kaiser dem Prinzen Eugen vor seinem Abgange zur Armee ein Kruzifix überreicht habe mit den Worten: ‚Unter diesem sollen Sie diesmal kommandieren!‘ — ein Vorfall, der sich erst am 14. Mai 1717 zugetragen hat[3].

Auch wird in demselben Briefe eine Reihe von Prinzen als Teilnehmer am Feldzuge des Jahres 1716 genannt, welche sich erst an der folgenden Campagne beteiligten[4].

Am bedenklichsten aber ist es, daß der Verfasser dieses Briefes die Schlacht von Belgrad mit der von Peterwardein verwechselt. Man höre, was er den Prinzen an den Herzog von Marlborough unter dem 17. Oktober 1716[2] schreiben läßt:

‚Der Tag vom 16. gehört allerdings zu den gefährlichsten, die ich in meinem Leben gehabt. Rückwärts in der Gefahr, von einer in der Festung befindlichen Besatzung von 30000 Mann angefallen zu werden, in der Fronte eine zweimal an Streitkräften überlegene verschanzte feindliche Armee und in dem Moment des Angriffs durch einen stromweise herabfallenden Nebel in die Verlegenheit gesetzt, den Standpunkt des Angriffs nicht fixieren zu können.‘ Alle diese Details passen lediglich auf die Schlacht bei Belgrad, nicht auf die von Peterwardein[5].

Wenn ferner der Verfasser desselben Briefes dem Prinzen die Worte in den Mund legt: ‚Waren es fremde Einwirkungen oder auch ein Trieb des

[1] ‚Sammlung‘ Nr. 354. 365; aber Feldzüge II. Serie Bd. VIII, S. 47 f.
[2] Ebd. Nr. 361. [3] Arneth II, 422. [4] Europäische Fama 1717, S. 1025.
[5] Arneth II, 426. 435.

Neides ..., daß man diese Bataille ebenso wie jene bei Zenta für ein Wagestück ansah?', so hatte er dabei offenbar wiederum die Schlacht bei Belgrad im Auge. Thatsächlich war es ein Wagestück, daß Prinz Eugen in der denkbar gefährlichsten Stellung zwischen zwei Flüssen, der Festung Belgrad und einem gewaltigen Entsatzheere es unternehmen konnte, letzterem die Spitze zu bieten. Es ist auch eine bekannte Thatsache, daß Eugen wegen dieser kühnen Waffenthat seitens seiner Feinde und Neider manches harte Urteil über sich ergehen lassen mußte; man sagte, er habe ,Trompeten erwartet, welche der Stadt Jericho Mauern über den Haufen geblasen, und geglaubt, es würden selbige vor seiner bloßen persönlichen Gegenwart zittern und über den Haufen fallen'[1].

Nach dem glorreichen Siege bei Peterwardein wandte sich der Prinz gegen Temesvar. Schon am 13. Oktober ergab sich diese Festung. Die unerwartet schnelle Kapitulation derselben ,erweckte um so größeres Erstaunen, als man sich auf eine weit langwierigere Belagerung gefaßt gemacht hatte; war es doch ein seltener Fall, daß die Türken überhaupt einen Platz mit Kapitulation übergaben'.

Nach Sartori dagegen wäre man in Wien ,sehr verwundert darüber gewesen, wie nach einem so großen Siege die Eroberung dieser Festung so lange habe andauern' können[2].

Durch die Einnahme von Temesvar kam das ganze Banat unter kaiserliche Herrschaft. So unschätzbar dieser Gewinn an sich war, so ist doch nicht zu bestreiten, daß das neu gewonnene Gebiet sich in einem betrübenden wirtschaftlichen Zustande befand. Eugen selbst bekennt, daß das Banat damals ,zum größten Teil ruiniert gewesen'[3], ,und daß es mit demselben eine weit schlechtere Beschaffenheit habe (als mit Siebenbürgen), weil solches nicht so viel durch den langen Aufenthalt der kaiserlichen Armee als besonders durch die feindlichen, nicht allein in der Gegend von Pancsova und (der) Theiß, sondern auch weiter herunter der Orte Yi-Pálanka und Orsova gestandenen Korps, ja auch längs der walachischen Grenzen mit immerwährendem Hin- und Hermarschieren sehr hergenommen und ruiniert worden ist'[4].

Anders bei Sartori. Hier lesen wir[5], ,die Eroberung von Temesvar habe den Operationen der kaiserlichen Armee einen außerordentlichen Vorschub geleistet; durch dieselbe habe man ein Terrain von mehr als

[1] Theatrum Europaeum XXI, 487.
[2] ,Sammlung' Nr. 360; aber Feldzüge II. Serie Bd. VII, S. 268.
[3] Feldzüge II. Serie Bd. VII, Suppl. S. 156.
[4] Ebd. II. Serie Bd. VII, Suppl. S. 167. Ähnlich ebd. II. Serie Bd. VII, Suppl. S. 184.
[5] ,Sammlung' Nr. 365.

500 Dörfern für Kantonierungen und allen Überfluß an Lebensmitteln gefunden'.

Auch die Ereignisse des Jahres 1717 sind bei Sartori, abgesehen von den oben gerügten Fehlern, ungenau geschildert.

So berichtet Eugen unter dem 25. August: ‚General Petrasch habe gleich nach der Schlacht (bei Belgrad) die Türken aus Sabaz, Semendria, Ram und Widdin vertrieben; Simon Esterhaczy und Splenyi sei es gelungen, gegen 5000 Türken zu Grunde zu richten; ersterer habe, ohne einen Mann zu verlieren, Orsova erobert, worauf die türkische Armee auseinander gegangen sei; er (Eugen) habe gegen die ungarischen Rebellen den Tag nach der Bataille ein Verstärkungscorps abgeschickt und dieselben in die Flucht gejagt.'[1] — In Wirklichkeit räumten die Türken ohne weiteres gleich nach der Schlacht die Festung Sabacz und das Schloß Rama[2].

Die Besetzung Orsovas kostete allerdings den Kaiserlichen wenig Mühe. Daß jedoch Prinz Eugen schon am 25. August von der Einnahme dieser Festung gewußt haben sollte[3], ist undenkbar, da Generalfeldwachtmeister Splenyi erst am 27. August die Gegend von Orsova erreichte.

Ebenso verfrüht ist die Nachricht von dem glücklichen Erfolge gegen die ungarischen Rebellen. Aus einer Stafette Steinvilles vom 24. August erfuhr Eugen von der Annäherung derselben. Erst am 30. August (also nicht am Tage nach der Schlacht) sandte der Prinz die zu Pancsova stehenden zwei Regimenter unter Viard ab, am 31. August Mercy nach dem Banat und am 2. September Martigny nach Arad[4].

Auch davon, daß die Rebellen schon am 25. August oder noch früher ‚ihr Heil in der Flucht gesucht hätten', kann keine Rede sein. Denn erst nach dem 29. August gelang es den Kaiserlichen, die plündernden Tataren und Rebellen über die Grenze zurückzutreiben[5]. —

Durch die schweren Niederlagen bei Peterwardein und Belgrad und den Fall der Festung Temesvar wurden die Türken so entmutigt, daß sie sich bereits im Frühling des Jahres 1718 dem Kaiserhofe mit Friedensanträgen näherten.

Der Zeitpunkt des Beginns der Unterhandlungen in dem serbischen Städtchen Passarowitz ist bei Sartori[6] auf eine zu frühe Zeit gesetzt. Am 4. Mai[7] konnte Eugen unmöglich von den Erklärungen der Pforte auf die

[1] ‚Sammlung' Nr. 370.
[2] Feldzüge II. Serie Bd. VIII, S. 181.
[3] ‚Sammlung' Nr. 370.
[4] Feldzüge II. Serie Bd. VIII, Suppl. S. 147—150.
[5] Ebd. II. Serie Bd. VIII, S. 234.
[6] ‚Sammlung' Nr. 382.
[7] Feldzüge II. Serie Bd. VIII, S. 354.

ihr vorgelegten Präliminarartikel etwas erfahren haben, da die erste Konferenz, in der diese Artikel verhandelt wurden, erst am 5. Juni stattfand.

Dank den militärischen Vorkehrungen Eugens gingen denn auch die Unterhandlungen rasch von statten. Bereits am 21. Juli wurde zwischen dem Kaiser und der Republik Venedig einerseits und der Pforte andererseits Friede geschlossen.

Großen Einfluß auf die Beschleunigung desselben übte das drohende Verhalten der bourbonischen Mächte, insbesondere Spaniens.

Während noch der Kaiser mit der Türkei im Kriege lag, arbeitete der damals allmächtige spanische Minister Alberoni an der Verwirklichung der auf die Wiederherstellung der früheren Macht Spaniens gerichteten Pläne der ehrgeizigen Königin Elisabeth. Weder der Bund des Kaisers mit England noch die zwischen Frankreich, England und Holland am 4. Januar 1717 zu stande gekommene Tripelallianz vermochten ihn von der Verfolgung dieses Zieles abzuhalten.

Mit Staunen vernahm die Welt im Sommer 1717, die spanische Flotte sei in die See gestochen. Niemand ahnte, wohin sie sich wenden werde. Auch Prinz Eugen gab sich einer Täuschung hin, wenn er glaubte, daß es sich hiebei um eine spanische Expedition in die Levante handle, nicht aber um die Bekriegung der kaiserlichen Lande in Italien[1]. Bei Sartori berichtet dagegen Eugen schon unter dem 22. Mai[2] von einer seitens Spaniens beabsichtigten ‚Diversion' nach Italien.

Schon am 20. Mai landete die spanische Flotte bei Cagliari. Wenige Wochen währte es, und Sardinien war den Händen der Kaiserlichen entrissen. Bei Sartori erfahren wir einiges wenige über diese Ereignisse. Die Hinwegnahme ist jedoch hier in die Zeit vor dem 11. September[3] versetzt, während sie in Wirklichkeit erst am 30. Oktober durch die Kapitulation des Castell' Aragonese erfolgte[4]. —

Als im nächsten Jahre (1718) wiederum eine spanische Flotte im Mittelmeer erschien und auf Sizilien landete, sollte sie harte Gegenwehr und thatkräftigen Widerstand finden. Doch kam den Spaniern die günstige Stimmung der Sizilianer sehr zu statten[5]. Andererseits trieb die drohende Gefahr den König Victor Amadeus in die Hände des Kaisers. Am 8. September (nicht in einem späteren Zeitpunkte, wie man nach Sartori[6] annehmen möchte) schloß sich derselbe der Quadrupelallianz an[7]. —

---

[1] Feldzüge II. Serie Bd. IX, S. 8. [2] ‚Sammlung' Nr. 366.
[3] Ebd. Nr. 372. [4] Feldzüge II. Serie Bd. IX, S. 29.
[5] Ebd. II. Serie Bd. IX, S. 90.
[6] ‚Sammlung' Nr. 389 (22. Oktober); Nr. 390 (14. November).
[7] Feldzüge II. Serie Bd. IX, S. 120. *Parri* l. c. p. 550.

Die Hauptereignisse des sizilianischen Feldzugs (die Seeschlacht am Kap Passaro, die Eroberung Messinas durch die Spanier und die Belagerung von Melazzo) finden bei Sartori kurze Erwähnung.

Die Aufhebung der Belagerung der letztgenannten Festung ist jedoch in eine viel zu frühe Zeit verlegt. Melazzo wurde den ganzen Winter hindurch vom kaiserlichen Feldzeugmeister Zumjungen gegen die Spanier verteidigt; als nun der neu ernannte Oberbefehlshaber über die sizilianischen Truppen, Graf Mercy, Ende Mai 1719 bei Patti landete, hoben die Spanier, ohne Widerstand zu wagen, die Belagerung von Melazzo auf[1].

Von diesem Ereignisse konnte daher Eugen im Januar 1719 sicherlich nicht unterrichtet sein[2].

Ebenso unrichtig ist die Angabe, der Befehlshaber der spanischen Truppen, Marquis de Leede, habe schon im Winter 1719 vom Madrider Hofe die Ordre erhalten, ‚über die Räumung der beiden Inseln Sizilien und Sardinien mit dem Grafen Mercy übereinzukommen'[3]. Selbst nach dem förmlichen Beitritte Spaniens zur Quadrupelallianz am 17. Februar 1720 erklärte de Leede, nur zum Abschlusse eines Waffenstillstandes, nicht aber zu dem eines Räumungsvertrages bezüglich Siziliens bevollmächtigt zu sein. Erst als de Leede die entsprechende Ordre vom Madrider Hofe erhalten hatte, kam der Evakuationstraktat bezüglich Siziliens (16. Mai 1720) und zwei Tage darauf bezüglich Sardiniens zu stande.

Wir treten nunmehr in jene vielverschlungene Epoche der Staatenbündnisse und Friedenskongresse ein. Ein anderes Bild rollt sich vor unsern Augen auf. Wir sehen Staaten, die sich bisher auf das bitterste bekriegt haben, sich freundschaftlich nähern, auf der andern Seite Völker, welche bisher die Interessengemeinschaft zusammengehalten hatte, in bitterer Fehde sich bekämpfen.

Dieser Änderung der allgemeinen politischen Lage entsprechend erhält denn auch die Darstellung der Ereignisse des dritten Decenniums des achtzehnten Jahrhunderts bei Sartori ein wesentlich anderes Gepräge als die der früheren Jahrzehnte.

Allerdings sind auch die späteren Briefe nicht frei von Irrtümern.

Dagegen läßt sich nicht verkennen, daß sie im Vergleich zu den früheren ungleich gedankenreicher und interessanter sind, insbesondere jene Briefe und Memoiren, welche sich mit staatsrechtlichen Fragen beschäftigen.

Manche derselben sind so trefflich ausgearbeitet, daß es wohl erklärlich ist, wenn sie noch heutigen Tags von Historikern benützt werden.

---

[1] Arneth III, 14. Feldzüge II. Serie Bd. IX, S. 149.
[2] ‚Sammlung' Nr. 393, S. 51. [3] Ebd. Nr. 396.

. Ich erinnere an das vorzügliche ‚Memoire‘ Eugens[1] vom 3. Januar 1719 über die politische Lage in Italien, die Quadrupelallianz, das Verhältnis des Wiener Hofes zum Zaren und die Durchführung der Pragmatischen Sanktion, ein Memoire vom 16. Dezember 1723[2] über die Ostendische Handelskompagnie, eine ‚Note‘ Eugens vom 24. Januar 1724[3].

Insbesondere letztere enthält treffliche Gedanken über die Grundidee der Pragmatischen Sanktion und die staatsrechtlichen Bedenken, welche der Anwendbarkeit dieses Staatsgrundgesetzes auf die böhmische Kurnebenstimme entgegenstanden.

Trotz alledem ist es unzweifelhaft, daß auch die Briefe, welche inhaltlich weniger zu beanstanden sind, nicht aus Eugens Feder stammen können. Im nächsten Teile wird der Nachweis erbracht werden, auf welche Grundlage die Briefe dieser Gattung zurückzuführen sind.

Andere Schreiben Eugens dagegen weisen so starke Fehler auf, daß ein Zweifel an ihrer Unechtheit überhaupt von vornherein ausgeschlossen ist.

Was soll man z. B. davon sagen, daß Prinz Eugen, der doch selber an der Durchführung der Pragmatischen Sanktion den eifrigsten Anteil nahm, die Annahme derselben seitens der belgischen Stände bereits in das Jahr 1723[4] statt in das Jahr 1724[5] verlegt, und daß ihm nicht einmal Thatsachen bekannt sind, welche zu den wichtigsten des dritten Decenniums des vorigen Jahrhunderts gehören? Von dem Herrenhäuser Bündnis (3. September 1725)[6] spricht Eugen, als wenn es sich um eine Bagatelle handelte. Brief Nr. 455 der ‚Sammlung‘ verrät in dieser Hinsicht eine auffallende Gleichgültigkeit: kein Wort der Entrüstung über das schmähliche Benehmen des Königs von Preußen, der wenige Wochen, nachdem er noch dem Kaiser in den überschwenglichsten Ausdrücken unverbrüchliche Treue gelobt hatte, jenes Bündnis mit Frankreich und England unterzeichnete, das ‚eine offene Kriegserklärung gegen den Kaiser enthielt‘, und der in nachdrücklichster Weise darauf drang, den letzteren mit Krieg zu überziehen[7].

Bei Sartori[8] dagegen spricht Eugen in einem Schreiben vom 27. November 1725 dem Grafen Rabutin gegenüber die Hoffnung aus, daß die hannöversche Allianz wenigstens für Preußen von keiner Dauer sein dürfte, da es sich ja doch nur wegen der polnischen Unruhen (!) an jene Mächte angeschlossen habe. Die Bemühungen, welche sich der Graf gegeben habe, um den König von Preußen vom Beitritte zur hannöverschen Allianz abzu-

[1] ‚Sammlung‘ Nr. 393. [2] Ebd. Nr. 443.
[3] Ebd. Nr. 445. [4] Ebd. Nr. 440.
[5] Erdmannsdörffer, Deutsche Geschichte II, 408.
[6] Ebd. II, 410. [7] Arneth III, 206.
[8] ‚Sammlung‘ Nr. 455.

halten, seien daher nicht vergeblich angewandt. . . . Der hannöversche Traktat werde weder für Österreich noch für das deutsche Reich eine schlimme Folge haben.

Höchst bedenklich ist ferner die falsche Datierung der wichtigsten Ereignisse der folgenden Jahre.

Bei Sartori ist es Eugen völlig unbekannt, daß Spanien[1] die Friedenspräliminarien, welche am 31. Mai 1727 zwischen dem Kaiser und den Verbündeten des hannöverschen Vertrags (mit Ausnahme Preußens) vereinbart wurden, bereits im Juni desselben Jahres annahm. Noch am 22. Juli 1727 spricht er von der Widersetzlichkeit des Königs von Spanien, dem Übereinkommen beizutreten.

Andererseits zeigt sich Eugen schon am 24. September 1729[2] von der Koalition Spaniens mit England und Frankreich (Vertrag von Sevilla) unterrichtet, während doch dieses Ereignis erst auf den 9. November fällt[3].

Ein andermal berichtet Eugen dem Residenten Hochholz in Petersburg bereits unter dem 27. Januar 1730[4], daß das Ableben des Zaren Peter II. eine große Sensation hervorgerufen habe. Dieser ging aber erst am 29. Januar mit Tod ab.

Auch der Beitritt Spaniens zum zweiten Wiener Traktate (vom 16. März 1731) ist auf eine falsche Zeit, nämlich auf den 27. statt auf den 22. Juli 1731, verlegt[5].

Sehr schwere Irrtümer enthalten auch die Briefe aus dem Jahre 1732.

Einem Schreiben Eugens vom 18. August 1732[6] zufolge hätten Sachsen und Sardinien schon in diesem Jahre die Pragmatische Sanktion anerkannt und wären dem Wiener Traktate vom Jahre 1731 beigetreten; der Kaiser wäre aber auch ‚so glücklich gewesen, gemäß des mit Rußland und Dänemark den 27. Juli zu Kopenhagen geschlossenen Allianztraktates auch von diesen zwei Mächten den Beitritt zu erhalten‘. In Wirklichkeit aber erkannte Sachsen die Pragmatische Sanktion erst im Jahre 1733 an, Sardinien erst 1736; auch war das Bündnis Rußlands mit Dänemark bereits am 27. Mai 1732 abgeschlossen worden.

Überhaupt zeigt der Verfasser der Briefe aus den Jahren 1732 und 1733 eine auffallende historische Ignoranz. Es ist unbegreiflich, wie man sich durch eine solche Unkenntnis der einfachsten Thatsachen bloßstellen konnte. Bei einiger Sorgfalt und Genauigkeit hätten sich die meisten Fehler, welche diese Briefe entstellen, mit Leichtigkeit vermeiden lassen.

---

[1] Arneth III, 226. [2] ‚Sammlung‘ Nr. 481.
[3] Arneth III, 239. [4] ‚Sammlung‘ Nr. 484.
[5] ‚Sammlung‘ Nr. 496. Dagegen Arneth III, 302.
[6] Ebd. Nr. 505; auch Nr. 506. 507.

Ist es möglich, zu glauben, Prinz Eugen habe in der Geschichte seiner eigenen Zeit so wenig Bescheid gewußt, daß er nicht einmal jene Thatsachen kannte, welche mit der Pragmatischen Sanktion in Zusammenhang stehen? Die Urteile, die Eugen in vielen dieser Briefe über die wichtigsten politischen Fragen jener Zeit fällt, vertragen zum Teil überhaupt keine Kritik.

Was soll man dazu sagen, daß der Verfasser des Briefes Nr. 513 nicht einmal die Bedeutung, welche der polnische Erbfolgestreit für England hatte, zu würdigen versteht, daß er noch am 10. August 1733 Eugen schreiben läßt, England habe bei der Besetzung des polnischen Thrones kein besonderes Interesse und sehe nur darauf, daß Polen zur Unterstützung der Pforte erhalten werde?[1]

Ganz anders ist die Ansicht, die Eugen hierüber in einem echten Briefe vom 30. Dezember 1733 an den kaiserlichen Gesandten in London, Grafen Kinsky, entwickelt: ‚Es war größtenteils auf das Begehren Englands,‘ schreibt er hier, ‚daß der Kaiser es unternommen hat, die Wahl des Kurfürsten von Sachsen zum König von Polen zu unterstützen.‘[2]

Nicht weniger muß befremden, daß Eugen den Abschluß der Allianz Sardiniens mit Frankreich auf die Zeit vor dem 20. Juli statt auf den 7. September 1733[3] verlegt.

Am allerauffallendsten aber sind die Bemerkungen Eugens über die Haltung Preußens in der polnischen Erbfolgefrage. So schreibt er am 22. Dezember 1733 an den Grafen Seckendorf: ‚Würden alle Stände nach dem Beispiele des Königs von Preußen ihre ständischen Obliegenheiten erfüllen, (so) dürfte Frankreich es nicht gewagt haben, unter den aufgestellten elenden Bewegungsgründen dem Kaiser den Krieg anzukündigen. E. E. suchen bei allen Gelegenheiten dem König die Rührung an das Herz zu legen, mit welcher der Kaiser den patriotischen Gesinnungen des Königs volle Gerechtigkeit widerfahren läßt.‘[4] In Wirklichkeit verhält sich die Sache anders. Gerade in jenen Tagen hatte weder der Kaiser noch Prinz Eugen Anlaß, für den König von Preußen besondere Sympathie zu zeigen.

Schon am 1. Juli 1733 tadelte Eugen in einem Schreiben an Seckendorf[5] das Benehmen des Königs, insbesondere dessen unverhohlene Hinneigung zu Stanislaus Leßczynski: ‚Wie ist eine solche Aufführung mit den so oft erteilten Versprechungen unveränderlicher Freundschaft für den Kaiser zu vereinbaren? Wie kann der König, wenn ihm in der That das Wohl des Erzhauses so sehr am Herzen liegt, dessen ärgstem Feinde, der mit Frankreich und der Pforte so viel Nachteiliges im Schilde führt, zur polnischen Krone zu

[1] ‚Sammlung‘ Nr. 513, S. 33. [2] Arneth III, 392.
[3] ‚Sammlung‘ Nr. 512; aber Arneth III, 379.
[4] ‚Sammlung‘ Nr. 517. [5] Arneth III, 370.

verhelfen suchen?' Und als Friedrich Wilhelm mit dem französischen Gesandten Chetardie lebhaften Verkehr pflog, sprach Eugen in den schärfsten Ausdrücken seinen Unwillen über die Falschheit des Königs aus: ,Daß der König nach seinem bekannten Gemüt leichtlich auf Irrtum und falschen Argwohn zu bringen, daran habe ich niemalen gezweifelt, dabei aber nie vermutet, daß sich selber auf die Art, wie er nun thut, würde verleiten und durch den Chetardie, da er doch zuvor keine Franzosen nie leiden mögen, so einnehmen lassen, anbei das schlimmste ist, daß auch der Kronprinz in eben denen principiis ist.' ... ,Wer weiß aber, was annoch sonst Verborgenes zu des Königs in Preußen dermalen ganz unbegreiflicher Aufführung Anlaß geben und durch was andre Vorschläge und Versprechen Frankreich so viel Ingreß bei ihm nun findet, wie mir denn im höchsten Geheim zukommen, es stehe dasige Krone die römische Königswürde, und daß man ihm solche annoch bei Lebzeiten des Kaisers zu wege bringen wolle, denselben in Kopf zu setzen.'[1]

Kann man unter diesen Umständen an eine patriotische Gesinnung des Königs glauben?

Hegte doch der Wiener Hof den begründeten Argwohn, daß sich Friedrich Wilhelm mit Frankreich in geheimem Einverständnisse befinde!

Mußte er nicht diesen Argwohn schöpfen, wenn ihm von preußischer Seite der Vorschlag gemacht wurde, der Kaiser solle Stanislaus Leßczynski auf dem polnischen Throne lassen, die Lombardei und Parma für sich behalten, Neapel und Sizilien aber Don Karlos geben und auch ,dem Schelm Sardinier' etwas lassen?[2]

Am allerwenigsten aber kann von einer ,Erfüllung der ständischen Obliegenheiten' seitens des Königs von Preußen gesprochen werden. Allerdings erteilte der letztere der Kriegserklärung gegen Frankreich seine Zustimmung, jedoch ,nur unter dem Vorbehalte, weder jetzt noch künftig zu irgend einer Leistung zum Reichskriege weder an Geld noch an Truppen verbunden zu sein'. Der König beharrte denn auch so starrsinnig auf dieser Forderung, daß der Kaiser auf die Stellung des Reichskontingents seitens Preußens verzichtete[3].

Aber nicht einmal jenes Hilfskorps, das der König auf Grund des mit dem Kaiser im Jahre 1728 abgeschlossenen Vertrags zu stellen hatte, traf zur rechten Zeit auf dem Kriegsschauplatz ein.

Nach Sartori[4] sollen die preußischen Truppen schon vor dem 5. Mai 1734 am Rhein erschienen sein; in Wirklichkeit erfolgte ihre Ankunft erst am 5. Juni. —

[1] Arneth III, 596[23] (Eugen an Seckendorf, 25. November 1733).

[2] Ebd. III, 396. [3] Ebd. III, 397.

[4] ,Sammlung' Nr. 521. Das im Anfange dieses Briefes enthaltene Urteil Eugens über die Reichsarmee — ,sie stelle das Bild der Unbrauchbarkeit dar, und es fehle ihr an Zusammenstellung' — ist auch in die Feldzüge II. Serie Bd. X, S. 238 übergegangen.

Da die letzten Briefe der Sammlung zu einer besondern Beanstandung keinen Anlaß geben, so wollen wir hiemit die Kritik der Briefe in Bezug auf ihren Inhalt schließen.

Außer den bisher aufgeführten Irrtümern ließe sich noch eine lange Reihe von Stellen aufzählen, die teils unrichtige teils zweifelhafte Thatsachen enthalten, die wir aber wegen ihrer Belanglosigkeit füglich übergehen können.

Viele Briefe bieten überhaupt der Kritik keine Handhabe, da sie keine konkreten Thatsachen, sondern nur allgemeine, bis zur Ermüdung wiederkehrende Gemeinplätze enthalten. In besonders großer Anzahl finden sich Erörterungen über die verschiedensten religiösen und politischen Fragen, wie über die Kurie und den Jesuitismus, dann über die Ohnmacht des deutschen Reiches, die allumfassenden Pläne Frankreichs, dessen drohende Haltung gegenüber Deutschland, Piemont, der Schweiz und namentlich gegen Lothringen und die Niederlande. —

Zum Schlusse unserer Kritik wollen wir an der Hand der uns zu Gebote stehenden Quellen, insbesondere der ‚Feldzüge‘, die unrichtige Datierung einer großen Anzahl von Briefen nachweisen und damit einen neuen Beweis für die Unechtheit der ‚Sammlung‘ liefern. —

Nr.	Datum	Ort	
		nach Sartori	nach den Quellen
1	12. I. 1689	Ofen	Wien: Arneth I, 443^3.
3	22. I. 1691	Turin	Moncalvo: Arneth I, 444.
4	11. VI. "	"	Moncalieri: Theatr. Europ. XIV, 63.
5	29. VII. "	"	" Arneth I, 444.
6	4. VIII. "	"	" Arneth I, 61—64.
7	5. IX. "	"	Carignano: Arneth I, 444.
16	22. IX. 1694	"	Avigliano: Heller (Milit. Korresp.), Brief Eugens vom 15. IX.
19	11. IX. 1696	Innsbruck	Sattirana: Heller Nr. 33, S. 109.
20	16. IX. 1697	Peterwardein	Zwischen Zenta und Klein-Kanizsa: Feldzüge[1] I^2, Suppl. S. 52.
38	24. V. 1701	Wien	Roveredo: F. I^3, 146. 153.
40	13. VI. "	Rivoli	S. Antonio: F. I^3, 174.
43	28. VI. "	Castelbaldo	Castelguglielmo: F. I^3, 183.
44	20. VII. "	Villafranca	} ‚Zwischen Povegliano und Villafranca‘:
45	26. VII. "	Carpi	F. I^3, 207 f. und F. I^3, 213.
46	7. VIII. "	Caravaggio	Castiglione delle Stiviere: F. I^3, Suppl. S. 56.
47	12. VIII. "	"	Bagnolo: F. I^3, Suppl. S. 58.
48	23. VIII. "	"	} Zwischen Urago und Pontoglio: F. I^3, Suppl. S. 72.
49	29. VIII. "	"	und F. I^3, Suppl. S. 73.
50	2. IX. "	"	bei Chiari: F. I^3, 261 und Suppl. S. 82.

[1] Im folgenden kürzen wir „Feldzüge des Prinzen Eugen“ mit F. ab.

Nr.	Datum	Ort	
		nach Sartori	nach den Quellen
51	12. IX. 1701	Caravaggio	Zwischen Chiari und Pontoglio: F. I^{3}, 299. Arneth I, 153.
52	23. X. "	"	
53	4. XI. "	"	
54	6. XI. "	"	
55	6. XII. "	Caneto	Mosio: F. I^{3}, 306.
56	15. XII. "	Luzzara	Borgoforte: F. I^{3}, 315.
58	19. II. 1702	Borgoforte	Luzzara: F. I^{4}, Suppl. S. 47.
59	7. V. "	Nicolo	Luzzara: Parri S. 93, oder Campitello: F. I^{4}, Suppl. S. 173.
60	20. V. "	"	Bei Mantua: F. I^{4}, 195. Arneth I, 175.
61	30. V. "	Cottolana	Curtatone: F. I^{4}, Suppl. S. 139—159.
62	11. VII. "	Bersello	Montanara: F. I^{4}, 235.
68	12. IX. "	Ostiglia	Luzzara: F. I^{4}, 378.
69	16. IX. "	"	
70	26. IX. "	"	
71	8. X. "	Carbonara	
72	23. X. "	"	
73	23. XI. "	S. Felice	Carbonara: F. I^{4}, 411.
74	30. XII. "	Roveredo	Auf dem Wege von Carbonara über Venedig und Triest nach Wien: F. I^{4}, 411. Arneth I, 187.
75	30. XII. "	Innsbruck (Nr. 74)	
87	14. XII. 1703	Wien	Preßburg: F. I^{5}, 619. Arneth I, 232. 468 f.
88	19. XII. "	"	
89	14. I. 1704	"	
94	12. VI. "	Neuburg	Großheppach: F. I^{6}, 391.
95	16. VII. "	"	Rastatt: Arneth I, 247. F. I^{6}, Suppl. S. 106. 109.
96	20. VII. "	"	
97	30. VII. "	"	Großsüßen: F. I^{6}, Suppl. S. 122.
98	19. VIII. "	Günzburg	Brenz: F. I^{6}, Suppl. S. 149.
99	23. IX. "	Ilbesheim	Kronweißenburg: F. I^{6}, Suppl. S. 180 bis 185.
104	13. XI. "	Landau	Kronweißenburg: F. I^{6}, Suppl. S. 227 bis 231.
105	23. XI. "	"	Auf der Reise nach Bayern begriffen: F. I^{6}, 635.
106	23. XI. "	"	
108	8. V. 1705	Wien	S. Michele oder Sta. Maria di Zevio: F. I^{7}, 139, Suppl. S. 112. 114.
109	24. V. "	Brescia	Gavardo: F. I^{7}, Suppl. S. 148. Arneth I, 311.
111	5. IX. "	Caravaggio	Treviglio: F. I^{7}, Suppl. S. 361. 363 ff. 398 ff.
112	7. IX. "	"	
113	7. IX. "	"	
114	11. IX. "	"	
115	29. IX. "	"	
116	16. XI. "	Urago	Roncadello: F. I^{7}, Suppl. S. 188.
118	3. XII. "	Brescia	Lonato: F. I^{7}, Suppl. S. 500, und F. I^{7}, S. 254.
119	4. XII. "	"	
125	21. VII. 1706	Stellata	Sta. Bianca: Arneth I, 370.
128	16. VII. "	Finale di Modena	Castelbaldo: F. I^{8}, Suppl. S. 193.
129	29. VII. "	"	S. Martino: F. I^{8}, Suppl. S. 200—206.
132	22. IX. "	Novara	Trecate: F. I^{8}, Suppl. S. 250.
133	25. IX. "	Cezano	Corsico: F. I^{8}, Suppl. S. 195.
148	16. VII. 1707	Grace	Cannes: F. I^{9}, 93.
149	16. VII. "	"	
153	3. XI. "	Turin	Mailand: F. I^{9}, Suppl. S. 211.

Nr.	Datum	Ort	
		nach Sartori	nach den Quellen
158	23. IV. 1708	Haag	Von hier bereits abgereist: F. II^{1}, Suppl. S. 78.
161	13. VII. "	"	Audenarde: F. II^{1}, Suppl. S. 156.
162	13. VII. "	Werwik	
164	30. VII. "	Soignies	Werwik: F. II^{1}, Suppl. S. 174.
171	26. X. "	Ryssel	Loos: F. II^{1}, Suppl. S. 304.
175	19. XII. "	"	Brüssel: F. II^{1}, Suppl. S. 390.
176	19. XII. "	"	
177	20. I. 1709	"	Haag: Arneth II, 45. F. II^{2}, Suppl. S. 21.
191	13. IX. "	Mons	‚Quaregnon bei Mons': F. II^{2}, Suppl. S. 252.
192	14. IX. "	"	
193	16. IX. "	"	
194	19. IX. "	"	‚Quaregnon bei Mons': F. II^{2}, Suppl. S. 254, und F. II^{2}, Suppl. S. 259.
195	22. IX. "	Brüssel	
196	16. XI. "	Haag	Brüssel: F. II^{2}, Suppl. S. 288—295.
197	20. XI. "	"	
199	13. V. 1710	Flines	Douai: F. II^{3}, 168 und Suppl. S. 76.
200	24. VI. "	"	Hénin-Liétard: F. II^{3}, Suppl. S. 144.
201	13. V. "	"	Douai: vgl. Nr. 199.
202	24. VI. "	"	Hénin-Liétard: vgl. Nr. 200.
203	12. VI. "	St. Eloy	Hénin-Liétard: F. II^{3}, Suppl. S. 93. 123f. 186.
204	15. VI. "	"	
205	29. VII. "	Flines	Rebreuve: F. II^{3}, Suppl. S. 222.
206	19. VIII. "	Rebieve (Rebreuve?)	Rebreuve: F. II^{3}, Suppl. S. 264.
207	12. IX. "	Fleuchi-Aboi	Aire: F. II^{3}, Suppl. S. 330—457.
208	23. IX. "	"	
209	19. X. "	Gent	
210	13. XI. "	Brüssel	
211	16. XI. "	"	Tournai: F. II^{3}, Suppl. S. 456.
212	20. XI. "	Haag	Brüssel: Arneth II, 150.
218	20. IV. 1711	"	Auf dem Wege nach Mainz: Arneth II, 162. Coxe (Marlborough) VI, 22.
219	26. IV. "	"	Bruchsal: F. II^{4}, Suppl. S. 20.
220	2. V. "	"	‚Zwischen Ehrenbreitstein und Köln': F. II^{4}, Suppl. S. 23.
221	6. V. "	Brüssel	Haag: F. II^{4}, Suppl. S. 26. 30.
222	8. V. "	"	
223	14. V. "	"	Tournai: F. II^{4}, Suppl. S. 36.
224	14. V. "	Haag (s. Nr. 223).	
225	26. V. "	"	Anchin: F. II^{4} passim.
226	5. VI. "	Mainz	
227	20. VI. "	"	Haag: F. II^{4}, 156.
229	12. VIII. "	Landau	Mühlberg: F. II^{4}, 248 und Suppl. S. 101.
230	20. VIII. "	"	
231	26. VIII. "	Mainz	
232	3. IX. "	Landau	Speier (zwischen Berghausen und Dudenhofen): F. II^{4}, 249. 252.
233	10. IX. "	Littons	
234	10. IX. "	Mons	
235	16. IX. "	"	
236	20. IX. "	Bouchain	
237	24. IX. "	"	
238	26. X. "	"	
239	7. XI. "	"	
240	10. XI. "	"	Oberhausen: vgl. Nr. 232.

Nr.	Datum	Ort	
		nach Sartori	nach den Quellen
241	16. XI. 1711	Beaurepaire	Ludwigsburg: F. II^{4}, Suppl. S. 156.
242	22. XI. „	Mons	Auf dem Wege nach Innsbruck: F. II^{4}, 34.
264	27. V. 1712	Lewarde	Hasfres: F. II^{5}, Suppl. S. 127.
265	17. VI. „	Tournai	
266	23. VI. „	„	
267	11. VII. „	Marchiennes	
268	16. VII. „	Quesnoy	Querenain: F. II^{5}, Suppl. S. 205.
269	16. VII. „	„	
270	3. VIII. „	Mons	Bellian: F. II^{5}, Suppl. S. 230.
271	14. VIII. „	„	Château-Lieu: F. II^{5}, Suppl. S. 244, und F. II^{5}, 209 f.
272	13. VIII. „	„	
273	11. IX. „	„	Bellian: F. II^{5}, Suppl. S. 273. 308.
274	12. X. „	„	
275	6. XI. „	„	Haag: Arneth II, 269. 501$^{32.\,34}$. F. II^{5}, Suppl. S. 327.
276	8. XI. „	„	
277	21. XI. „	„	
290	20. V. 1713	Ettlingen	Auf dem Wege von Wien nach München: F. II^{6}, 78.
291	20. V. „	„	
292	29. V. „	Frankfurt	Mühlberg (mit wenig Unterbrechung): F. II^{6}, Suppl. passim.
293	9. VI. „	Mainz	
294	16. VI. „	Mannheim	
295	29. VII. „	Philippsburg	
296	29. VII. „	„	
297	6. VIII. „	„	
298	20. IX. „	„	
299	22. IX. „	„	
300	4. XI. „	„	
301	18. XI. „	Ludwigsburg	
302	23. XI. „	„	
308	4. II. 1714	Stuttgart	Rastatt: F. II^{6}, 460. 470. Arneth II, 337. 339.
310	28. II. „	„	
313	11. III. „	Rastatt	Auf dem Wege von Rastatt nach Wien: F. II^{6}, Suppl. S. 358.
324	28. VIII. „	Wels	Wien: F. II^{6}, 489.
353	26. VI. 1716	Ofen	Wien: F. II^{7}, 138.
356	23. VIII. „	Peterwardein	Hettin: F. II^{7}, 228 und Suppl. S. 98.
357	29. VIII. „	„	Temesvar: F. II^{7}, 229 und Suppl. S. 101.
358	2. IX. „	Lugos	
359	13. IX. „	„	
360	17. X. „	„	
361	17. X. „	„	
366	22. V. 1717	Wien	Futak: F. II^{8}, Suppl. S. 31 f.
367	22. V. „	„	
368	24. V. „	„	
369	17. VII. „	Semlin	Belgrad: F. II^{8}, Suppl. S. 107. 139. 147.
370	25. VIII. „	Mehadia	
371	29. VIII. „	„	
376	11. X. „	Semlin	Wahrscheinlich Bellye: F. II^{8}, Suppl. S. 207. Arneth II, 447.
384	13. VII. 1718	„	Belgrad: F. II^{8}, Suppl. S. 269, 315. Arneth II, 454.
385	23. VII. „	„	
386	27. VII. „	„	
437	11. VIII. 1723	Wien	Prag: Arneth III, 539$^{60\,f.}$ Heldenthaten VI, 191—197. Eugens Brief an Neny aus dieser Zeit (Hof- und Staatsarchiv).
438	2. IX. „	„	
439	13. IX. „	„	

Nr.	Datum	Ort nach Sartori	Ort nach den Quellen
472	2. VII. 1728	Wien	Graz: Heldenthaten VI, 404—434. — Eugen an Königseck (Hof- und Staatsarchiv).
473	19. VII. „	„	
474	12. VIII. „	„	
475	20. IX. „	„	Auf dem Wege von Fiume über Laibach nach Graz, s. Nr. 472.
476	26. IX. „	„	Graz: s. Nr. 472.
502	10. VI. 1732	Karlsbad	Prag: Heldenthaten VI, 555.
504	15. VI. „	Prag	Karlsbad: s. Nr. 502.
508	22. IX. „	Wien	Linz: Heldenthaten VI, 579—582.
521	5. V. 1734	Heilbronn	Bruchsal: F. II[10], Suppl. S. 124. Arneth III, 407.
525	16. VII. „	Bruchsal	Wiesenthal: F. II[10] passim. Arneth III, 423. 435.
526	21. VII. „	„	
527	16. VIII. „	Heidelberg	Weinheim: F. II[10], Suppl. S. 263.
531	21. IX. „	Ladenburg	Heidelberg: F. II[10], Suppl. S. 263.
537	24. V. 1735	Wien	Bruchsal: F. II[11], Suppl. S. 31. 35. 54.
538	4. VI. „	„	
545	24. X. „	Heidelberg	Unterwegs nach Wien: F. II[11], Suppl. S. 222. 230. Arneth III, 481.
546	22. XI. „	„	Wien: F. II[11] passim.
554	16. VII. 1704	Neuburg	Rastatt: F. I[6], Suppl. S. 107.
555	1. V. 1706	Montebaldo	Ala: F. I[8] passim.
556	2. X. „	Mailand	Wahrscheinlich Lodi: F. I[8], Suppl. S. 253.
557	15. X. „	„	Alessandria: F. I[8], 306.
577	10. VI. 1713	Mainz	Mühlberg: s. Nr. 292.
579	11. X. 1723	Wien	Prag: Heldenthaten VI, 197.
581	17. IX. 1734	„	Heidelberg: F. II[10] passim und F. II[11] passim.
582	16. IX. 1735	Heilbronn	

Außerdem ließe sich noch eine lange Reihe von Briefen anführen, deren Datierung sehr zweifelhaft ist.

Zweiter Abschnitt.

Formelle Kritik.

Prinz Eugen war kein Held der Feder. Wenngleich er Franzose von Geburt war, so vermissen wir doch in seinen Briefen und politischen Ausarbeitungen dasjenige, was dem französischen Stil eigentümlich ist, nämlich Lebhaftigkeit und Schwung. ‚Eugen schrieb einfach und nüchtern, klar und bestimmt, immer wahr und zur Sache, aber ohne Witz und Eleganz.‘[1]

Anders in der ‚Sammlung‘ Sartoris: hier ist die Diktion vielfach weitschweifig und dunkel, bald phantastisch und schwulstig, bald pathetisch und sentimental, bald witzelnd und tändelnd, bald schwerfällig und lehrhaft. — Es ist nicht der Stil des Prinzen Eugen.

[1] Landau, Karl III. als König von Spanien S. 465.

Zu den bemerkenswertesten Eigentümlichkeiten des pseudoeugenischen Stils gehört dessen Weitschweifigkeit. Oft ist ein einziger einfacher Gedanke in allen möglichen Variationen durch eine große Anzahl von Briefen durchgeführt.

Auch macht die Sucht nach originellen Ausdrücken, Redewendungen und Satzgebilden die Diktion nicht selten dunkel und schwer verständlich.

Da logisches Denken und unmittelbares Fühlen oft hinter der Lebhaftigkeit der Phantasie zurückbleiben, so macht sich in solchen Fällen die Vorliebe für rhetorischen Schmuck (insbesondere für Bilder und Gleichnisse) und der Hang zu theatralischem Pathos, überhaupt zu Übertreibungen, sowie zu falscher Sentimentalität bemerkbar.

Diese Neigung zur Empfindsamkeit tritt namentlich bei Besprechung von Todesfällen[1] hervor. Ein schlagendes Beispiel sentimentaler Darstellung dürfte Nr. 46 der ‚Sammlung'[2] bieten. Hier schreibt Pseudo-Eugen an den Fürsten Joh. Adam von Liechtenstein: ‚Was doch die Vorsehung dem Menschen für ein wunderliches Los mitteilt! Als ich den jungen Grafen Vaudemont dieser Tage in einer großen Versammlung der Generalität fragte: wie es ihm zu Mute sei, daß er jetzt gegen seinen Vater (den französisch gesinnten Gouverneur von Mailand) streiten müsse, antwortete er mir: „Vielleicht ebenso, wie Ihnen, mein Fürst, da Sie bestimmt sind, sich mit Ihrem nahen Anverwandten, dem Herzog von Savoyen, zu schlagen; wir beide müssen (setzte er hinzu) als gute Soldaten denken; die Vorsehung hat uns ein besseres Vaterland, folglich auch den besten Vater an unserem Kaiser, für den wir fechten, gegeben." Glauben mir Eure Durchlaucht: es ist unmöglich, das Rührende dieser Scene zu beschreiben. Die Zungen der vielen Umstehenden waren plötzlich so gelähmt, daß der Einklang des Bravo wie eine verunglückte Generalsalve erfolgte. Ich hätte wenigstens selbst wegen Rührung nicht kommandieren können.'

Mit der Erwähnung eines betrübenden Ereignisses sind in der Regel Betrachtungen über die Hinfälligkeit alles Irdischen verbunden; ‚Eugens' Schreiben triefen bei solchen Anlässen von Weltschmerz und trüben Ahnungen. Der Verfasser der Briefe kannte eben den wahren Charakter des Prinzen nicht. Ein Feind jeglicher Sentimentalität, pflegte dieser seinen Schmerz in sich zu verschließen. Nur so läßt sich erklären, daß Eugen selbst Todesfälle, die sich in seiner Familie ereigneten, nur mit knappen Worten berührt. So umfaßt z. B. seine Erwiderung auf das Schreiben des Erzbischofs von Mecheln, worin ihm dieser den Tod seiner Mutter mitteilte, nur die wenigen Worte: ‚Obwohl es mich sehr betrübt, aus Ihrem Schreiben vom 10. Oktober (1708) den Tod meiner Mutter, der Frau Gräfin, zu erfahren, so tröste ich mich doch, daß sie nach Empfang der heiligen Sterbesakramente gestorben ist.'[3]

[1] ‚Sammlung' Nr. 69. 70. 172. 219. 425. 427. 463. 477. 502. 527. 534 ꝛc.

[2] Aus Caravaggio, den 7. August 1701. [3] Feldzüge II. Serie Bd. I, Suppl. S. 317.

Ferner hascht Pseudo-Eugen nach ‚geistreichen‘ Ausdrücken[1], Wortspielen, Witzen und Anekdoten. Leider sind die Wortspiele zum Teil recht geistlos, die Witze abgeschmackt und die Anekdoten trivial.

Besonders auffallend sind die Wortspiele[2]: Torcy — Torys; Raby (Lord; bekannt wegen seiner Extravaganz) — rabies; Tamburini (Jesuitengeneral) — Generaltambour (Trommelschläger); Westfälischer Friede — westfälischer Schinken u. s. w. Hierzu kommen Buchstabenspielereien, wie ‚das politische ABC‘ (womit Graf Auersperg, Ludwig von Baden und General Caprara gemeint sind, die angeblichen Widersacher Eugens), ferner das AEIOU (Austria erit in orbe ultima).

Und nun einige Beispiele von Anekdoten und Witzen!

In Nr. 135 der ‚Sammlung‘ erzählt Eugen von einem Bauernmädchen, das er auf einem Spaziergange mit mehreren Generälen in der Umgebung von Turin bitterlich und untröstlich weinend angetroffen habe. Zwischen dem Prinzen und dem Mädchen soll sich nun folgender Dialog abgespielt haben. Eugen: ‚Was fehlt dir, mein Kind?‘ Bauernmädchen: ‚Alles! alles!‘ — ‚Und was denn alles?‘ — ‚Mein Jakob ist mir totgeschossen worden.‘ — ‚Du mußt dir eben einen andern Jakob suchen!‘ — ‚Der Herr hat gut reden; probiere er es einmal, und laß er sich seine Frau, wenn er sie liebt, totschießen, und dann will ich ihn auch auf diese Art trösten.‘ Eugen habe ihr ein paar Louisdor gegeben; doch das Mädchen habe ihm, anstatt das Geld zu nehmen, nur die Hand geküßt mit den Worten: ‚Ich gebe dem Herrn noch 98 dazu, wenn er mir meinen Jakob wiederschafft.‘ Eugen knüpft hieran die Bemerkung: ‚Naivitäten dieser Art geben mir immer einen größeren Aufschluß des menschlichen Herzens. Ich nahm eine Prise Tabak, um eine mir entfallene Thräne unvermerkt abzutrocknen.‘

Eine andere Anekdote bringt Brief Nr. 131: ‚Vorgestern abends‘, schreibt Pseudo-Eugen an die Fürstin von Liechtenstein aus Turin unter dem 12. September 1706, ‚sah ich nach der Musterung einiger Regimenter von weitem ihrem Rückmarsche in die Quartiere zu. Ein durch sein Aussehen sehr ehrwürdiger Greis stand uns auf dem Wege und wiederholte öfters: O Gott, wie viele Soldaten! — Man braucht eben viele (sagte ich ihm). — Ja, ja (antwortete er mir), es ist auch gut, wenn sie was zu thun haben. — Glaubt Ihr, mein Lieber, denn nicht, daß sie viel zu thun haben? — O ja, nur gar zu viel, wenn sie nur das Gute thäten. — Und was wäre

[1] So in folgenden Briefen der ‚Sammlung‘: Nr. 5. 6. 10. 16. 19. 41. 50. 68. 71. 88. 92. 100. 142. 150. 170. 175. 176. 293. 295. 303. 306. 315. 316. 328. 380. 387. 389. 394. 399. 407. 415. 419. 422. 427. 435. 444. 446. 473. 480. 516. 526. 534. 537. 541.

[2] ‚Sammlung‘ Nr. 62. 237. 402. 403. 449. 486.

denn das? — Daß sie (sagte er) anstatt unsere Felder zu verwüsten, selbige anbauen müßten.‘

Ähnliche schale Witze finden sich in den Briefen Nr. 446 und 157[1].

Sie können unmöglich dem Prinzen Eugen in den Mund gelegt werden. Denn nicht leicht wird man in seinen echten Schreiben launige und witzige Bemerkungen finden. —

Ein charakteristisches Merkmal der ‚Sammlung‘ ist ein gewisser lehrhafter Ton und ein eitles Prunken mit Gelehrsamkeit.

Hierher gehört insbesondere der häufige Gebrauch von lateinischen Ausdrücken, Citaten und Sentenzen[2]. Dies ist um so auffallender, als bekanntermaßen Eugen selbst sehr wenig Latein verstand. Ebenso bemerkenswert sind die vielen geschichtlichen Reminiszenzen. Man wird in Eugens echten politischen und militärischen Briefen schwerlich den Namen eines Porsenna, Fabius Maximus, Hannibal, Scipio, Cato, Metellus, Cäsar, Tacitus, Titus, Karl d. Gr.[3] als Musterbildern gewisser politischer oder staatsmännischer Eigenschaften begegnen.

An letzter Stelle seien noch etliche sprachliche Eigentümlichkeiten der ‚Sammlung‘ erwähnt.

Oft begegnet uns das Wort ‚Delikatesse‘ im Sinne von Feinheit, ferner die Ausdrücke: ‚Punkt der Ehre‘, ‚Punkt der Sicherheit‘, ‚auf dem Punkte stehen‘.

Mit besonderer Vorliebe verwendet Pseudo-Eugen Wörter, die mit ‚Art‘ oder ‚Kraft‘ zusammengesetzt sind; in dieser Richtung finden sich: ‚Einschreitungsart‘, ‚Behandlungsart‘, ‚Denkungsart‘, ‚Denkart‘, ‚Einwirkungsart‘, ‚Fortschreitungsart‘, ‚Zusammenwirkungskraft‘, ‚Gesamtkraft‘, ‚Zentralkraft‘, ‚Verbindungskraft‘, ‚Beurteilungskraft‘, ‚Schnellkraft‘, ‚Totalkraft‘ — lauter ungewöhnliche Ausdrücke, die auch nicht in Eugens echten Briefen vorkommen.

Sehr häufig ist der Gebrauch des Eigenschaftswortes ‚gut‘ in Verbindung mit Eigennamen[4], und Wendungen wie ‚dieser wahrhaft große Fürst‘, ‚dieser wahrhaft edle Mann‘ rc.

Seltsam muß es uns erscheinen, wenn Eugen in einige seiner Briefe lange Citate aus Schriftstellern, besonders aus Temple, sowie auch solche

[1] Außerdem in Nr. 74. 278. 374. 409 u. a.

[2] So in folgenden Briefen: Nr. 28. 51. 170. 183. 185. 287. 289. 292. 297. 302. 316. 333. 427. 432. 437. 449. 470. 507. 541.

[3] So in Nr. 165. 169. 171. 175. 176. 293.

[4] So in Nr. 5 (das gute Cuneo); 11 (der gute Herzog von Savoyen); 119 (der gute Prinz von Baden); 125 (die guten Väter i. e. Jesuiten); 120 (die gute Herzogin von Popoli); 128 (der gute König Karl); 169 (der gute König von Schweden i. e. Karl XII.); 298 (der gute Conspruck); 406 (die guten Polen); 436 (der gute Herzog von Marlborough); 477 (der gute Kurfürst [von Mainz]).

Schreiben aufnimmt, die angeblich an ihn oder dritte Personen gerichtet wurden[1].

Diese Beispiele mögen genügen, um zu beweisen, daß die Briefsammlung auch aus formellen Gründen nicht authentisch sein kann!

Es erübrigt nur noch, auf die Thatsache hinzuweisen, daß die markantesten Eigentümlichkeiten des pseudoeugenischen Stils auch in einem Manuskripte Sartoris, in den ‚Neuesten Memoiren‘, hervortreten.

Charakteristisch sind insbesondere gewisse Lieblingswörter, wie Delikatesse[2], Tableau[3], Schwarzrock[4], Prévoyance[5], Pénétration[5], Kombination[5], Prévention[5], Wendungen wie ‚der Punkt der Sicherheit‘[6], ‚Punkt der Erkenntlichkeit‘[7], ‚Zentralpunkt‘[8], ‚Wirkungspunkt‘[9], Zusammensetzungen mit ‚Kraft‘ und ‚Art‘ wie ‚Gesamtkraft‘[10], ‚Zentralkraft‘[11], ‚Verbindungs-‘[12], Beurteilungs-‘[13], ‚Schnell-‘[14], ‚Zusammenwirkungs-‘[15], ‚Totalkraft‘[15], ‚Einschreitungen‘[16], ‚Einschreitungsart‘[17], ‚Denkungsart‘[18], ‚Regierungsart‘[19], ‚Einwirkungsart[20]‘, ‚Handlungsart‘[21]. Hierzu kommen Ausdrücke wie ‚dieser wahrhaft große Fürst‘, ‚dieser wahrhaft edle Mensch‘, und in letzter Linie die Citate aus den Werken staatsrechtlicher Schriftsteller, wie William Temple[22]. —

[1] So in Nr. 112. 120. 267. 276. 290. 504 (das hier vorgebrachte Schreiben Arlingtons an den bekannten englischen Staatsmann und Schriftsteller William Temple ist echt und findet sich in den ‚Lettres de Mr. le Chevalier Guill. Temple et autres ministres d'État tant en Angleterre que dans les Païs Étrangers‘ (à la Haye 1700) II, 301 s. Auch die übrigen Citate aus Temples Werken (Nr. 69. 70. 457. 479. 527) sind ganz korrekt. (Cf. Oeuvres posthumes de W. Temple, Utrecht 1704, p. 268. 286. 181; und Lettres etc. II, 42; Mémoires III, 135 ss.)

[2] ‚Neueste Memoiren‘, Mskr. II, Mém. 19 passim.

[3] Ebd. I, Mém. 12, § 3, Randbemerkung u. a.

[4] Ebd. II, Mém. 18, §§ 9. 16 u. a. [5] Ebd. an unzähligen Stellen.

[6] Ebd. II, Mém. 15, § 1 u. a. [7] Ebd. I, Mém. 13, § 1 u. a.

[8] Ebd. II, Mém. 18, § 10; Mém. 19, p. 182; III, Mém. 25, § 7.

[9] Ebd. II, Mém. 19, p. 185 u. a.

[10] Ebd. Einl. I, 4. Abschn., § 21; I, 4. Mém. Abschn. 2, § 2.

[11] Ebd. Einl. I, 4. Abschn., § 21; II, Mém. 18, § 1; II, Mém. 19 passim; Mém. 23, p. 316; III, Mém. 30, p. 376. [12] Ebd. I, Mém. 14, p. 345.

[13] Ebd. I, Mém. 14, p. 360; II, Mém. 16, p. 55. [14] Ebd. II, Mém. 18, § 10 u. a.

[15] Ebd. II, Mém. 19 passim. [16] Ebd. I, Mém. 14, p. 347 u. a.

[17] Ebd. I, Mém. 2, § 3; I, Mém. 9, § 4; II, Mém. 19 passim.

[18] Ebd. I, Mém. 9, § 3; I, 10, Einl. [19] Ebd. II, Mém. 18, §§ 3. 4.

[20] Ebd. II, Mém. 19, Einl. [21] Ebd. II, Mém. 19, p. 192.

[22] Ebd. I, 141; Mém. 14, p. 344; II, Mém. 19, p. 182; III, Mém. 25, p. 85; IV, Mém. 33, § 13. Hierzu kommen noch Citate aus angeblichen Memoiren des Staatsmanns Waßner (Wassenaër): z. B. ebd. II, Mém. 17, p. 94; Mém. 19, p. 197; III, Mém. 26, § 13; IV, Mém. 33, § 8. Diese ‚Memoiren‘ sind nicht auffindbar!

Dritter Teil.

Grundlage der Fälschung.

Nachdem wir im zweiten Teile dieser Abhandlung nachgewiesen haben, daß die ‚Sammlung der hinterlassenen politischen Schriften des Prinzen Eugen von Savoyen' nach Inhalt und Form apokryph ist, wollen wir im nachstehenden den Beweis liefern, daß die Grundlage der Fälschung ‚Des großen Feldherrns Eugenii, Herzogs von Savoyen 2c., Heldenthaten' sind, welche in sechs Teilen in den Jahren 1710—1722 und 1739 zu Frankfurt, Leipzig und Nürnberg anonym erschienen waren. Die sämtlichen Teile der uns vorliegenden Auflage erschienen bei Christoph Riegel in Nürnberg, die ersten vier ohne Datum, der fünfte Teil im Jahre 1736, der sechste im Jahre 1739.

Folgende Übersicht soll die Richtigkeit unserer Behauptung erweisen:

Sartori.	Heldenthaten.
Nr. 1: „Man sagt, er habe die italienische Fürstenschule sehr gut studiert; er habe die Verstellungskunst den Römern abgeborgt; die Geschicklichkeit, anders zu denken, anders zu reden und anders zu handeln, wäre ihm ganz eigen. Seine Heirat mit der Tochter des Herzogs von Orleans . . . habe ihn ganz auf die französische Seite gezogen . . . Er kann die harte Art, womit Ludwig XIV. seine Freunde behandelt, nicht mehr ertragen."	**I, 305 f.:** Randbemerkung: „Des Herzogs von Savoyen Verstellung." Der Herzog . . . besaß die allen Italienern angeborene Kunst, sich anders äußerlich anzustellen, als man im Herzen denkt. Er ließ sich an, als wenn er durch die Verbindung mit dem königlichen Hause, welche er durch seine Vermählung mit des Königs Bruders, Herzogs von Orleans, Tochter auch völlig an das königliche Interesse wäre angeknüpfet worden. . . . **308:** Ludwig . . . ließ sich sehr hart gegen selbigen an.
Nr. 7: Daß der Marquis von Mortara, Grand d'Espagne, zwischen mir und dem General Rabutin durch das Musketenfeuer der Franzosen totgeschossen wurde. . . .	**I, 358:** Daß die Franzosen aus . . . Musketen . . . den Marquis de Mortara, Grand d'Espagne, zwischen dem Prinzen Eugenio und Rabutin tot schossen. . . .

Sartori.	Heldenthaten.
Nr. 9: Der König gab sich zu Rom durch den Kardinal d'Estrées alle Mühe, durch den Papst die italienischen Fürsten zu einer Allianz mit Frankreich zu bereden; da seine Versuche fehlschlugen, suchte er den Papst zu einer öffentlichen Erklärung zu bewegen, daß man dem Kaiser die besten Vorschläge zum Frieden gemacht habe.	**I, 383 f.:** Er ließ diese Allianz durch den Kardinal d'Estrées dem Papst antragen. . . . Der Kardinal ersuchte ihn, er sollte nur, wenn er sich nicht öffentlich dazu bequemen sollte, seine Genehmhaltung dazu geben, mit dem Anhang, daß sein König an den Kaiser solche Friedensvorschläge geschickt hätte, daß. . . .
Nr. 10: (Die Franzosen verfallen) von der Religion auf die Verschwörung.	**I, 415:** Von der Religion ging der König zur Verräterei.
Nr. 12: Die Krankheit des Herzogs von Savoyen erzeugte anfangs die Pocken, nachher aber ein gefährliches Fieber.	**I, 409:** Nachdem die Pocken den Herzog . . . verlassen, ward er durch ein gefährliches Fieber . . . zu Bette geworfen.
Nr. 13: (Catinat) warf nicht nur den Kern der Truppen des königlichen Flügels, sondern sogar eine den Spaniern weit überlegene Macht auf seinen rechten Flügel, um mit ihnen desto schneller . . . fertig zu werden.	**I, 439:** Catinat hatte . . . den Auszug seiner Truppen, nämlich das königliche Haus, dahingesetzt, damit es mit denen Spaniern geschwind fertig sein möchte.
Nr. 15: Die Waldenser erhoben sich in Masse, um den Franzosen allen möglichen Abbruch . . . zuzufügen.	**I, 452:** Diese thaten den Franzosen großen Abbruch.
Nr. 18: Was soll der Graf von Mansfeld bei diesen Umständen . . . mit der Mariage des römischen Königs und mit Länderversicherungen zu Turin . . . ausrichten?	**I, 490:** Der Kaiser schickte den Grafen von Mansfeld nach Turin . . ., welcher die Mariage des römischen Königs mit einer savoyischen Prinzessin . . . und den Besitz des Herzogtums Mailand versprechen sollte.
Nr. 20: Durch den . . . nach dem Treffen (bei Zenta) erbrochenen Befehl des Monarchen war ich angewiesen, jedem Treffen . . . auszuweichen. Ich ersuchte den Überbringer nur, die Depeschen bis zur Beendigung der Bataille wohl zu verwahren.	**I, 548 f.:** . . . Der Kaiser hat dem Prinzen Eugenio diese expresse Ordre gegeben, alle Schlachten und Haupttreffen zu vermeiden. . . . Eugenius merkte den Inhalt, und wie er gleich im Begriff war, den Feind zu attaquieren, sagte er dem Kurier, daß er solchen unmöglich jetzo erbrechen könnte; weil er im Begriffe wäre, dem Kaiser einen Sieg zu erfechten, wäre er also gezwungen, solches bis nach der Schlacht anstehen zu lassen.

Sartori.	Heldenthaten.
Nr. 22: Es mag sein, daß der Friede zu Karlowitz mit den Türken etwas zu frühzeitig geschlossen worden.	**I, 603:** Es meinten doch einige, er wäre von Österreich zu zeitig geschlossen worden.
Nr. 43: Der Kardinal Astaldi, Legat zu Ferrara, schickte mir dieser Tage zwei Edelleute in das Lager mit dem Ansuchen, daß das neutrale päpstliche Territorium mit dem Durchzug der kaiserlichen Armee möchte verschont bleiben. . . . Ich werde Sorge tragen, daß die päpstlichen Unterthanen sich . . . nicht werden beklagen können. . . . Das nämliche ließ ich auch durch den Marchese Doria dem Magistrat zu Ferrara eröffnen. . . . Der Kardinallegat und der Magistrat zu Ferrara haben ihre guten Gesinnungen . . . zu erkennen gegeben; sie erließen einen Befehl an alle Müller und Fuhrleute, daß sie bei Leib- und Lebensstrafe den Kaiserlichen keine Fahrzeuge oder Materialien zu einer Brücke, selbst nicht gegen Bezahlung, sollten verabfolgen lassen.	**II, 21 f.:** Den andern Tag kamen von dem Legaten zu Ferrara, dem Kardinal Astalli, zwei Kavaliers in dem Lager an, welche den Prinzen . . . ersuchten, daß er den päpstlichen Boden mit dem Durchzuge seiner Armee zu verschonen sie möchte gefallen lassen. . . . Er promittierte . . . so scharfe Disziplin zu halten, daß die Unterthanen Ihrer Heiligkeit nicht die geringste Ursache zu klagen finden sollten. Er fertigte auch . . . an den Kardinallegaten zu Ferrara den . . . Marchese Doria ab, welcher solches gegen . . . den Magistrat daselbst wiederholen sollte. . . . Weil aber der Kardinallegat und der Stadtmagistrat zu Ferrara allen Müllern und Fahrleuten bei Leib- und Lebensstrafe verboten, den Kaiserlichen Fahrzeuge oder andere Materialien zu einer Brücke folgen zu lassen, wenn sie es gleich bezahlen sollten, so. . . .
Nr. 46: Der Herzog von Savoyen ist den 26. . . . bei der französischen Armee angekommen . . .; ich verfehlte nicht, ihn . . . komplimentieren zu lassen. Von meinen sechs türkischen Pferden, die ich ihm zum Präsent schickte, nahm er nur eines . . . an.	**II, 33:** Den 26. Juli erhielt der Prinz . . . die Nachricht, daß diesen Tag der Herzog von Savoyen bei der feindlichen Armee angelanget. . . . Der Prinz . . . ließ ihn komplimentieren, auch zugleich sechs . . . türkische Pferde zum Präsent offerieren, wovon aber nur ein einziges angenommen wurde.
Nr. 47: Seine (des venetianischen Gesandten) Kommittenten haben durch fünf Tage hintereinander . . . der kaiserlichen Armee ihre Proviant- und Munitionsschiffe anhalten lassen. Ich weiß nicht, was bei den Truppen größer war, die Not oder die Erbitterung. Ich werde . . . die Excesse verhindern. . . .	**II, 30 f.:** Der Commendant der Venetianer . . . hielt die kaiserlichen Proviant- und Munitionsschiffe etliche Tage an, wodurch die kaiserliche Armee . . . Mangel an Brod (hat) leiden müssen. Dieses . . . Beginnen verursachte . . . große Verbitterung. . . . Prinz Eugen ließ etliche Soldaten, deren Excesse

Sartori.	Heldenthaten.
Der Marschall Catinat mußte sich wider alles Begreifen schnell zurückziehen, da es ihm an . . . Wasser und Futter fehlte; die französische Kavallerie mußte sich zwei Tage hindurch bloß von Weinstocksblättern erhalten.	gar zu groß, am Leben strafen. . . . Man konnte . . . nicht begreifen, was der Maréchal de Catinat durch die eilfertige Retirade vor ein Absehen haben müßte, bis man in Erfahrung brachte, daß es den Franzosen an Wasser und den Pferden an Futter mangelte, welche schon zwei Tage nichts als Weinblätter fressen müssen.
Nr. 50: Der Marschall (Villeroy) hat . . . neun cremonesische Dörfer, die es mit uns hielten, in Brand gesteckt.	**II, 45:** Villeroy ließ die Dörfer, so es . . . in dem Cremonesischen mit den Kaiserlichen gehalten, in Brand stecken.
Nr. 53: Man wird die Gewaltthätigkeiten ersehen, mit welchen der Herzog von Medina-Coeli, Vicekönig von Neapel, mit denjenigen, und besonders mit dem Baron Saffinet verfährt, die er als österreichisch Gesinnte gefangen nehmen ließ. . . . Ich habe dem Generalgouverneur zu Mailand durch einen Trompeter wissen lassen, meine von . . . dem Kaiser erhaltenen Ordres gingen dahin, alle gefangenen französische Offiziers à la . . . Medina-Celi traktieren zu lassen. . . . Der Prinz versicherte mich, daß er einen Kurier nach Neapel zur Verfügung der schleunigsten Remedur abschicken werde.	**II, 71 f.:** Der Prinz erhielt . . . die Nachricht, wie der Vice-Rè von Neapolis, der Herzog von Medina-Celi, so übel mit den österreichisch Gesinnten umginge und sie sehr grausam traktierte, weswegen er einen Trompeter an den Gouverneur von Mailand mit einem Briefe abschickte, worin er ihm berichtete, wie er von dem Kaiser Ordre hätte, mit den gefangenen Offizieren ebenso umzugehen, wie es der Vice-Rè mit den Gefangenen . . . und sonderlich mit dem Baron von Saffinet (Saffinet!) halten würde. Er bat den Prinzen, daß er dem Vice-Rè dies . . . auf das schleunigste kundthun möchte.
Nr. 56: Der Verlust des Feindes beträgt in dieser Campagne über 20000 Mann.	**II, 95 f.:** Der Feind verlor in dieser Campagne über 20000 Mann.
Nr. 59: Die Vorteile des Überfalls von Cremona entwickeln sich erst jetzt. . . . Die Franzosen haben den Oglio und das Parmesanische verlassen.	**II, 125:** Die Vorteile, welche den Kaiserlichen zugewachsen, bestunden darinnen, daß die Franzosen . . . alle Örter . . . an dem Oglio . . . verließen . . . ingleichen, daß sie das Gebiet des Herzogs von Parma quittierten.
Nr. 60: Den 12. . . . ist Vendôme, außer stand, meine Postierungen zu durchbrechen, bei Quiazano über den Oglio in das Brescianische eingedrungen. Die Republikaner fanden ihre Neutralität gar nicht verletzt, sondern beförderten den Fran-	**II, 146:** Nachdem Vendôme bei der kaiserlichen Postierung nicht durchbrechen konnte, wollte er den 12. Mai bei Quiazano über den Oglio in das Brescianische dringen. Und da sich die Venetianer geneigt erzeigten, ging er . . . der Neu-

Sartori.	Heldenthaten.
zosen noch den Durchmarsch, die ... 30000 Mann stark vorrückten.	tralität ungeachtet, mit der Armee von 30000 Mann stark ... über den Oglio.
Nr. 62: Mein Entschluß ging dahin, nach dem Antrage des Marquis Davia den ... Vendôme ... aufzuheben. ... Davia befand sich schon sehr nahe an dem Quartier des Herzogs von Vendôme; (aber er wurde) durch einen Schuß der Schildwache ... gehindert.	**II, 151 f.:** Marquis Davia gedachte auf Ordre des Prinzens Eugenii ... den Vendôme aufzuheben. ... Davia war nicht über 80 Schritte mehr von des Herzogs von Vendôme Quartier. ... Da aber durch einen Schuß, wodurch die ... Schildwache getötet worden (sic). ...
Die Gräfin Thun beehrt mich mit dem Titel eines Generaldiebs.	Eine Dame von Qualité bei Hofe scherzte darüber ... : sie hätte nicht geglaubt, daß der Prinz Eugenius ein solcher Generaldieb wäre.
Nr. 64: Das Geschwendische Regiment, nachdem alle Offiziere totgeschossen waren, wurde von einem gefreiten Korporal ... kommandiert.	**II, 169:** ... daß das Geschwindische Regiment ein gefreiter Korporal kommandierte, nachdem alle Offiziere totgeschossen worden.
Nr. 80: ... „wegen der bei Mirandola dem Albergotti angehängten Schlappe."	**II, 193 f.:** ... bei Mirandola glückte es denen Kaiserlichen, daß sie dem Albergotti eine ... Schlappe beibrachten.
Nr. 83: Des Papstes Einfluß hat so viel bewirkt, daß Versello, welches Vendôme zu demolieren befahl, erhalten werden muß.	**II, 198:** Die Franzosen hatten in Willens, Versello zu demolieren, so aber durch den Papst noch hintertrieben wurde.
Nr. 85: Der holländische und englische Minister haben sich viele Mühe gegeben, die Malkontenten zu einem Vergleich zu bringen; auch der Erzbischof von Colloza schien sich für diese Absicht zu verwenden. ... Der Oberst Caroli ist mit einem Trupp Husaren zu den Malkontenten übergegangen.	**II, 210:** Jedennoch bemühete sich ... der holländische Envoyé mit Assistenz des englischen ... wie auch des Erzbischofs von Colozza, einen Vergleich zu stiften. **II, 207:** Weil ... der Graf Caroli mit vielen Husaren sich zu ihnen (den Rebellen) schlug.
Nr. 87: Die Franzosen kommandieren in allen Stellen ... und dem Souverain bleibt außer dem leeren Titel nicht der geringste Vorzug mehr übrig.	**II, 199:** Da die Franzosen in seinem Lande schon als Herren kommandieren und ihm kaum den Titul davon übrig lassen.
Nr. 103: Ich hatte kaum Pistolen genug, um das Zurückweichen meiner Kürassieren zu verhindern; genötigt, selbst sie von den Pferden zu schießen. ... Der Kurfürst war mehr	**II, 240:** ... bis endlich der Prinz Eugenius zwei weichende Kürassierer wegen ihrer Zaghaftigkeit vom Pferde schoß. ... Der Kurfürst von Bayern stunde hier selbsten in Gefahr, gleich-

Sartori.	Heldenthaten.
als einmal in der Gefahr, . . . gefangen zu werden. . . . Immer war ein Korps Infanterie zwischen die Kavallerie gestellt.	falls gefangen zu werden . . . Er retirierte . . ., indem er allezeit ein Korps Infanterie zwischen die Reuter gestellt.
Nr. 104: Würde die Kavallerie den Weg zur Bedeckung der . . . in die Thore schon eingerückten Wagen nicht verfehlt haben und zu spät gekommen sein, so hätte der Ausführung nichts entgegengestanden.	**II, 302:** Dieser Anschlag war bloß deswegen nicht glücklich, weil die Kavallerie, welche Ordre hatte, sobald als die Wägen unter dem Thor, . . . in die Stadt zu brechen, den Weg verfehlt und nicht beizeiten da gewest.
Nr. 137: . . . wenn er monatlich 15—16000 Duplonen zur Bestreitung der notwendigsten Bedürfnisse sich erbittet.	**II, 466:** Der Prinz Eugenius . . . verlangte von den Bolognesischen und Ferrarischen monatlich 16000 Duplonen, von Florenz monatlich 15000 . . ., seinen Truppen den nötigen Unterhalt zu verschaffen. . . .
Nr. 142: . . . nachdem er für seine Beständigkeit und Anhänglichkeit . . . großmütig belohnt wurde.	**II, 470:** . . . zu einiger Erkenntnus seiner . . . Treue und Beständigkeit.
Nr. 145: Aus Mangel der Soldaten ersetzten die Offiziers selbst die Schildwachen; sie bedienten die Artillerie und ergaben sich, unerachtet sie weder Ruhe noch Arzneien, am wenigsten aber Lebensmitteln hatten, nicht ehender, als bis. . . .	**II, 502:** . . . (es müßten) die Offiziers, aus Mangel der Soldaten, selber Schildwach stehen, die Soldaten aber bei der Artillerie lassen; viele von ihnen seien erkranket, weil sie keine Ruhe, keine Arzneien und keine Lebensmittel mehr hätten.
Nr. 178: . . . So viel ist gewiß, daß Frankreich noch nicht ernstlich gesinnt ist, Friede zu machen. Man suchte uns nur mit Vorschlägen hinzuhalten, um Zeit zu gewinnen.	**II, 668 f.:** . . . der Ausgang wiese . . ., daß Frankreich noch kein rechter Ernst sei, Frieden zu machen, und daß es nur gesucht, eine Zeit zu gewinnen.
Nr. 182: Der große Konferenzrat ist zu stande gekommen: Salm, Mansfeld, Seilern, Sinzendorf, Wratislaw, Windischgratz, Lamberg und meine Person machen ihn aus.	**III, 4:** Die Personen, welche diesen Rat ausmachten, waren: . . . Salm, . . . Eugen, . . . Mansfeld, . . . Seilern, . . . Sinzendorff, . . . Wratislaw, . . . Windischgrätz, . . . und . . . Lamberg.
Nr. 185: Die Bürger im Haag verursachten dem feinen Rouillé einen großen Verdruß, da er auf ihren Fahnen die Aufschrift lesen mußte: Praestat pro libertate mori quam fraudulenter (?) pace destrui.	**III, 7:** Die Bürger im Haag setzten bei einem Aufzug in eine Fahne die Worte: Praestat pro libertate mori quam fraudulenta (sic) pace destrui.
Nr. 188: Wir . . . wünschten, daß die Unkosten an die Soldaten, die	**II, 667:** Sie . . . verlangten, daß dieses . . . Geld unter diejenigen

Sartori.	Heldenthaten.
am mehrsten an diesem Feldzuge gelitten, sollten ausgeteilt werden.	Soldaten, welche am meisten in diesem Feldzug gelitten, möchte ausgeteilt werden.
Nr. 190: Meine Gegenwart war in diesem Zeitpunkte, da wir ein über das andere Mal zurückgeschlagen wurden, zur Aufmunterung der Truppen äußerst nötig.	**III, 64:** Die Alliierten wurden mehr als einmal zurückgetrieben, aber . . . durch die Gegenwart unseres großen Kapitäns . . . angefrischt.
Nr. 195: Der Herzog wird mit mir nächstens nach Brüssel gehen, um uns mit den Ständen wegen der künftigen Campagne zu besprechen.	**III, 92 f.:** Unser Prinz nebst dem Duc de Marleborough konferierten mit denen Ständen zu Brüssel wegen zukünftiger Campagne.
Nr. 202: Er ist gesonnen, sich in Ryssel einige Zeit aufzuhalten. . . .	**III, 106:** . . . von da er nach Ryssel ginge, wo er sich lange Zeit aufhielte.
Nr. 215: Es sind die Ordres gegeben worden, die Kriegsoperationen mit allem Nachdrucke diesen Winter fortzusetzen.	**III, 151:** Unser Prinz beschlosse, die Kriegsoperationen den Winter durch eifrig fortzusetzen.
Nr. 238: Die Königin von England macht sich kein Bedenken, mit dem Friedensgeschäft, das der Marschall Tallard während seiner Gefangenschaft zu Nottingham bearbeitet hatte, öffentlich aufzutreten. Der Marschall erhielt . . . die Erlaubnis, nach Frankreich zu gehen.	**III, 189 f.:** Die Königin . . . nahm das Friedenswerk ernstlich vor, und der . . . als Kriegsgefangener zu Nottingham gewesene Marschall de Tallard bekam . . . die Erlaubnis, nach Frankreich zu gehen. . . .
Graf Gallas ist sonst ein äußerst mäßiger und zurückhaltender Mann.	Ob er (Gallas) wohl sonsten ein Herr war, der wegen seiner Prudenz und Moderation von allen ästimiert worden.
Nr. 289: (Seite 139 ff.) . . . Hat man nicht . . . dem Hause Österreich . . . versprochen, in Ansehung der spanischen Succession eine billige und raisonnable Satisfaktion zu verschaffen? . . . Wer kennt nicht den besondern Artikel des Allianztraktats vom Jahre 1689 . . . die Adressen der Parlamenter vom November 1705 und Dezember 1706? — die Anrede der Königin an das Parlament vom Dezember 1703, November 1705, September 1706 und zwei andere ebendesselben Monats und Jahrs, wie jene vom November 1708? — die Bündnisse mit dem	**III, 411:** Großbritannien versprach keinen Frieden zu machen, ehe . . . Ihro Kaiserliche Majestät eine billige und raisonnable Satisfaktion erhalten. . . . **III, 447 ff.:** . . . ich kann denselben solche (Genugthuung) . . . ausgedrückt zeigen in einem besondern Titul des Allianztraktats von 1689, in den Adressen derer Parlamenter vom November 1705 und Dezember 1706, in der Anrede der Königin an das Parlament vom Dezember 1703, November 1705, September 1706, und in noch zwei andern ebendesselben Monats und Jahres, wie eben-

Sartori.

König von Portugal und dem Herzog von Savoyen 1703 und 1704? — die Präliminarartikel 1709, die von den Bevollmächtigten der drei Mächte unterzeichnet und von der Königin ratifiziert wurden — die weiteren Präliminarartikel des Königs von Frankreich vom 2. Juni 1710, die er zum Fundament der Haager und Gertruydenburgischen Friedenshandlungen gelegt hatte? — endlich die besonderen Erklärungen der englischen Bevollmächtigten zu Utrecht vom 5. März 1712, und was fand man hier Zweideutiges? Die Erbfolge von Spanien **ist** ihrer Natur nach unteilbar und **kann** nicht getrennt werden. Wer an einem Teil hat, dem gebührt auch das Ganze. Die Gerechtigkeit erheischt solches, die natürliche Billigkeit erfordert es, und die allgemeine Wohlfahrt und Sicherheit verlangt es.

Nr. 317: Spanien hat mit uns noch keinen Traktat ... der nordische Krieg bedroht uns mit einer Teilnahme; die Pforte steckt voll des Mißtrauens.

Nr. 334: Daß die Generalstaaten so außerordentliche Geldsummen als Ersatz für den wegen Erhaltung der niederländischen Festungen gehabten Aufwand fordern, kann weder als gerecht noch billig angesehen werden. Der Allianz-

Heldenthaten.

falls vom November 1708. Ich kann sie beweisen aus denen eingegangenen Bündnissen mit dem König in Portugal und Herzog von Savoyen in dem Jahre 1703 und 1704, aus denen Präliminair-Artikuln von 1709, welche von denen Gevollmächtigten dieser dreien Puissancen unterzeichnet und von Ihro Majestät der Königin ratifiziert worden. Aus den Präliminair-Artikuln des Allerchristlichsten Königs vom 2. Januar (sic) 1710, die auf Befehl Seiner Majestät zum Fundament der Gertruydenbergischen Friedenshandlung gelegt werden sollten. Endlich kann ich sie beweisen aus der expressen Deklaration, welche die englischen Gevollmächtigten zu Utrecht den 5. Martii 1712 zusamt denen Herren Plenipotentiariis Ihro Hochmögenden darauf thaten. Man findet hierinnen nichts Zweideutiges. Die Erbfolge von Spanien ist ihrer Natur nach unteilbar, und diese Monarchie kann man nicht trennen. Wer an einem Teil hat, hat es auch am andern; ... die Gerechtigkeit heischet solches, die natürliche Billigkeit erfordert es, und die allgemeine Wohlfahrt erfordert dasselbige ... weil außer solchem keine ... Sicherheit und Freiheit jemalen zu hoffen.

III, 688 f.: Mit Spanien stunde man auch noch in keinen Traktaten; in das nordische Kriegsfeuer schienen mehrere Reichsfürsten verwickelt zu werden, und der Pforte durfte man nicht völlig trauen.

III, 712: Die größte Schwierigkeit ... machten die von denen Generalstaaten prätendierte große Geldsummen oder Äquivalent vor die Anlagen und Kosten, so sie ... wegen Erhaltung der Festungen in

Sartori.	Heldenthaten.
traktat verband sie, zu jedem Aufwande, der notwendig war, dem Feinde Abbruch zu thun.	denen Niederlanden gehabt; hingegen wurde kaiserlicherseits repliziert, daß die Generalstaaten nach denen Allianztraktaten verpflichtet gewesen, dem Feind . . . Abbruch zu thun.
Nr. 339: (Frankreich) will die ganze Schweiz als die bisherige Barriere gegen Deutschland über den Haufen werfen.	**III, 737:** Frankreich unterhielte diese Zerrüttung, die Schweiz als eine Barriere von Teutschland über den Haufen zu werfen.
Nr. 349: Die Erbfolge des Erzhauses . . . verursacht mir die unruhigsten Stunden, . . . besonders wenn ich mich des Ausdrucks . . . des Grafen von Wratislaw erinnere, der uns immer sagte: der Himmel gebe uns nur einen Prinzen, denn sonst . . . werden die österreichischen Erbländer spolia gentium. . . .	**III, 754:** Die österreichische Erblande hätten Ursache, . . . einen Prinzen zu erbitten, damit sie nicht . . . wie der Kanzler Graf Wratislaw . . . gesprochen, spolia gentium würden.
Der Traktat ist . . . mit der Republik geschlossen; der Graf Schulenburg . . . hat zu dem Abschluß durch seine Dazwischenkunft das wesentlichste beigetragen; denn der Kaiser war . . . schwer zu dem Abschluß des Traktats zu bereden, wenn die Republik sich nicht verbunden hätte, die Garantie der Ruhe in Italien über sich zu nehmen.	**III, 758:** Dieser Traktat ist . . . zur Perfektion gekommen, und hat . . . Schulenburg bei seinem Dasein viel daran gearbeitet. Die Hauptartikuln sollen darin bestanden haben, daß die Republik die Garantie der Ruhe von Italien über sich genommen.
Nr. 354: Unsere Armee stand auf dem Punkte, . . . aufgerieben zu werden, wenn der Großvezier, anstatt mit seiner mehr als dreimal überlegenen Macht sich zu setzen und durch Approchen uns anzugreifen, auf uns . . . losgebrochen wäre.	**III, 816:** Der Großvezier beging den Fehler, daß er sich mit seiner dreimal stärkeren Armee setzte und mit Approchen gegen das . . . Retranchement anrückte . . .; denn wo er . . . auf die . . . Armee wäre losgegangen, hätte er . . . einen ungezweifelten Vorteil in denen Händen gehabt.
Wir stunden . . . in der größten Gefahr, durch die Anstrengung einer so mächtigen . . . Armee, bei einer auf unserm linken Flügel sich ergebenen Unordnung über den Haufen geworfen und von der oberen Schiffbrücke abgeschnitten zu werden, ohne sich mehr retirieren zu können; unserer . . . durch die Hilfe Gottes unterstützten Fassungskraft hat es aber gelungen. . . .	**III, 827:** Da . . . die Janitscharen . . . in großer Menge auf ihren linken Flügel . . . zuliefen, wurden die auf dem linken Flügel stehende . . . in . . . Unordnung gebracht, wodurch auch die andern . . . fast über einen Haufen geworfen. . . . Dazumals sahe es sehr gefährlich . . . aus, indeme die Türken auch Meister der obern Schiffbrücke zu werden und der . . . Armee die Retirade . . . zu verhindern suchten. Un-

Sartori.	Heldenthaten.
	sers Prinzen . . . Klugheit aber wußte. . . .
Der Verlust des . . . Grafen von Breuner wird von der ganzen Armee bedauert. . . . Sein Körper lag, mit Ketten am Hals und den Füßen beladen, noch warm im Blute bei dem Gezelt des Großvezirs, und sein Kopf befand sich mit andern an einem Pfahl aufgesteckt.	**III, 835:** . . . daß sie (die Türken) den Grafen Breuner, der bei des Großveziers Zelt, um welches viele Christenköpfe an Pfählen staken, mit Ketten an Hals und Füßen angeschlossen war, in Stücken und denen andern die Köpfe herabhieben, welche man noch ganz warm im Blute antrafe, . . . und wurde Graf Breuner . . . von der ganzen Armee bedauret.
Nr. 355: Die bei der türkischen Armee befindlichen Prinzen (. . . Bereßeni, Forgatsch und Esterhaßy) . . . hat der Großvezier als des Landes und der Umstände kundige Männer . . . befragt. Der türkische Operationsplan wurde nach ihrem Rat ganz gut dahin angelegt, daß die Festung Peterwardein angegriffen werden sollte, und sobald die kaiserliche Armee in die Retranchements vor der Festung würde eingerückt sein, sollte die Armee . . . belagert und beschossen werden.	**III, 835 f.:** Die ungarische Grafen . . . Bereßeni, Forgatsch und Esterhasi, die sich bei der türkischen Armee befanden, und welchen die ungarischen Affairen nebst dem ganzen Lande wohl bekannt waren, hatten mit dem Großvezier . . . Anschläge verabredet, welche . . . nicht übel abgefaßt . . . waren. Es sollte die Grenzfestung Peterwardein angegriffen werden . . . Da Prinz Eugenius . . . in die Retranchements vor der Festung rückte, mußte er . . . eine Belagerung ausstehen und sich . . . beschießen lassen.
Nr. 360: Hätten uns dieses Jahr nicht die Elemente, nämlich die außerordentliche trockene Witterung, Beistand geleistet, und hätten sich nicht zwischen den Janitscharen und Spahis . . . Uneinigkeiten ergeben, so. . . .	**III, 919:** Diese Übergab beförderten . . . die in der Festung entstandene Uneinigkeiten mit denen Janitscharen und Spahis und die Truckne, welche man dieses Jahr herum gehabt.
Nr. 361: [Hier findet sich ein langes Verzeichnis von deutschen und auswärtigen Prinzen, die sich angeblich am Feldzuge des Jahres 1716 beteiligt haben.]	**III, 1062 f.:** [Hier findet sich fast **wörtlich** dasselbe Verzeichnis, jedoch zum Feldzuge 1717.]
Nr. 370: Der andere (Splenyi) eroberte, ohne einen Mann zu verlieren, das nicht wenig bedeutende Orsova.	**III, 1114:** Dieser Streich war von sonderbarer Wichtigkeit, indem Orsova ohne Verlust eines einzigen Mannes erobert . . . worden.
Nr. 382: Die Pforte erklärt auf die von uns vorgelegt wordenen drei Hauptartikel, daß 1. sie den Frieden mit der Republik Venedig abschließen, sowie	**VI, 36:** Der Türkische antwortete, daß der Präliminair-Artikul: Uti possidetis gelten sollte, so sollten auch die Venetianer alle Satisfaktion be-

Sartori.	Heldenthaten.
auch die Genugthuung derselben nach dem statu uti possidetis zugeben wolle; 2. daß sie gegen den Kaiser den nämlichen statum annehmen, hingegen 3. den Ragotzy nebst seinem Anhang aus allen osmanischen Staaten hinwegschaffen wolle.	kommen und in den Frieden mit eingeschlossen werden; wegen des andern Punktes aber verspräche man, den Ragozy . . . und andere . . . Rebellen aus dem Ottomanischen Gebiete nur wegzuschaffen.
Nr. 384: Die türkischen Gesandten werden großen Lärm gegen unsere Friedensforderungen erregen, weil der status uti possidetis . . . überschritten wurde.	**VI, 47:** Die Türken beschwerten sich, daß . . . etliche Punkte den einmal gelegten Grund uti possidetis überschritten.
Nr. 445: Es ist die Frage aufgeworfen worden, ob die Pragmatische Sanktion nicht in Hinsicht Kurböhmens großen Anständen unterworfen sei; denn nach . . . der Goldenen Bulle könne keine Dame geeigenschaftet sein, eine Kurstimme zu führen.	**VI, 211:** Man ging mit der Frage um, ob . . . die Erzherzogin als zukünftige Königin von Böhmen auch der kurfürstlichen Gerechtsame genießen könnte, welches doch mit der Güldenen Bulle nicht übereinkäme.
Nr. 451: Die Seemächte haben so wenig als Frankreich Ursache, sich über diesen Frieden zu beschweren; denn die Basis des Londoner Traktats ist . . . dadurch nicht verrückt worden.	**VI, 266:** Es wurde ein . . . Friede ausgemacht, wobei der zu London geschlossene Traktat . . . zum Grunde gelegt wurde, worüber also weder Frankreich noch England sich zu beschweren hätten.
Nr. 457: Die Thornische Jesuiten- und Exekutionsgeschichte . . . machte . . . auf den heiligsten Vater einen sehr unangenehmen Eindruck. . . . Er ließ . . . den Jesuitengeneral zu sich rufen und schloß den Verweis mit den Worten . . .	**VI, 303:** Nachdem der Papst von . . . dieser Exekution Nachricht erhalten, so soll er . . . sie verworfen und dem General der Jesuiten einen . . . Verweis . . . gegeben haben.
Der Papst ist mit dem Wiener Frieden nicht zufrieden; der Kaiser mußte Parma und Piacenza als . . . Reichslehen dem Don Karlos . . . überlassen . . . Daß der Papst jetzt dem Kaiser die verlangte Kreuzbulle auf eine Anlage der Geistlichen im Neapolitanischen und Mailändischen abschlägt, ist eine Art von Repressalien. . . .	**VI, 308:** Weil der Pabst . . . behauptete, Toskana und Parma wären . . . keine Reichslehen, die der Kaiser . . . an Don Karlos überlassen könnte, wie doch in dem Wiener Frieden geschehen wäre, so war es kein Wunder, daß der Papst dem Kaiser die verlangte Kreuzbulle auf eine Anlage der Geistlichen in Neapolis und Mailand abschluge. . . .
Von gleicher Beschaffenheit ist das Breve an die sizilianische Geistlichkeit, daß sie die Bulle Clemens' XI. gegen das Tribunal der Monarchiae Siciliae mit aller Genauigkeit befolgen sollen.	Der Papst ließ an alle Bischöfe von Sicilien ein Breve ergehen und ihnen befehlen, sie sollten . . . der Bulle des Papstes Clementis XI. wider das

Sartori.	Heldenthaten.
	Tribunal Monarchiae Siciliae besser nachleben. . . .
Nr. 464: Der Resident von Palm hat die beleidigenden Ausdrücke der englischen Parlamentsredner und des Ministeriums gerüget und dadurch seine Abreise von London gerechtfertigt. Der hiesige englische Minister wird die Hauptstadt, und der unverschämte Minister zu Regensburg ebenfalls die Reichsversammlung verlassen müssen.	**VI, 343 f.:** Diese Höfe zerfielen durch die zwei Reden, welche der König von Groß=Britannien (sic) an das Parlament gehalten und darinnen dem Kaiser . . . vieles schuld gab, welches der Resident . . . von Palm mit sehr nachdrücklichen terminis beantwortete, dergestalt miteinander, daß von Palm aus London und die großbritannische Ministers aus Wien mußten. So mußte auch der englische Minister wegen des Memorials, das er auf dem Reichskonvent zu Regensburg eingegeben, und welches wegen verschiedener empfindlichen Redensarten wider Ihro Kaiserliche Majestät nicht ad dictaturam gelassen wurde, . . . sich von dannen wegbegeben.
Nr. 467: Ich werde . . . in Ofen eintreffen, um den Zustand der Truppen . . . zu untersuchen. Mein Wunsch ist, unter den Chefs des dortigen Militärs die Gemüter wiederum beruhigt zu sehen. Die Uneinigkeit der Kommandierenden ist der Ruin des Militärs.	**VI, 358:** Unser Held that eine Reise nach Ungarn, um die daselbst stehenden kaiserlichen Truppen in Augenschein zu nehmen und die Uneinigkeit, welche zwischen zweien der fürnehmsten Generals=Personen entstanden, beizulegen.
Nr. 469: Die Vermehrung der . . . Truppen ist jetzt an der Tagesordnung; selbst die . . . Marine hat sich vermehrt. Wir haben im Adriatischen Meere 4 Kriegsschiffe, 4 Galeeren und 2 Fregatten, im Mittelländischen 6 Kriegsschiffe, 10 Galeeren und 6 Fregatten, auf dem Ozean zu Ostende 16 Kriegsschiffe, 8 Schiffe zum Walfischfange, 3 Avise=Schiffe, 3 Galeeren, 1 Fregatte und 4 Schiffe auf dem Stapel. . . .	**VI, 337 ff.:** Man war auf Vermehrung der . . . Miliz . . . bedacht . . .; das Verzeichnis der . . . Truppen kam folgendermaßen heraus, und zwar erstlich zur See: Auf dem Adriatischen Meer: (folgen die Namen von 5 Kriegsschiffen) 4 Galeeren und 2 Fregatten; auf der Mittelländischen See: (folgen die Namen von 7 Schiffen) 10 Galeeren und 6 Fregatten; auf dem Oceano zu Ostende: (folgen die Namen von 16 Kriegsschiffen) 8 Schiffe zum Walfischfange, 3 Avis=Schiffe, 3 Galeeren, 1 Fregatte und 4 Schiffe auf dem Stapel.
Nr. 471: Der Kaiser hat dem Erzbischof von Wien, Grafen von	**VI, 375 ff.:** Ihro Kaiserliche Majestät setzten dem wienerischen

Sartori.	Heldenthaten.
Collonitsch, und dem Bischof von Raab, Gr. von Sinzendorf, die Barette aufgesetzt; Graf Collonitsch hatte das Vergnügen, dem Herzog von Richelieu den von dem König von Frankreich ... geschickten Heiligen Geistes-Orden mitzuteilen. Richelieu wird aber nicht mehr lange bei uns bleiben und seinen Charakter ablegen, um den Rangstreitigkeiten mit dem spanischen Botschafter Duc de Bournonville auszuweichen.	Erzbischof, Grafen von Collonitsch, und dem Bischof zu Raab, Grafen von Sinzendorf, die ... Kardinalsmützen ... auf. ... Kardinal von Collonitsch hatte ... die Ehre, dem ... französischen Ambassadeur, Duc de Richelieu, auf die vom König in Frankreich erhaltene Vollmacht den Orden des Heiligen Geistes zu konferieren ... Dieser Duc de Richelieu ... legte ... den Charakter als Ambassadeur nieder. ... Die Ursache suchte man darinnen, daß er den Rangstreit mit dem ... spanischen Ambassadeur Duc de Bournonville ... vermeiden möchte.
Nr. 473: (Der Kaiser) äußerte sich: wie er nicht hoffe, daß die Stände unter diesen Freiheiten auch ihr ehemaliges Wahlrecht zu reklamieren gedächten. Soll dieses der Fall sein, so möchten sie sich erinnern, daß sie schon seit der Krönung Josephs I. als Erbunterthanen angesehen würden und ... selbst bei seiner Krönung erklärt hätten, von dem Wahlrecht nichts mehr in Erwägung zu bringen.	**VI, 438:** Wenn sie unter solchen Freiheiten auch die königliche Wahl ... verstehen wollten, so hätten Höchstdieselbe schon vor Dero Krönung sich erklärt, daß sie davon gar nichts statuierten, weil die Ungarn ... als Erbunterthanen anzusehen wären, wie denn solches schon bei der Krönung Josephi ausgemacht ... wurde.
Nr. 474: Dem Staat liegt daran zu wissen, worin der künftig bestimmte Betrag der Kroneinkünfte und Nationalabgaben bestehe; dieser Punkt ist noch wichtiger als die Verbesserung der Gesetze.	**VI, 434 f.:** Der fürnehmsten Punkte waren zwei, nämlich die Ausfindung, wieviel dieses Königreich ins künftige ... abtragen sollte, und dann die Verbesserung der Gesetze.
Nr. 475: Ein großer Teil der Deputierten wußte sich ... ein Vergnügen auf dem Lande, während sie den Sitzungen beiwohnen sollen, zu verschaffen und wollen ... ihre in Privatversammlungen gefaßten Meinungen den Ständen aufbringen. Der Kaiser hat, wie E. E. aus dem an den Hofkanzler Grafen v. Bathiani erlassenen Dekret ersehen werden, diesen Unfug in der Art geahndet, daß auf der Stände Ansuchen der Landtag zwar im	**VI, 438 f.:** Die Stände ... bezeugten ihren Widerwillen dadurch, daß viele ... bei den Sessionen ... nicht erschienen, sondern ... sich aufs Land begaben und heimliche Zusammenkünfte hielten. Der ... Hofkanzler Graf Bathiani wurde mit einem Dekret ... nach Preßburg abgefertiget, worauf dann die Ungarn ... bei Ihro K. M. um Verlängerung des Landtags anhalten ließen. Nun wurde ihnen zwar

Sartori.	Heldenthaten.

künftigen Jahr wieder fortgesetzt werden könne, die Deputierten aber, um die Erledigung der Geschäfte nicht in die Länge hinauszuziehen, weder Unterhalt noch freies Quartier mehr haben sollen. Was die Vorstellungen der Geistlichkeit betrifft, so werden Se. Majestät von ihrer . . . Willensmeinung nicht abgehen, da die steuerbaren Güter, sie mögen von geistlichen oder weltlichen Personen besessen werden, ihre steuerbare Eigenschaft zum Nachteil des Staates nicht mehr verändern können.

Nr. 490: E. E. (Mercy) werden bei Erhaltung der Todesnachricht (des Herzogs von Parma) die Truppen schon in Marsch gesetzt haben . . . Der dahin abgehende Graf von Stampa wird Ihnen das Umständliche mündlich mitteilen. Ich empfehle Ihnen nur, die strengste militärische Disziplin beobachten zu lassen.

Nr. 491: Bei der vorgegebenen Schwangerschaft der Herzogin muß es nach der so feierlich vorgenommenen inspectione ventris sein Bewenden haben . . . Die Zulassung des päpstlichen Nuntius bei dieser Handlung ist . . . verweigert worden; nach den . . . anerkannten Grundsätzen hat der Papst an diesen reichslehnbaren Ländern nichts zu suchen. Würde die Sache von seiten des kaiserlichen Hofes genauer genommen, so lauft der Papst Gefahr, daß auch Castro und Ronciglione, die zu dem Herzogtum Parma gehörig sind, . . . von unsern Truppen besetzt werden sollten.

Nr. 500: Der kaiserliche Hof glaubt durch den zum Druck beförderten „Gründlichen Beweis, daß durch die Garantie der österreichischen Erbfolgeordnung die Ruhe und Sicherheit des deutschen Reiches vollkommen

erlaubet, folgendes Jahr den Landtag zu reassumieren; allein, damit sie nicht nach ihrem Gefallen solchen . . . weiter hinausdehnen möchten, so bekamen sie dabei kein freies Quartier und Unterhaltung mehr.

VI, 436: (Der ungarischen Geistlichkeit) wurde alle Freiheit, dergleichen steuerbare Güter . . . an sich zu bringen, abgeschnitten und . . . verordnet, daß, wenn sie zu solchen Gütern kämen, in Abtragung der . . . Anlagen zwischen geistlichen und weltlichen Besitzern kein Unterschied gehalten werden sollte.

VI, 513 f.: Sobald der Herzog verschieden war, so ließ der Kaiser durch den Grafen von Stampa und Grafen von Mercy von solchen erledigten Staaten Besitz nehmen. . . . Der Kaiser ließ unter ihnen (den Truppen) . . . scharfe Disziplin halten.

VI, 514 ff.: Es wurde eine Inspektion fürgenommen. . . . Bei all diesem wäre zwar auch der päpstliche Nuntius . . . gerne gewesen, allein er wurde nicht dazu gelassen. . . . Stampa . . . drohte dem Nuntio, wofern man päpstlicherseits noch ferner einen Anspruch auf Parma und Piacenza, welches . . . Reichslehen wären, . . . machen würde, der Kaiser wohl gar auch von Castro und Ronciglione Besitz nehmen dürfte. Denn . . . Castro und Ronciglione waren sonsten auch dem Herzogen von Parma zuständig.

VI, 537: Diese sentiments wurden unterstützt von einer . . . Schrift, welche man einer französischen Feder zutraute. . . . Sie wird betitult: „Réflexions d'un Patriote allemand impartial sur la demande de la Garantie de la Pragma-

Sartori.	Heldenthaten.
gesichert und befestigt werde", die so betitelten „Reflexionen" eines bekannten Hofs sehr klar widerlegt zu haben.	tique Sanction." ... Diese Schrift zog aber gar bald eine ... Widerlegung nach sich, unter dem Titul: „Gründlicher Beweis, daß durch die Garantie der österreichischen Erbfolgordnung die Ruhe und Sicherheit des deutschen Reiches vollkommen versichert und befestiget werde."
Nr. 511: Wir haben die Abdankung von mehr als 42 000 Mann ... nicht verhindern können, wodurch wir nicht allein geschwächt, sondern unsere Feinde, Frankreich und Spanien, bei denen die Abgedankten Dienste genommen, um so vieles verstärkt ... wurden.	**VI, 592:** Es wurden ... bei 40 000 Mann kaiserlicher Soldaten ... abgedanket, welches man ... nachgehends für eine Ursache vieles Übels hielte, wie denn solche abgedankte Soldaten guten Teils von Frankreich sich werben ... ließen.
Nr. 523: Der Kaiser läßt ohne Rücksicht auf alles, was in dem Königreich Neapel vorgeht, den sogenannten Zelter durch den Duca di Santa Croce nach der gewöhnlichen Art überbringen ...; wenn die von Neapel abgegangene Kasse so gut bestellt ist, die 6000 Dukaten zu bezahlen, so bin ich ... beruhigt.	**VI, 854:** Derohalben mußte ... der Duca di Santa Croce im Namen des Kaisers wegen des Königreichs Neapolis ... den gewöhnlichen Tribut, ... der aus einem weißen Pferd oder Zelter und einem Beutel mit sechstausend ... Dukaten besteht, präsentieren.
Nr. 531: Jetzt ... fällt es den Seemächten ein, den Frieden zu vermitteln, um ihrem Handel ... keinen Schaden zuzufügen.	**VI, 871:** Die Seemachten ... glaubten, daß es genug sei, wenn sie ... zu Friedensanschlägen das Ihrige beitrügen. ... (Ihnen) war gar zu viel daran gelegen, daß nur ihr commercium ... keinen Schaden leiden möchte.
Nr. 533: In dem Treffen bei Guastalla wurde der Prinz Friedrich Ludwig von Württemberg durch den Kopf geschossen und blieb plötzlich tot. Der Schmerz des Kaisers über den Verlust eines so tapfern Prinzen ist um so größer als ... Es ist dem regierenden Herrn Herzog noch nicht bekannt, daß sein verstorbener Herr Bruder mit der Frau Fürstin von Teschen seit geraumer Zeit vermählt worden, das mir der verstorbene König von Polen als ein Geheimnis ... vertraut hat.	**VI, 826:** Am allermeisten wurde der tapfere Prinz Ludwig von Württemberg bedauert, welcher durch einen Schuß ins Aug (sic) sein heldenmütiges Leben verlor. ... Die Fürstin von Teschen ... hatte sich mit dem ... Prinzen ... ordentlich vermählt. ... Die Fürstin von Teschen legitimierte sich, daß die Vermählung ... mit Vorbewußt des Königs in Polen ... geschehen sei.

Die Ähnlichkeiten der ‚Sammlung‘ mit den ‚Heldenthaten‘ ließen sich um ein beträchtliches vermehren, wenn man alle jene Briefe heranziehen wollte, welche zweifellos auf irgend eine Stelle in den ‚Heldenthaten‘ zurückzuführen oder, wie dies insbesondere bezüglich der Jahre 1727 und 1728 der Fall ist, aus mehreren Stellen zusammengezogen sind. Selbstverständlich ist es bei dem großen Umfange der ‚Sammlung‘ nicht ausgeschlossen, daß ihr Verfasser auch noch aus andern Quellen geschöpft hat. Aber darüber kann kein Zweifel bestehen, daß die ‚Sammlung‘ keinen einzigen nachweisbar echten Eugenischen Brief enthält.

Es dürfte somit der Nachweis geliefert sein, daß die ‚Sammlung‘ auf einer deutschen Grundlage beruht, und daß sich der Verfasser der Briefe oft wörtlich an diese Quelle gehalten hat.

Hiermit dürfte aber zugleich bewiesen sein, daß das Original der Eugenischen Briefe unmöglich in französischer Sprache verfaßt gewesen sein kann.

Wie früher erwähnt, existieren von der ‚Sammlung‘ mehrfache französische Texte.

Einen vollständigen deutschen und französischen Text enthält, soweit bekannt, nur das Brünner Exemplar[1], und zwar befindet sich hier auf der linken Hälfte jeder Seite der französische[2]. Offenbar sollte mit dieser Anordnung in dem Leser der Glaube erweckt werden, daß derselbe das Original sei.

Obwohl wir nun nach obigem nicht mehr veranlaßt wären, uns mit dem französischen Texte noch weiter zu befassen, so wollen wir doch versuchen, an ein paar schlagenden Beispielen nachzuweisen, daß dieser das Original nicht sein kann.

Der französische Text der Briefe ist im ganzen sehr korrekt und stammt zweifellos aus einer gewandten Feder. Aber dem Verfasser desselben unterliefen doch mehrere sprachliche und sachliche Irrtümer, welche wohl hinlänglichen Beweis dafür liefern, daß das Französische lediglich eine Übersetzung aus dem Deutschen ist.

So finden sich Wendungen wie: ‚conserver le champ de bataille‘ oder ‚la non nécessité‘. Sicherlich entspricht auch dem deutschen Texte in Nr. 228: ‚War denn ein Mensch am Hofe, der mich zu dieser Sendung auserſehen hätte?‘ nicht die Übersetzung: ‚Car y eut-il âme, qui vive à la cour, qui m'ait choisi ou proposé pour cette place?‘

Andererseits finden sich manche Stellen im französischen Texte, die auf irrtümlicher Auffassung des deutschen beruhen müssen.

[1] Siehe S. 15 f. dieser Abhandlung.

[2] Der französische und der deutsche Text sind von verschiedener Hand geschrieben.

In einem ausführlichen Memoire (Nr. 289 der ‚Sammlung') erörtert Eugen die Gründe, aus welchen das Haus Österreich und das römische Reich dem Utrechter Frieden nicht beitreten konnten; als Hauptgrund führt er ins Feld, ‚das Erzhaus Österreich habe sich von der Gerechtigkeit seiner Ansprüche (auf das spanische Erbe) so überzeugt gefunden, daß es sich in die rücksichtlich seiner entworfenen Partagetraktate nicht einmal eingelassen, sondern selbigen bei Lebzeiten des Königs als unbefugten Anmaßungen mit Geduld und Mäßigung nachgesehen habe'. Im französischen Texte ist der Ausdruck ‚rücksichtlich seiner' mit ‚à son insçu' übersetzt, was den Sinn völlig verändert; und doch besteht kein Zweifel, daß aus geschichtlichen Gründen und des Zusammenhangs wegen nur der deutsche Ausdruck richtig ist. Offenbar hat der Übersetzer das Wort ‚rücksichtlich' mit dem in jener Zeit gebräuchlichen ‚rückwärtig' (= im Rücken) verwechselt.

Höchst auffallend ist die wiederholt gebrauchte Bezeichnung ‚les Valtelins' für ‚Waldenser'; offenbar verwechselte hier der Übersetzer die Veltliner mit den Waldensern, welche auf französisch nie anders als ‚les Vaudois' heißen, was ein geborener Franzose, wie Prinz Eugen, wissen mußte.

Ein anderes Beispiel! In Brief Nr. 17 schreibt Pseudo-Eugen: ‚Ich habe das Originalschreiben Catinats vom 12. Julius (1695) in Händen, worin er dem Marquis de Crenan die Weisung giebt, sich auf den Schein, so gut als es die Umstände erfordern, zu verteidigen. . . .' Im Brünner Exemplar lautet die Übersetzung: ‚j'ai en main l'original de la lettre de Catinat du 12 juillet, où il ordonna au Marquis de Crenan de se défendre sur le Rhin.' In dem im Brünner Exemplare gegenüberstehenden deutschen Texte ist aber das Wort ‚Schein' etwas undeutlich geschrieben; der Übersetzer konnte daher leicht statt ‚Schein' ‚Rhein' lesen. Letzteres Wort giebt aber keinen Sinn; denn Crenan stand damals nicht am Rhein. Diese sachliche Differenz durch eine falsche Übersetzung aus dem Französischen in das Deutsche zu erklären, ist geradezu unmöglich.

Daß der französische Text nicht Original sein kann, geht wohl am besten daraus hervor, daß französische Texte verschiedenen und sich völlig widersprechenden Inhalts existieren, die deutschen Texte jedoch im wesentlichen miteinander übereinstimmen.

Eine Gegenüberstellung von französisch geschriebenen Briefen, wie sie Parri im Mailänder Archive fand, und den entsprechenden in derselben Sprache geschriebenen Briefen, wie sie im Brünner Exemplar enthalten sind, dürfte geeignet sein, jeden Zweifel in dieser Hinsicht zu beheben, und zwar wählen wir mit Absicht drei Schriftstücke, welche auch inhaltlich, wie bereits dargelegt wurde[1], zu beanstanden sind.

[1] Siehe S. 31 f. dieser Abhandlung.

Bei Parri	Im Brünner Exemplar
Nr. **103** der ‚Sammlung':	
Si le prince d'Anhalt sans être averti ne nous eut soutenus de tout côté par le courage incroyable des troupes prussiens (sic), cette journée auroit peut-être été la plus malheureuse de ma vie.	Si le brave prince d'Anhalt ne nous eut de son propre mouvement secourus partout, où il le jugea nécessaire, de toute intrépidité et de tout l'effort des troupes prussiennes, cette journée eût peut-être été la plus malheureuse de ma vie.
Nr. **132** der ‚Sammlung':	
Le prince d'Anhalt à la tête de ses prussiens a encore fait des miracles. Je dois convenir, que par le courage et surtout par le maintien de l'ordre ses troupes ont surpassé les miennes.	Ce prince avec ses troupes a encore fait des prodiges devant Turin. Deux fois je l'ai trouvé à leur tête dans le plus grand feu, et je ne puis dissimuler, qu'elles ont de beaucoup surpassé les miennes en valeur et plus encore en ordre.
Nr. **100** der ‚Sammlung':	
La résistance que l'ennemi nous opposa le 13 août, était au-delà de toute attente, et sans la faute capitale commise par Tallard, cette journée auroit été décisive pour l'Allemagne et pour notre monarchie.	La résistance, qu'il nous opposa le 13 août à Höchstädt, fut au-delà de tout ce qu'on pourrait attendre, et sans la faute grossière, que fit Tallard, cette journée eut décidé de l'Allemagne, de notre monarchie et peut-être de l'Europe entière.

Schließlich wollen wir zum Beweise, wie flüchtig der Übersetzer vorging, eine Reihe von Fällen anführen, in denen im Brünner Exemplar und in der ‚Sammlung' Orts- und Zeitangaben bei Eugenischen Briefen auffallend verschieden sind. So ist das Schreiben Nr. 5 im französischen Texte vom 21. (nicht 29.) Juli 1691 datiert; Nr. 17 vom 12. (nicht 2.) November 1695; Nr. 108 vom 8. April (nicht 8. Mai) 1705; Nr. 109 vom 24. Juni (nicht 24. Mai) 1705; Nr. 128 vom 26. (nicht 16.) Juli 1706; Nr. 160 vom 16. (nicht 10.) Juni 1708; Nr. 195 vom 22. Oktober (nicht September) 1709; Nr. 197 vom 26. (nicht 20.) November 1709; Nr. 207 aus Flines (nicht aus Fleuchi-Auboi); Nr. 233 aus Mons (nicht aus Littons); Nr. 242 vom 12. (nicht 22.) November 1711; Nr. 247 vom 22. (nicht 29.) Dezember 1711; Nr. 291 vom 26. (nicht 20.) Mai 1713; Nr. 294 vom 18. (nicht 16.) Juni 1713; Nr. 558 vom 4. (nicht 14.) Februar 1707; Nr. 566 und 567 vom 4. (nicht 14.) März 1707.

Vierter Teil.

Tendenz der ‚Sammlung'.

Wir wenden uns nun zu der Frage, welche Tendenz der ‚Sammlung' zu Grunde liegt. Im nachstehenden wird ausgeführt werden, daß sie eine doppelte ist, nämlich eine religiöse und eine politische.

Wollen wir die ‚Sammlung' zunächst nach ersterer Seite einer Prüfung unterziehen!

Es läßt sich nicht behaupten, daß es der Geist der Irreligiosität sei, welcher die dem Prinzen Eugen zugeschriebenen Briefe durchweht.

Aber es finden sich darin nicht selten spöttische Äußerungen über kirchliche Einrichtungen und Gebräuche. So beschreibt Eugen mit den frivolsten Ausdrücken eine mohammedanische Prozession[1]; auch erzählt er in der abgeschmacktesten Weise von angeblichen Ehrenbezeigungen, welche die Türken nach der Schlacht bei Belgrad Kamelen erwiesen hätten, und bemerkt hierzu, ‚er habe sofort nach Wien geschrieben, man solle ja den dortigen Eseln und vorzüglich dem alten Don Pazo, dessen Ahnen den Weltheiland nach Jerusalem getragen, hinfüro größere Achtung bezeigen'[2].

In ähnlicher Weise macht er sich über den geweihten Hut und Degen lustig, welche ihm der Papst nach der Schlacht bei Peterwardein verliehen hatte.

‚Er zweifle nicht,' schreibt er hierüber an Passionei (päpstlichen Nuntius), ‚daß ihm der . . . päpstliche Segen noch mehr Kraft und Mut gebe; wäre er aber auch versichert, die Türken zurückzuschrecken, so würde er sich in dieser ehrwürdigen, aber auch sonderbaren Figur selbst an der Spitze seiner Armee sehen lassen.'[3] Ein andermal schreibt er an Marlborough: ‚Ich schicke Ihnen hier die Abzeichnung dieses Geschenkes und überlasse Ihnen, sich die Figur einzubilden, die ich in meiner Marschallsuniform in dieser Dekoration machte.'[4]

Zu diesen Religionsspöttereien gesellt sich eine unleugbare Abneigung Pseudo-Eugens gegen die Geistlichkeit. Ausdrücke wie ‚listiger Schwarzrock', ‚listige Pfaffen', ‚ränkevolle Pfaffen' kehren zum Überdrusse wieder[5].

---

[1] ‚Sammlung' Nr. 376. [2] Ebd. Nr. 374. [3] Ebd. Nr. 362.
[4] Ebd. Nr. 365. [5] Ebd. Nr. 141. 275.

Vorzugsweise aber ist es die italienische Geistlichkeit, welche er auf das schärfste angreift. ‚Ich habe‘, schreibt er einmal an Strattmann, ‚von jeher bemerkt, daß sich der größte Teil der italienischen Geistlichkeit nicht anders als durch Verleumdung, die durch den Müßiggang entsteht, zu helfen sucht. Zu einer großen Unternehmung sind sie gar nicht fähig, da die Leidenschaft, zu verleumden, ihr Herz einnimmt und ihre ohnehin sehr eingeschränkte Geisteskraft hemmt.‘ [1]

Ebenso häufig sind Pseudo-Eugens Ausfälle gegen den Papst. So schreibt er im Jahre 1711 an Graf Strattmann: ‚Der Beruf des Papstes bringt doch vorzüglich mit sich, die Gemeinschaft zwischen Gott und Menschen zu erwirken; es scheint mir aber, daß man zu Rom diesem Zwecke geradezu entgegenwirke; denn solange man fortfährt, durch Forderungen dieser Art die Fürsten immer in Uneinigkeit zu bringen, so wird des Zweckes, sie mit Gott zu vereinigen, gar nicht gedacht. . . . Wenn ich dem Papste aufrichtig zu raten hätte, würde ich ihm sagen, ruhig die Gelder der deutschen Geistlichkeit zu genießen und Gott zu bitten, daß er die deutschen geistlichen Stände in ihrer Würde und Wesen erhalte, um ihm fleißig zahlen zu können.‘ [2] Ein andermal, bei Besprechung des Zwistes des Wiener Hofs mit der Kurie im Jahre 1707, versteigt er sich sogar zu folgendem beißenden Spotte: ‚Das einzige, was mich konsoliert, ist, daß der Papst in seinen Beschwerungsschreiben an den Souverän mir die Höflichkeit nicht abspricht, — eine seltene Gabe, die man bei Räubern, in deren Klasse er mich gefälligst rangierte, selten antrifft. . . . An dem Tage des Entsatzes von Turin ward mir der Kopf nicht so warm gemacht, als da ich jetzt die neuen Ehrentitel lese, mit denen mich Se. Heiligkeit zu dekorieren geruht haben. Die doppelte moralische Person, in der ich Se. Heiligkeit als Oberhaupt der Kirche und als Souverän betrachtet habe, scheint sich jetzt auf einmal konsolidiert zu haben. Ich werde hingegen meine moralische Person auch teilen und die Unbilden, die mir wegen des Besten des Staats geschehen, mit christlicher Gelassenheit ertragen, aber das, was mir als Befehlshaber der Armee obliegt, desto strenger erfüllen; denn da ich einmal auf der Liste der Kirchenräuber stehe, so gedenke ich doch auf dem Todbette noch einer Absolution würdig zu sein, wenn ich beweise, daß ich mit dem geraubten Kirchengute nur meine Soldaten vor Hungersterben zu der nämlichen Zeit gerettet habe, da auf Ordre des heiligen Vaters die Franzosen . . . , soviel nur möglich war, mit Lebensmitteln versehen wurden. . . . Da kein Pfaff ein Opfer mehr zurückgiebt, so glaube ich, wird man es von uns Soldaten noch weniger verlangen.‘ [3]

---

[1] ‚Sammlung‘ Nr. 570. [2] Ebd. Nr. 233. [3] Ebd. Nr. 141.

Einen wahrhaft fanatischen Haß aber legt Pseudo-Eugen gegen den Jesuiten-Orden an den Tag. Durch die ganze Sammlung[1] ziehen sich solche Angriffe gegen denselben. Das non plus ultra seiner Gehässigkeit gegen die Jesuiten stellen die Briefe Nr. 381 und 113 der ‚Sammlung‘ dar.

Hören wir, was Eugen an den päpstlichen Nuntius Passionei schreibt[2]! ‚Ich muß ganz frei gestehen, daß mir die Lehre des Mariana . . . für meine ganze Lebenszeit den Magen für seine Ordensbrüder verdorben hat. Ich liebe sie als meine Mitmenschen nach dem Gebot Gottes und komme all ihren Wünschen nach meinen wenigen Kräften in der Erfüllung zuvor. Ich schätze einzelne Individuen, die gewiß an dieser Verwüstung des menschlichen Herzens keinen Anteil nehmen; ich verehre die Gesellschaft, weil sie einen Bestandteil des Staates ausmacht und mein Souverän mir dieses durch das bürgerliche Gesetzbuch auflegt. Allein die Liebe, die Schätzung und die gesellige Verehrung können mir doch nicht gebieten, eine Furcht abzulegen, die mir gegründete Thatsachen einflößen, um vermöge meines Amtes und Standes behutsam zu sein. . . . Ich verachte niemal den Mann oder die Gesellschaft, wozu er gehört, sondern nur die Sache, wodurch der Staat in Gefahr gerät, benachteiligt zu werden. Die Türken, da ihre Religion auf eine Stiftung Gottes gegründet ist, und sie durch Mahomeds Betrügereien irregeführt worden, sind ebenso unglücklich als diejenigen, welche die schändliche Lehre eines Mariana nicht nur in Schutz nehmen, sondern selbige sogar gegen ihren Landesherrn durch Verräterei ausführen. . . .‘

In einem andern Schreiben[3] versteigt er sich zu folgender Äußerung: ‚Meine Gegner, die H. Marianisten, unterscheiden sich in gewissen Punkten nicht so sehr von den Türken: diese erlauben sich nur die Rache, jene üben sie aber grimmig aus. . . . Ich muß mich überhaupt der weiteren Ausführung meiner Parodie enthalten, um gegen eine Gesellschaft Menschen, die den Staatskredit wie eine zweideutige Münze behauptet (behandelt?), einen Argwohn zu veranlassen. . . . Die Sittenlehre der Türken erhebt sich, wenigstens was die Ausübung betrifft, ziemlich stark über die Moral der Marianisten. . . .‘ In einem Briefe an Graf Palffy, in welchem er das Verhalten der Jesuiten gegen die Malkontenten (im Jahre 1705) bespricht, nennt er die Jesuiten geradezu ‚Ungeheuer unter dem schwarzen Rocke‘[4]. An einer andern Stelle bezeichnet Pseudo-Eugen die Jesuiten als seine ‚adversarii eminentissimi‘[5] und wirft ihnen die entsetzlichsten Verbrechen

[1] So, um nur die wichtigsten Stellen anzuführen, Nr. 40. 113. 125. 138. 141. 170. 207. 217. 298. 304. 305. 329. 346. 379. 381. 402. 483. 486. 487. 492. 530.

[2] ‚Sammlung‘ Nr. 381. [3] Ebd. Nr. 379. [4] Ebd. Nr. 113.

[5] Ebd. Nr. 170.

vor. Insbesondere beschuldigt er sie der Anteilnahme an dem Vergiftungsversuche, der gegen ihn während der Belagerung von Lille im Jahre 1708 unternommen wurde. ‚Sie zeigen,' sagt er, ‚daß sie in der Schule des Marianisme einen guten Fortgang gemacht haben; erlaubt ihnen dieser nach den Regeln des verfeinerten Christentums, entweder durch Vergiftung des Sattels oder der Kleider über das Leben eines Regenten zu disponieren, so kann sich auch ein alter General gefaßt machen, durch eine Dose ‚isme' aus dem Sattel gehoben zu werden.'[1] Auch bezichtigt er die Jesuiten, den Tod des kaiserlichen Gesandten in Utrecht, Kaspar Consbruck, verursacht zu haben[2]. Er nennt sie geradezu die Erfinder der ‚aqua Toffana' und wünscht, daß diese ‚Bösewichte', dieser ‚Auswurf der menschlichen Gesellschaft' vertilgt werde[3]. —

Ein anderes Bild von der religiösen Gesinnung Eugens gewinnen wir an der Hand der historisch beglaubigten Thatsachen.

Schon die gleichzeitigen Schriftsteller wissen die Frömmigkeit Eugens nicht genug zu rühmen. ‚Unter allen Tugenden', ruft der anonyme Verfasser der ‚Heldenthaten'[4] begeistert aus, ‚verdient den obersten Platz dessen Gottesfurcht, welche so beschaffen war, daß jeder Soldat ein fürtreffliches Exempel daran nehmen und sich überzeugen konnte, ein guter General könne und müsse auch zugleich ein guter Christ sein.' Die echte Religiosität Eugens bezeugt uns aber auch ein Mitglied der Gesellschaft Jesu, der bekannte Pater Fr. Peickhardt: ‚Eugenii Fromm- und Gottseligkeit ware ihm fast angeboren und die Haltung göttlicher Gesetze gleichsam natürlich. Er haßte die Übertreter derselben und konnte in seiner Gegenwart keine Unbild Gottes gedulden. . . . Soweit seine Andacht von allem Zwange entfernt war, so ware sie mit der Aufrichtigkeit seines Herzens vereinigt. . . . Keine Gotteslästerung ist niemals aus seinem Munde entfallen. Er hat jene irrsame Meinung umgestoßen, als könnte man den Soldaten nicht zum Eifer bringen, ohne zugleich den Himmel mit Flüchen zu bestürmen. . . . Fremden Religionsverwandten wußte er also friedlich zu begegnen, ohne seiner eigenen hierdurch das geringste zu vergeben. Sätze der Gottlosigkeit, mit welchen sich die reifende Jugend zuweilen anhauchen läßt, hat er insgemein verachtet. . . . Das Gebet, wann es ihm an Zeit und Gelegenheit mangelte, hat er durch das Gemüte entrichtet, und wußte er auch der Sprache des Herzens zu gebrauchen, wann er inmitten eines gefährlichen Treffens mit

[1] Als ‚Marianisme' bezeichnet Sartori selbst in einer Anmerkung zu Brief Nr. 170 ‚die verdammte Lehre des berühmten spanischen Jesuiten Johann Mariana, gemäß deren jeder Regent auf die Seite geschafft werden könne, mit dessen Regierung das Volk gerechte Ursache habe, mißvergnügt zu sein'. Siehe auch Duhr, Jesuitenfabeln, Kap. XX.

[2] ‚Sammlung' Nr. 298. [3] Ebd. Nr. 304. [4] VI, 1110.

Gott allein reden wollte. Zweier geistlicher Bücher hat er sich fast täglich bedienet, welche von Gottes Ehre, Gemeinnutzen oder Pflicht eines Christen gehandelt, und hat die Ansprache von göttlichen Dingen niemals bei ihm ein ungeneigtes Ohr gefunden. Den Gebrauch derer heiligen Sakramente hat er zu gebotener Kirchenzeit niemals übergangen: gemeiniglich, da er ins Feld zog, war die Aussöhnung mit Gott ehender unternommen. . . . Von diesem gottseligen Wesen ist Eugenius weder in dem Leben noch in dem Tode abgestanden; zwei Wochen vor seinem zeitlichen Hintritte ward er mit göttlichen Geheimnissen versehen.‘[1]

In demselben Grade, wie Eugen für sein eigenes Seelenheil bedacht war, war er für das religiöse Wohl seiner jungen Anverwandten besorgt. Wiederholt ermahnte er die Prinzessin Anna Victoria, die jüngste Tochter seines ältesten Bruders, auf die Nachricht von ihrer Absicht, sich in ein Pariser Kloster zurückziehen zu wollen, sie möge doch ja diesen Schritt reiflich überlegen und nur dann zur Ausführung bringen, wenn sie sich hierzu berufen fühle[2]. In ähnlichem Sinne schrieb der Prinz an den Grafen Tarini und an den damaligen kaiserlichen Gesandten in Paris, Grafen Lothar Königseck[3].

‚Fromm — aber kein Frömmler‘[4], so war der große Eugen; und diese Gesinnung bewahrte er auch während seines ganzen ruhmreichen Lebens.

Stets zeigte er sich als den eifrigsten Verfechter berechtigter kirchlicher Interessen.

Immer drang er in Kriegszeiten auf Schonung von Kirchen und Klöstern. Daß ihn hierbei die innerste Überzeugung leitete, beweist ein energischer Armeebefehl vom 4. August 1706 (aus Carpi): ‚die gute Mannszucht und sonst übliche Kriegsdisziplin sei dergestalt zerfallen und außer acht kommen, daß fast das ganze Land ohne Unterschied ausgeraubt und geplündert und dasselbe dergestalt verwüstet und hergenommen worden, als man mit einem feindlichen territorio immer hätte verfahren und ruinieren oder verwüsten können, unter welchem das ärgste und zwischen Christen so leicht nicht erfolgt sei, daß man sogar die Kirchen und Klöster und andere Gott geheiligte Örter und andere Sachen nicht verschont, dieselben verunehrt und einfolglich um so mehr zu besorgen habe, daß Gott der Allmächtige sowohl dessentwegen als des bis auf das Blut und bloße Leben ausgeraubten und um Rache

[1] Eugenius nummis illustratus (Leben und Thaten des großen und siegreichen Prinzen Eugenii ꝛc. Nürnberg 1736) p. 623—626.

[2] Eugen an Anna Victoria von Savoyen. Wien, 17. August 1718 (H. H. u. Staatsarchiv in Wien).

[3] Schreiben von demselben Tage (H. H. u. Staatsarchiv).

[4] *El. Mauvillon,* Histoire du Prince Eugène de Savoye V (Wien, Briffaut, 1770), 298.

schreienden bedrängten Unterthanen (wegen) seinen göttlichen Zorn wider diese Armee dergestalt verhängen dürfte, daß man anstatt der bisher gesegneten glücklichen Progresse nicht unbillig eine unausbleibende Strafe und großes Unglück zu befürchten habe.‘[1]

Andererseits verlangte aber auch Eugen, wenn er mit seinen Truppen auf fremdem Boden stand, daß die Geistlichkeit sich diesen gegenüber in einer Weise verhalte, wie es ihrem Stande und ihrer Würde angemessen sei[2].

Nach der Schlacht bei Peterwardein drang er auf schleunige Anstellung eines walachischen Bischofs in Siebenbürgen als eine ‚dem Religionsstatus höchst fürträgliche Sache‘; ‚die längere Verzögerung sei eine gar große Gewissens- und Verantwortungssache, als woran das Heil von mehr als 30000 Seelen zum großen Teil gelegen sei‘[3]. Dieselbe kirchliche Gesinnung legt Eugen in seiner Instruktion an Mercy vom 1. November 1716 an den Tag; mit aller Eindringlichkeit weist er hier darauf hin: ‚der Dienst erfordere, daß in der Stadt (Temesvar) die wahre, alleinseligmachende katholische Religion mit lauter deutschen Einwohnern besetzt werde.‘[4]

Aber nicht bloß der Geistlichkeit im allgemeinen zollte Eugen die geziemende Verehrung, sondern auch insbesondere dem Papste.

Freilich wäre nichts verfehlter, als wenn man die Stellung des Prinzen gegenüber dem letzteren während des spanischen Erbfolgekrieges lediglich vom kirchlichen Standpunkte aus beurteilen wollte. Denn da der Zwist zwischen Kaiser und Papst aus rein politischen Verhältnissen entsprang, so können für eine gerechte Würdigung des Verhaltens des kaiserlichen Oberfeldherrn während dieses Streites nur politische Gründe maßgebend sein. Es ist allgemein bekannt, daß der Papst während des spanischen Successionskrieges unverhohlen für die Bourbonen Partei nahm. Nur zu oft mußte auch Eugen die ‚üble Intention‘ der Kurie erfahren. Wiederholt hatte ihn der Papst mit Exkommunikation für den Fall bedroht, daß kaiserliche Truppen in das päpstliche Gebiet einrücken und hier Kontributionen einziehen würden. Immer wieder betonte Prinz Eugen, ‚trotz alles Respektes gegen den status ecclesiasticus sehe er sich gezwungen, die nötigen Lebensmittel für sein Heer eben da zu holen, wo er sie bekomme‘[5]. Immer wieder drang er darauf, ‚eine scharfe Resolution zu fassen und seiner päpstlichen Heiligkeit keineswegs zu gestatten, daß sie sich in die Temporalia so weit vermischen und einmengen solle‘[6].

---

[1] Feldzüge I. Serie Bd. VIII, Suppl. S. 210.
[2] Ebd. I. Serie Bd. VIII, Suppl. S. 74.
[3] Ebd. II. Serie Bd. VII, Suppl. S. 106.
[4] Ebd. II. Serie Bd. VII, Suppl. S. 175.
[5] Ebd. I. Serie Bd. IV, Suppl. S. 39 (Eugen an den Kaiser; Luzzara, 8. Februar 1702).
[6] Ebd. I. Serie Bd. IX, Suppl. S. 198 (an den Kaiser; Turin, 28. Oktober 1707).

Trotzdem riet er aber, nur im Notfalle zu Zwangsmaßregeln die Zuflucht zu nehmen. Noch im Oktober 1708 drückte er dem Kaiser gegenüber den lebhaften Wunsch aus, es möge ihm gelingen, ‚die Sache mit dem päpstlichen Stuhle, zum Falle es nicht etwa zu weit kommen wäre, in Güte beizulegen‘[1], und befürwortete auf das lebhafteste ‚die Intention des Kaisers, daß man in keine feindthätigen Weitläufigkeiten sich einlasse, sondern einer billigmäßigen Handlung in alleweg stattgeben solle‘[2]. Noch während des Marsches der Kaiserlichen gegen Mittelitalien erhob Eugen seine warnende Stimme und stellte dem Kaiser in nachdrücklichster Weise vor, ‚daß Seine päpstliche Heiligkeit nicht nur allein als ein weltlicher Fürst, sondern auch als das Oberhaupt der katholischen Kirche zu konsiderieren sei, und daß es aus dieser Ursache wohl zu ponderieren und weit besser sein möchte, wann bei gegenwärtigen favorablen Konjunkturen die (kaiserlichen) Truppen nicht gar bis auf Rom avancieren möchten, außer es wäre kein anderes Mittel und der Sachen Umstände wollten es also erfordern‘[3]. Auch in den Zeiten des heftigsten Zerwürfnisses zwischen Kaiser und Papst verhielt sich also der Prinz, wenn er auf letzteren zu sprechen kam, immer sehr maßvoll; von übertrieben heftigen oder gar gehässigen Ausfällen gegen die Kurie ist in Eugens echten Schriften nichts zu finden.

In erhöhtem Maße gilt das Gesagte bezüglich der Stellung des Prinzen gegenüber den Jesuiten. In seinen authentischen Briefen hat sich bis jetzt keine Stelle vorgefunden, welche von einem Hasse desselben gegen diesen Orden zeugte. Wäre er, wie man nach Sartori glauben möchte, ein erbitterter Feind desselben gewesen, so wäre ihm sicherlich nicht aus dessen Mitte eine so große Anzahl von Lobrednern erstanden.

Es ist eine bemerkenswerte Erscheinung, daß nicht wenige jesuitische Gelehrte das Leben und die Thaten unseres Helden zum Gegenstande historischer Forschungen machten, und daß sich ihre Werke die Gunst des Publikums in nicht geringerem Maße als die Darstellungen von Laienschriftstellern errangen.

So spricht der Verfasser der Abhandlung: Duces supremi, qui elapso saeculo decimo septimo augustissimae domus Austriacae exercitibus summa potestate praefuere, von Eugen nur in den lobendsten Ausdrücken, ebenso eine im Jahre 1724 im Drucke erschienene Broschüre eines Wiener Jesuiten: Decas Augusta . . . cum accurata belli Turcici annis 1716 et 1717 gesti relatione[4]. Die von dem Jesuiten Sanvitale verfaßte und in mehreren Auflagen erschienene Biographie des Prinzen ist allgemein

[1] Feldzüge II. Serie Bd. I, Suppl. S. 305 (an denselben; Loos, 8. Oktober 1708).
[2] Ebd. II. Serie Bd. I, Suppl. S. 192 (an Graf Gallas; Loos, 21. August 1708).
[3] Ebd. II. Serie Bd. I, Suppl. S. 361.
[4] Siehe Duhr, Jesuitenfabeln, Kap. XX.

bekannt[1]. Auch der Priester der Gesellschaft Jesu Guido Ferrari[2] behandelte vielfach die Kriegsgeschichte[3] Eugens. Nirgends eine tadelnde Bemerkung. Aus einem Begleitschreiben des mit ihm befreundeten Jesuiten Cordara zum kompletten Werke[4] geht zudem hervor, daß niemand lebhafteren Anteil an der Darstellung der Heldenthaten Eugens nahm als gerade der Jesuit Cordara, wie denn überhaupt dieses Vorwort als eine überaus warm empfundene Lobrede auf den Prinzen bezeichnet werden darf. Endlich sei noch des Jesuitenpaters Fr. Peickhardt gedacht, der in seiner Leichenrede dem Prinzen ein wahrhaft glänzendes Denkmal errichtet hat[5].

In einer Beziehung findet sich allerdings ein Berührungspunkt zwischen der Fälschung und den thatsächlichen Verhältnissen, nämlich hinsichtlich der Toleranz des Prinzen gegen Andersgläubige.

Bei Sartori läßt Eugen keine Gelegenheit vorübergehen, ohne sich über diesen Punkt zu verbreiten. So schreibt er unter dem 18. Januar 1723[6] an den Palatin von Ungarn, Graf Palffy: ‚... Der wahre Geist der Duldsamkeit scheint auch seine Entwicklungsperiode zu haben, und in dieser mögen die Ungarn in etwas zurück sein. ... Jede Art von Verfolgung macht nicht bloß der Religion, sondern den Menschen Unehre; das Evangelium, welches die duldende Menschenliebe ohne Unterschied der Glaubenslehre gebietet, scheint für den Katholizismus gar nicht gegeben zu sein; denn die Verfolgung der Gewissensruhe ist weit empfindlicher als die Wunden, die der Verfolgungskrieg schlägt und insgemein selbst durch den Widerstreich rächt.‘ ‚Sollten nicht‘, schreibt er an einer andern Stelle[7], ‚unsere Glaubensgenossen und vorzüglich Männer vom Stande sich schämen, in ihren Vorstellungen an den Hof des niedrigen und nur Erbitterung bewirkenden Ausdrucks Ketzer gegen die Protestanten sich zu bedienen? Erinnern sich denn diese Herren nicht, daß diese unduldsame Benennung nicht nur den Christen, aus dessen Munde sie kommt, sondern auch selbst die katholische Religionspartei entehrt?‘

---

[1] Vita e accampagnamenti del principe Eugenio di Savoia. Venezia 1738. 1739.

[2] Siehe Wurzbach, Biogr. Lexikon IV, 193.

[3] Opera III: De rebus gestis Eugenii ... de Savoia, bello Pannonico, libri III (Rom 1747, Haag 1749, Ofen 1765); ... bello italico, libri IV (Mailand 1752, Ofen 1773); ... bello germanico, libri II; ... bello belgico, libri III (Zütphen 1773).

[4] Opera Guidonis Ferrarii, tom. III (Vorrede p. VII—XVI).

[5] Wien 1736 (in lateinischer und deutscher Sprache erschienen). Die Rede ist auch dem Buche Eugenius nummis illustratus beigedruckt. Von derselben wurde die damals unglaublich große Auflage von 4000 Exemplaren durch ganz Europa verbreitet. Wurzbach XXI, 430—431 unter dem Artikel ‚Peickhardt‘.

[6] ‚Sammlung‘ Nr. 435 (ähnliche Gedanken in Nr. 328. 412. 422.)

[7] Ebd. Nr. 428, ähnlich Nr. 128.

Und ein andermal[1]: ‚Die Meinungen der Menschen sind schwer zu vereinigen; derjenige, der an dieses große Geschäft Hand anlegen will, muß außer der vom Himmel erhaltenen Stärke vorzüglich das allgemeine Vertrauen für sich haben. Unter den verschiedenen Religionsteilen herrscht aber gegen den Papst schon ein gewisses Vorurteil, das ganz allein durch die Zeit und Umstände kann gebessert werden und vorher gehoben werden muß ... Mein Wunsch wäre schon befriedigt, wenn es dem jetzigen Oberhaupt der Kirche nur gelingen möchte, die Jesuiten außer den Stand des Kontroversierens zu setzen, den Duldungsgeist unter ihnen zu verpflanzen und sie zur Ruhe zu verweisen.‘

In der That ging Prinz Eugen nie so weit, Anhänger anderer Bekenntnisse zu verfolgen. Deshalb war ihm nichts verhaßter als Religionsstreitigkeiten. Doch war es nicht religiöser Indifferentismus oder die Gutwilligkeit, Andersgläubigen Zugeständnisse zu machen, was ihn veranlaßte, in Religionswirren eine zurückhaltende und versöhnliche Stellung einzunehmen, sondern sein Wunsch, das widrige Schauspiel eines Religionskrieges von des Kaisers Ländern fernzuhalten.

Eugen war es, der insbesondere den von den Jesuiten verfolgten Protestanten in Ungarn seine hilfreiche Hand bot und durch persönliche Fürsprache beim Kaiser eine Besserung ihrer Lage herbeizuführen suchte[2].

Als im Jahre 1719 die Hamburger Protestanten, welche sich seit längerer Zeit durch Übergriffe seitens der katholischen Bevölkerung in ihren Rechten geschädigt glaubten, den kaiserlichen Zorn dadurch auf sich luden, daß sie die Hauskapelle des kaiserlichen Kommissärs, welche die Katholiken entgegen den Bestimmungen des Westfälischen Friedens in eine Kirche zu verwandeln suchten, niederrissen und die Behausung des Kommissärs selbst plünderten, da wandten sie sich vertrauensvoll an Prinz Eugen; und dieser trat für sie ein und verhalf ihnen zu einer Audienz beim Kaiser; seiner Fürbitte war es auch zu danken, daß letzterer sie wieder in Gnaden aufnahm[3].

Prinz Eugen ging bei seinen Bestrebungen, den religiösen Frieden aufrecht zu erhalten, wohl hier und da scheinbar etwas weiter, als es sich vom orthodoxen Standpunkte aus rechtfertigen läßt. Daß ihn aber hierbei nur staatsmännische Erwägungen leiteten, beweist unter anderem folgender Vorfall.

Als nämlich die jansenistischen Streitigkeiten in Belgien immer weiter um sich griffen, stand Prinz Eugen, der Statthalter dieses Landes, keinen Augenblick an, sich gegen die Appellanten zu erklären; wiederholt betonte er in klarster Weise, es gehe nicht an, diesen Irrglauben zu dulden. Man

[1] ‚Sammlung‘ Nr. 446 (‚Eugen‘ an den päpstlichen Nuntius Passionei; Wien, 12. August 1724).

[2] Heldenthaten VI, 151 f. [3] Ebd. VI, 147 f.

müsse vielmehr bestrebt sein, denselben auf jede Weise zu unterdrücken. Die weltliche Macht dürfe der geistlichen auf keine Weise präjudizieren; vielmehr müsse erstere die letztere unterstützen, es müßte denn sein, daß die geistliche Gewalt gegen Recht und Gerechtigkeit verstoße.... In dem jansenistischen Streite sei es aber gegenwärtig nicht angezeigt, Partei zu nehmen[1]. Denn warum in einer solchen Streitigkeit sich auf die eine oder andere Seite schlagen und sich den unheilvollen Folgen aussetzen, welche dieselbe in gleicher Weise wie in Frankreich nach sich ziehen werde?[2] Nur dann sei es geboten, energisch vorzugehen, wenn sich jemand öffentlich und in Ärgernis erregender Weise der Constitutio Unigenitus widersetze. Einstweilen genüge es, etwaigen Ausschreitungen zu begegnen; das sei das wahre Mittel, die öffentliche Ruhe in einer Sache von solcher Delikatesse zu erhalten[3]. — Wir können demnach unser Urteil in dieser Sache kurz dahin zusammenfassen, daß Eugen trotz aller Toleranz immer auf dem katholischen Standpunkte stehen blieb, während Pseudo-Eugen nicht bloß Duldung gegen andere Konfessionen, sondern Gleichstellung aller verlangt.

Es dürfte hiermit der Nachweis der religiösen Tendenz der Fälschung geliefert sein.

Wir erfuhren die Denkart Pseudo-Eugens in kirchlichen Angelegenheiten; wir lernten seine Antipathie gegen den Klerus, seine Angriffe gegen die Übermacht und Verweltlichung der Kurie und seinen fanatischen Haß gegen die Jesuiten kennen.

Auf der andern Seite suchten wir auf Grund authentischer Quellen die wirkliche Stellungnahme des Prinzen Eugen in religiösen Angelegenheiten zu erforschen.

Nachdem wir so Wahrheit von Dichtung gesondert, wollen wir das Endresultat unserer Untersuchung feststellen:

Es sind nicht die wirklichen Anschauungen des Prinzen Eugen in religiöser Beziehung, die uns in der ‚Sammlung' vorgeführt werden, sondern — fremde Ideen.

Fälschungen müssen aber — es ist so in ihrer Natur begründet — aus dem Gesichtspunkte jener Zeit beurteilt werden, in welcher sie entstanden sind.

Es liegt daher nahe, die religiösen Ideen des Herausgebers der ‚Sammlung', nämlich Sartoris, einer näheren Prüfung zu unterziehen.

Wir wollen aus seinen zahlreichen gedruckten und handschriftlichen Abhandlungen zwei Werke herausgreifen, und zwar solche, welche verschiedenen Schaffensperioden seiner litterarischen Thätigkeit angehören. Das eine ist

[1] Eugen an Prié (12. Oktober 1718) bei Arneth III, 539[1].

[2] Derselbe an denselben (23. November 1718) bei Arneth III, 539[2].

[3] Vortrag Eugens an den Kaiser (1. November 1724) bei Arneth III, 540[6].

das ‚Geistliche und weltliche Staatsrecht der deutschen katholischen geistlichen Erz-, Hoch- und Ritterstifter‘ [1], das andere ist ein Manuskript, betitelt: ‚Neueste Memoiren über die wichtigsten europäischen Staatsbegebenheiten unserer Zeit‘ [2].

Es läßt sich nicht verkennen, daß Sartori auf die Ausarbeitung des erstgenannten Werkes großen Fleiß verwendet hat.

Aber er vermochte nicht, in demselben seine persönliche Abneigung gegen Geistlichkeit, Papst und Jesuiten zu verbergen.

Zu verschiedenen Malen klagt er darüber, daß die Geistlichkeit Deutschlands ihren Beruf verkenne und ‚an den weltlichen Gütern ein größeres Vergnügen als an ihrem Berufsgeschäfte zu haben scheine‘, daß gerade ‚in den geistlichen Staaten der Geist der Eifer- und Ehrsucht seine Nahrung finde‘ [3], daß ‚die Geistlichkeit soviel Eigenliebe sowohl für ihre geistliche als weltliche Regierungsart habe, als wenn sie die klügste und beste auf dem ganzen Erdkreise wäre‘, während man doch ‚des Gegenteils vollkommen überzeugt‘ sei [4]. Höchst gravierend sind die Vorwürfe, die er der ‚geistlichen Regierungsverfassung‘ macht: ‚unüberlegte Reformierungslust mit Vergessung der eigenen Pflicht‘, ‚zu viel Überzeugung von eigener Amtskenntnis‘, ‚Vernachlässigung der Kirchenzucht‘ und ‚der Erziehungsgrundsätze selbst in Bezug auf die Religion‘, ‚zu wenig Kenntnis des Volksgeistes bei Ausübung der Seelsorge‘, ‚übertriebene Anhänglichkeit an die päpstlichen Dekretalen, große Unerfahrenheit der Beichtväter, zu großer Müßiggang der hohen geistlichen Personen‘, ‚Unersättlichkeit der hohen Geistlichkeit in Ansehung der Einkünfte‘, ‚unrichtige Begriffe vom Cölibat‘, endlich ‚zu diskrete Gesinnungen über die Simonie‘ [5].

Wiederholt beklagt er sich über die ‚Emissäre unter dem schwarzen Rocke‘, sowie überhaupt über die ‚Schwarzröcke‘, für welche, ‚wenn es das Interesse betreffe, Tugend und Laster gleichen Wert habe‘. Bei Besprechung des Verhaltens der lombardischen Geistlichkeit läßt er die Äußerung fallen, ‚selbst die kleinste Nachgiebigkeit (gegen dieselbe) sei schon ein wichtiger Sieg, den sie über die Regierung erhalte, und den sie sogar benütze, dem Volke das Vertrauen gegen die Regierung zu vermindern‘ [6].

Während so Sartori einerseits die Mängel der geistlichen ‚Regierungsform‘ bloßstellt, rühmt er auf der andern Seite in überschwenglicher Weise die Vorzüge des Protestantismus und den Nutzen der Reformation. Mit ungewohnter Wärme führt er aus: ‚Der deutsche Geist lag in

[1] Siehe S. 3 dieser Abhandlung. [2] Ebd.
[3] Geistliches und weltliches Staatsrecht IV, 930.
[4] Ebd. V, 954. [5] Ebd. V, 957—959. 454.
[6] ‚Neueste Memoiren‘ II, 121. 152—153.

dem Kerker des Mönchtums am blinden Gehorsam gefesselt; die Reformation zertrümmerte die mächtigen und schweren Bande und gab ihm Freiheit.... Freilich kostete diese Freiheit Menschenblut.... Die Reformation machte auf alle europäischen Staaten Eindruck, aber auf alle nicht gleiche Wirkung. Nur in jenen Provinzen Deutschlands, in welchen beide Religionsteile untereinander vermischt leben, gewannen die Wissenschaften, Sitte, Gemeinhandel und die bildenden Künste mit jedem Jahre augenscheinlich. Diese Wirkungen stellen sich in ganz katholischen Ländern, in denen man fast keine Morgendämmerung wahrnimmt, nicht dar.... In Rücksicht auf Moralität trat statt des alten Religionshasses der Wetteifer, einander im Nützen zu übertreffen, ein. Duldsamkeit und Menschenliebe klärten durch die fortdauernde Kultur der Wissenschaften die dunkelsten Begriffe auf. Dieses Kleinod der deutschen Nationalglückseligkeit kann man zuverlässig einer durch die Reformation gemachten Eroberung zuschreiben. Niemals hätte Besserung des Verstandes durch Publizität ... ohne Dazwischenkunft der Reformation einen solchen Schritt in je einer Menschenklasse gemacht oder einen ähnlichen nur wagen dürfen ohne Gefahr des Blutgerichts und der heiligen Inquisition.... Sie (die Reformation) bleibt die wahre Quelle der deutschen Nationalglückseligkeit, nicht so fast wegen ihrer Entstehung als wegen der aus ihr unmittelbar entsprungenen Folgen'[1].

Hieraus, folgert Sartori, ergebe sich als natürliche Forderung der Gerechtigkeit, die Protestanten in ihren anerkannten Rechten zu schützen und überhaupt gegen Andersgläubige Toleranz im weitesten Umfange zu üben.

Sartori verlangt also Emanzipation des Geistes und Befreiung desselben aus den Banden engherziger Ideen — das sind aber die Grundsätze des Josephinismus.

Sartori war kein Feind des positiven Christentums, er war kein Freimaurer, kein Voltairianer, kein Vertreter der ‚Vernunftreligion', aber er war von den Strömungen des josephinischen Zeitalters, von den Strömungen der Aufklärung und des Rationalismus getragen.

Die Tendenz der ‚Sammlung' ist aber nicht bloß eine religiöse, sondern auch eine politische.

Fassen wir zunächst die politischen Grundsätze ihres Herausgebers ins Auge! Sartori hat sich auf dem schlüpfrigen Gebiete der Politik nicht weit ‚vorgewagt'. Zwar rühmt er sich an verschiedenen Stellen der Bekanntschaft mit bedeutenden Staatsmännern, wie Wilczek, Smittmer und Binder[2]; er

[1] Geistliches und weltliches Staatsrecht I, 186 ff. Diese Worte sind um so bemerkenswerter, als Sartori Katholik war.

[2] Siehe Vorrede zur ‚Sammlung' S. XIII.

verfaßte auch thatsächlich eine Reihe von Mémoires, welche sich samt und sonders mit den weltbewegenden Begebenheiten des letzten Decenniums des achtzehnten und des ersten Quinquenniums des neunzehnten Jahrhunderts, insbesondere aber mit der Frage beschäftigten, wie der Übermacht Frankreichs am nachdrücklichsten zu begegnen sei. Hierher gehört ein Mémoire vom Jahre 1790/91 über die Regierungsverfassung der österreichischen Erblande[1], ferner drei Mémoires vom Jahre 1792 über die Frage: ‚ob die gegen Frankreich koalierten Mächte vorläufig über einen Entschädigungsplan übereinkommen sollten, wie diese Entschädigung könne systematisiert werden, und welche Mittel in dieser Hinsicht zu ergreifen seien'[2].

Hieran reihen sich ein Mémoire, betitelt ‚Politische Ratschläge' vom 11. November 1792, betreffend das wahre Staatsinteresse Österreichs, das Sartori dem neu erwählten Kaiser Franz II. überreicht haben will[3], ein weiteres Mémoire vom 15. Oktober 1794, betreffend die Frage, wie sich Österreich aus den französischen Revolutionskriegen ziehen könne[4], zwei Abhandlungen über die französische Politik in den Koalitionskriegen[5], ein Mémoire vom Anfange des Jahres 1805 ‚über den Ungrund der Bewegursachen zu einem neuen Kriege gegen Frankreich'[6] und vom 1. März 1806 über ‚die politischen Verhältnisse der österreichischen Monarchie nach dem preßburgischen Friedensschlusse'[7].

Wenngleich diese sämtlichen Mémoires für den Politiker keinen besondern Wert haben, so geben sie doch ein schönes Zeugnis von der patriotischen Gesinnung Sartoris. —

Welche politischen Ideen entwickelt nun Eugen in der ‚Sammlung'?

Warm empfunden ist seine Klage über die unglückliche Lage seines Vaterlandes, über den deutschen Partikularismus und über die Uneinigkeit der deutschen Stämme.

‚Ich wünsche nur,' schreibt er an Graf Starhemberg, ‚daß man sich in Deutschland mehr mit dem, was die Zukunft, als was die Gegenwart bedroht, abgeben möchte; alsdann würde Einigkeit und Energie notwendig eintreten müssen; allein wir sehen, daß alle Reiche, je mehr sie sich dem Punkte ihrer Auflösung nähern, desto indolenter werden; der Egoismus ist ihr

[1] Teilweise im Mskr. ‚Neueste Memoiren' II als 18. Mémoire enthalten.

[2] Vgl. a. a. O. I, 163ff. Sartori will diese Mémoires dem großen Kaunitz vorgelegt haben, der sie zwar gebilligt, aber ‚leider zu ändern Ursache gehabt habe'. Von näheren Beziehungen Sartoris zu Kaunitz war leider nichts zu ermitteln.

[3] A. a. O. II, 83.

[4] Abgedruckt in der ‚Deutschen Ministerialzeitung' 1796, Nr. 72.

[5] ‚Neueste Memoiren' IV, 138. ‚Deutsche Ministerialzeitung' 1796, S. 450—475.

[6] ‚Neueste Memoiren' I, 207. [7] Ebd. I, 219.

Abgott, dem ihre Fürsten immer neue Opfer für ihre persönliche Erhaltung bringen.‘ [1] Mit bitterem Spotte geißelt er ‚das Potpourri‘ der deutschen Kleinstaaterei und den ‚Mangel an Gefühl der Zusammengehörigkeit‘. — ‚Was eine Nation vor allem andern charakterisiert, ist immer die Einigkeit ganz allein; diese wird in Deutschland niemals mehr erfolgen; denn der Teilungs- und Trennungspunkte sind so viele, daß man sie in kein Ganzes mehr zusammenbringen kann. Das südliche und nördliche Deutschland war von jeher in zu viel Staaten zerteilt, wovon ein jeder einen besondern und gleichsam eigentümlichen Charakter behaupten wollte‘ [2].

Hieran knüpft Pseudo-Eugen die Ermahnung, das deutsche Volk solle sich endlich zusammenraffen; es vertändle zu viel Zeit mit Religions- und politischen Zänkereien; ‚wegen einer Dorfkirche oder eines Schulhauses‘ rufe man den ganzen Reichskonvent zusammen und setze dabei die allgemeinen Angelegenheiten des Reiches beiseite‘ [3]. Auf ein höheres Ziel habe das deutsche Volk sein Augenmerk zu richten. Sein Nachbar links des Rheins lauere auf jede Gelegenheit, dem deutschen Reiche einen Schlag ins Herz zu versetzen. Seit dem Westfälischen Frieden, ‚dem Meisterstück der französischen Politik‘, suche Frankreich Holland und Deutschland seinem Systeme unterwürfig zu machen, Österreich aus den Niederlanden und Italien zu vertreiben. Habe es aber einmal die Niederlande an sich gerissen, so werde es sich ohne alle Schwierigkeit auch des Rheins bemächtigen [4]. Die französische Eroberungssucht sei unersättlich, möge man noch so viele Friedenstraktate mit Frankreich schließen [5]. Deutschland gleiche einem Damme, der zwar bisher den reißenden Strom der französischen Eroberungen aufgehalten habe; gelinge es aber einmal Frankreich, diesen Damm zu durchbrechen, so werde das halbe Europa von dieser Macht überschwemmt und niedergeworfen werden [6]. Die Natur selbst scheine den Rhein zur Grenze zwischen Frankreich und Deutschland zu machen, so wie durch die Schweiz die Grenzlinie zwischen Frankreich und Italien bestimmt werde. Wie leicht werde es Frankreich nicht sein, Deutschlands Fürsten zu zwingen, ihre Verfassung, ihre Pflichten und ihr Oberhaupt beiseite zu setzen und sich einem so mächtigen Nachbarn in die Arme zu werfen [7]!

So wie sich die Franzosen im Jahre 1707 zusammengethan hätten, um die in die Provence vordringenden Alliierten zurückzuwerfen [8], so sollten

[1] ‚Sammlung‘ Nr. 277. [2] Ebd. Nr. 411. 242. Der Ausdruck ‚Uneinigkeitskrankheit‘ (mal des Allemands) kehrt bei Sartori sehr oft wieder.

[3] Ebd. Nr. 204. Die oben citierte Stelle dieses Briefes hat in manchen neueren Werken Aufnahme gefunden. [4] Ebd. Nr. 443; ähnlich in vielen andern Briefen.

[5] Ebd. Nr. 535. [6] Ebd. Nr. 224. [7] Ebd. Nr. 288.

[8] Ebd. z. B. Nr. 150. 245. 293.

sich die Deutschen en masse[1] erheben. Dies sei das einzige Mittel, den Franzosen Furcht einzujagen und ihre Armee zu schwächen, wenn sie auch nicht geschlagen werde. Es sei unbegreiflich, daß ein Volk, und besonders ein so kraftvolles, sich allen Leiden und Drangsalen des Krieges auf seinem eigenen Grund und Boden so geduldig unterwerfe, da es nur von seiner Gesamtkraft allein abhänge, allem Unheil zuvorzukommen[2].

Wem käme hier nicht die Zeit der Revolutionskriege, der napoleonischen Weltmacht und des Rheinbundes in den Sinn?!

Auch in sonstiger Beziehung erinnern manche Bemerkungen Pseudo-Eugens, insbesondere die Ratschläge, die er über die politische Umgestaltung Ungarns vertritt [er verlangt Abschaffung der ,den Landmann niederdrückenden Frondienste und der ungeheuern Exemtionen des Adels und der Geistlichkeit', Schaffung eines auf dem Grundsatze der Gleichheit der Menschenrechte beruhenden allgemeinen Gesetzbuchs][3], an die Zeit[4], in welcher der Herausgeber der ,Sammlung' lebte.

Im Anschlusse an die eben besprochenen politischen Ideen wollen wir endlich auch die wichtigsten staatsrechtlichen Ideen, welche in der ,Sammlung der hinterlassenen politischen Schriften' niedergelegt sind, einer Betrachtung unterziehen!

Insbesondere fallen uns in dieser Hinsicht die Theorien von der Pénétration, Kombination, Prévoyance und Prévention auf, die daselbst in ermüdender Häufigkeit wiederkehren[5].

Diese Ideen finden sich aber auch in Sartoris Werken.

Sartori hat sich ein ganzes staatsrechtliches System gebildet und in seinem umfangreichen Manuskript niedergelegt, das den Titel trägt: ,Neueste Memoiren über die wichtigsten europäischen Staatsbegebenheiten unserer Zeit' und in den Jahren 1806—1808 verfaßt ist.

---

[1] Lieblingsausdruck Pseudo-Eugens, ebenso wie der Ausdruck ,Zentralkraft' (im Sinne der vereinigten Kräfte des Volkes), vgl. ,Sammlung' Nr. 123. 193. 211. 225. 243. 293. 550.

[2] ,Sammlung' Nr. 293. [3] Ebd. Nr. 474.

[4] In Nr. 483 der ,Sammlung' wird eine Säkularisation der geistlichen Pfründen in Aussicht gestellt.

[5] Bezüglich der Theorie von der Pénétration vgl. ,Sammlung' Nr. 150. 153; der Kombination Nr. 231. 241. 291; der Prévoyance Nr. 10. 150. 153. 172. 259. 262. 275. 288. 375. 420. 425. 427. 516 und viele andere. So schreibt ,Eugen' am 12. Februar 1693 (Nr. 10) an Caprara: ,E. E. haben nunmehr erfahren, auf welche Extreme die Franzosen nicht verfallen: von der Schmeichelei auf Gewalt, von der Gewalt auf Bestechung, von der Bestechung auf die Religion, von der Religion auf Verschwörung; bald werden falsche Friedensanträge und Vorschläge zu Länderabtretungen, ein verstellter Rückzug, zugleich aber ein neuer Überfall eintreten; ich sehe alles bevor. . . .'

Die darin enthaltenen staatsrechtlichen Erörterungen tragen allerdings das Gepräge großer Wissenschaftlichkeit; einzelne Memoiren sind sogar sehr gründlich und scharfsinnig bearbeitet. Auch verraten sie eine erstaunliche Belesenheit des Verfassers, die wohl darin ihre Erklärung findet, daß ihm nicht bloß in der Bibliothek des Theresianums, sondern auch in seiner eigenen und in der von seinem Vater ererbten Büchersammlung ein überaus reicher Schatz von publizistischen Werken zur Verfügung stand[1].

Andererseits fehlt es jedoch in diesen Essays nicht an banalen und weitschweifigen Stellen. Ihr größter Fehler aber ist die Dunkelheit der Sprache.

Als Grundlage der Politik bezeichnet Sartori die Theorie von der Pénétration, Combinaison, Prévoyance und Prévention.

Diese vier Worte, lehrt Sartori in den ‚Neuesten Memoiren', ‚fassen beinahe den ganzen Kodex der Politik in sich'[2]. Nur jener Fürst, Staatsmann oder Feldherr, führt er aus, welcher diese vier Eigenschaften in sich vereinige, sei vollkommen und diene dem Staatsinteresse am besten.

Der Hauptfaktor in der Politik ist den ‚Neuesten Memoiren' zufolge die Pénétration des Geistes[3]; auf ihr beruhe nämlich die Kombination, Prévoyance und Prévention. Die Pénétration sei das schönste Resultat, ‚das ein denkender Kopf aus Kenntnissen und Erfahrung ziehe; der Geist gleiche in diesem Falle der Sonne, welche das dickste Gewölke mit der Stärke ihres Feuers durchdringe'[4]. Aber sie bedürfe in allen Stücken einer Leitung, die nicht immer ein Werk der Natur, sondern (auch) die Wirkung der staatsmännischen Bildung sei.

Die Pénétration sei daher die Haupteigenschaft, die man von einem Staatsmanne verlange; denn von dem politischen Scharfsinn desselben hänge die ganze äußere und innere Politik eines Staates ab.

Auf der andern Seite sei die natürliche Wirkung der Pénétration der ‚politische Argwohn'.

Außer der Pénétration müsse der Staatsmann aber auch die Gabe der Kombination (combinaison)[5] besitzen, nämlich die Kunst, ‚die politischen Verhältnisse der einzelnen Staaten nach gewissen Regeln bei jeder Unternehmung richtig zu vergleichen, um das Resultat derselben so viel als möglich vorherzusehen'[6]; er müsse also ins Auge fassen ‚den fremden Staat im ganzen und in allen seinen Teilen, seine natürliche und politische Stärke,

---

[1] Ig. Hrabil, Nachrichten über das k. k. Theresianum. Sartori hatte von seinem Vater eine Sammlung von mehr als 300 Foliobänden gedruckter staatsrechtlicher Deduktionen geerbt.

[2] ‚Neueste Memoiren' III, 3. [3] Ebd. I, 338—360. [4] Ebd. I, 341.

[5] Ebd. III, 1—33 und I, 344. [6] Ebd. III, 4.

seine Ressourcen, seine Bedürfnisse, seine Verbindung mit andern Ländern, den Geist des Volkes, die Fähigkeit der leitenden Personen und vorzüglich die Stärke der Zentralkraft'[1].

Bezüglich der Minister fremder Staaten sei vornehmlich zu berücksichtigen deren ,Geburt, Bildung, Geistesstärke, Scharfsinn, Erfahrung, Popularität, ihr Kredit bei ihren Fürsten, bei ihrer Nation und auswärtigen Höfen, der Grad ihrer Selbständigkeit, ihr Charakter, ihre Arbeitslust, ihr Hang zu dieser oder jener Leidenschaft, ihre Offenheit oder Verschlagenheit ...'[2].

Die Gabe der Pénétration und der Kombination genüge aber für einen perfekten Staatsmann nicht; vielmehr müsse sich hierzu die Eigenschaft der Prévoyance[3] gesellen.

Das Verhältnis zwischen den drei genannten Faktoren bestimmt Sartori in eingehendster Weise. ,Ein gebildeter Verstand mache unstreitig die Grundlage der Prévoyance aus; dieser Verstand erfordere aber Beobachtungsgeist und Erfindsamkeit: den ersteren, um alle Umstände des (vorliegenden) Falls sich vorstellen zu können, die andere, um zu entdecken, was wahrscheinlicherweise aus diesen Umständen folgen könne.' ,Zur Prévoyance aus der natürlichen Ordnung der Dinge lege die Pénétration den Grund, zur Pénétration aus der Vergleichung der Vergangenheit und Gegenwart mit der Zukunft die Combinaison'[4].

Derjenige Staatsmann, welcher diese drei Gaben in sich vereinige, besitze zugleich auch die der Prévention — nämlich die Geschicklichkeit, seinem Feinde zuvorzukommen. Das Ideal eines solchen Politikers aber sei — Prinz Eugen!

Schluß.

Das Endergebnis unserer Untersuchung läßt sich in folgenden Sätzen zusammenfassen:

Die von Sartori herausgegebene ,Sammlung der hinterlassenen politischen Schriften des Prinzen Eugen von Savoyen' ist mit einer Unzahl der schwersten geschichtlichen Irrtümer und Fehler angefüllt, sie ist daher eine Fälschung[5].

Sartoris Behauptung[6], er habe echte, französisch geschriebene Briefe Eugens vor sich gehabt, ist demnach unwahr. Vielmehr wurde nachgewiesen, daß die Briefe der ,Sammlung' größtenteils auf einer deutschen Grund-

---

[1] ,Neueste Memoiren' II, 316. [2] Ebd. III, 13. [3] Ebd. II, 303.
[4] Ebd. II, 306. [5] II. Teil, 1. Abschn. dieser Abhandlung.
[6] Vorrede zur ,Sammlung' S. XIII.

lage beruhen, nämlich auf den ‚Heldenthaten‘, die oft wortwörtlich benutzt wurden[1].

Aus diesen Gründen ist völlig undenkbar, daß Sartori, wie er zu verschiedenen Malen behauptet[2], teils eine mailändische Sammlung teils die Smittmersche Privatsammlung Eugenischer Briefe benutzt habe — man müßte denn annehmen, daß diese beiden Sammlungen selbst wiederum auf den ‚Heldenthaten‘ beruhten. Wenn aber die Grundlage der Fälschung eine deutsche Quelle ist, so ist es auch nicht möglich, daß Sartori, wie er vorgiebt, echte Eugenische Briefe in das Deutsche übersetzt habe. Es wurde überdies der Nachweis versucht, daß die französischen Texte, die sich von der Sammlung erhalten haben, Übersetzungen aus dem Deutschen sein müssen.

Sartori hat daher bewußt die Unwahrheit gesagt, wenn er in seiner Erwiderung auf den Riedlerschen Angriff[3] zu seiner Verteidigung vorbrachte, es hätten sich insbesondere deswegen Irrtümer und Ungenauigkeiten in die ‚Sammlung‘ eingeschlichen, weil er die im mailändischen Plenipotentiararchive befindlichen Eugenischen Papiere, die ihm ohnedem nur kurze Zeit überlassen worden seien, erst habe übersetzen müssen.

Andererseits wurde aber auch nachgewiesen, daß sich die auffallendsten Übereinstimmungen zwischen der ‚Sammlung‘ und den eigenen Schriften Sartoris finden, und zwar hinsichtlich der Form[4] und der darin vorgetragenen religiösen und politischen Ideen[5].

Wenn aber Sartori das Verdienst der Herausgabe der Eugenischen Briefe für sich allein in Anspruch nimmt[6], wenn er nirgends einen Mitarbeiter oder Mithelfer erwähnt, so trifft auch nur ihn allein der schwere Vorwurf der Fälschung.

Diese war aber auch eine bewußte, da Sartori sie durch eine Reihe von Angaben, deren Unwahrheit er selbst am besten wissen mußte, beim Publikum einzuführen suchte.

Sartori hat nichts unterlassen, um das Interesse für die bevorstehende Publikation der Briefe in weiteren Kreisen rege zu machen und zu erhalten. Schon im Jahre 1808 konnte man in einer der verbreitetsten österreichischen Zeitschriften lesen, man habe Eugens Memoiren und seine Privatkorrespondenz

[1] III. Teil dieser Abhandlung.

[2] Vorrede zur ‚Sammlung‘ S. XIII. S. 8 ff. dieser Abhandlung.

[3] ‚Vaterländische Blätter‘ 1812.

[4] II. Teil, 2. Abschn. dieser Abhandlung.

[5] IV. Teil dieser Abhandlung. Der Nachweis, daß die im Supplement-Bande zur ‚Sammlung‘ (S. 41—82) enthaltene umfangreiche Erzählung über eine angebliche Vergiftung des Kaisers Leopold I. durch den Abenteurer Borri ein Märchen ist und nur deshalb in die Sammlung aufgenommen wurde, weil sie von Angriffen gegen die Geistlichkeit strotzt, wurde von Mailath (Geschichte Österreichs IV, 98—124) geliefert.

[6] Vorrede zur ‚Sammlung‘ S. XIV.

im Nachlasse seines Adjutanten gefunden; in den nächsten Jahren erfolgte die Veröffentlichung einer Reihe von gefälschten Briefen Eugens, die mit den betreffenden Schreiben in der ‚Sammlung' Wort für Wort übereinstimmten![1]

Außerdem ist zu erwägen, daß sich Sartori gegen die Angriffe seiner Kritiker sehr schwach verteidigte, indem er teils Nebensächliches vorbrachte, teils zu neuen Unwahrheiten seine Zuflucht nahm. Sehr schwer fällt auch der Umstand ins Gewicht, daß er es unterließ, die angeblichen französischen Orginalien, auf die er sich zu wiederholten Malen berief, zu seiner Rechtfertigung zu publizieren, daß er dagegen zur Bestätigung einzelner in der ‚Sammlung' enthaltener Stellen die Staatsgeschichte und die Staatsmemoiren des mit Prinz Eugen befreundeten Staatsmanns Waßner[2] zitiert, — Werke, welche nie existiert haben.

Der Zweck, welchen Sartori bei seiner Fälschung verfolgte, liegt klar zu Tage: er wollte lediglich seine eigenen politischen Ideen unter dem Namen des großen Eugen an den Mann bringen und ihnen beim Publikum möglichst große Verbreitung verschaffen.

Viel mochte hierzu seine nicht geringe schriftstellerische Eitelkeit[3] beitragen.

Auch ist nicht ausgeschlossen, daß Sartori aus Gewinnsucht handelte; denn er verkaufte die ‚Sammlung' an den Cottaschen Verlag[4] — mit Rücksicht auf den hohen Wert, den er derselben beilegte — gewiß nicht um einen geringen Preis, wie denn auch die gedruckte ‚Sammlung' um den verhältnismäßig hohen Preis von etwa 22 Mark im Buchhandel erschien.

Auch ließ er — an einen andern Urheber ist wohl kaum zu denken — von der ‚Sammlung' selbst eine Anzahl von Abschriften verfertigen und in verschiedene Bibliotheken sowie in die Hände von Privatpersonen gelangen[5].

Endlich beutete er die von ihm gefälschten Briefe auch für weitere schriftstellerische Zwecke aus. So nahm er in das Manuskript ‚Neueste Memoiren' nicht weniger als 84 ‚Eugenische' Briefe auf und verfertigte eine vollständige Abschrift aller auf die ungarischen Verhältnisse bezüglichen Schreiben ‚Eugens' (in der ‚Sammlung'), und es besteht begründete Vermutung, daß er auch diese Manuskripte hätte publizieren lassen und überhaupt in dieser Hinsicht noch mehr gethan hätte, wenn er nicht durch den Tod an der Verwirklichung seiner Pläne verhindert worden wäre.

[1] I. Teil S. 5ff.
[2] S. 16 dieser Abhandlung. Vorbericht zum Supplement der ‚Sammlung'.
[3] Siehe Vorrede zur ‚Sammlung' und Vorbericht zum Mskr. ‚Neueste Memoiren'.
[4] S. 4 dieser Abhandlung. [5] Oben S. 15.

Anhang.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß man sich in Österreich gerade in den stürmisch bewegten Jahren 1806—1811 mit der edlen Heldengestalt des Prinzen Eugen von Savoyen mit Vorliebe beschäftigte; der Grund mag wohl darin liegen, daß das erste Decennium des achtzehnten und das des neunzehnten Jahrhunderts bezüglich der historisch-politischen Gestaltung, insbesondere aber bezüglich der politischen Lage des österreichischen Kaiserstaats die mannigfachsten Vergleichungspunkte darboten.

Niemals erwartete das bedrängte Österreich sehnlicher einen Mann, der wie ein zweiter Eugen dem Vordringen der französischen Kriegsmacht einen Damm setzen und dieselbe wieder über den Rhein zurückwerfen sollte.

Die Stimmung in Österreich war daher in jenen Tagen von vornherein jedem litterarischen Unternehmen günstig, das zur Erhöhung des patriotischen Gefühls beizutragen geeignet war.

Die öffentlichen Blätter der genannten Epoche enthalten denn auch eine Reihe von Reminiszenzen aus der Zeit Eugens. Eine Fülle von Anekdoten preist und verherrlicht seine unnachahmliche Tapferkeit und seinen genialen politischen Scharfblick.

Niemand aber entfaltete in dieser Hinsicht eine eifrigere Thätigkeit als der bekannte Historiker Hormayr. Die von ihm redigierten Zeitschriften, insbesondere aber der ‚Österreichische Plutarch', bringen eine Menge einzelner Züge aus dem Leben des größten österreichischen Feldherrn[1].

Leider ging Hormayr bei Benutzung der zweckdienlichen Quellen nicht immer mit der nötigen Gründlichkeit vor. Er brachte eine Anzahl ‚Notizen' aus dem Leben Eugens, welche den Stempel der Unwahrheit an sich tragen und auch mit dem Charakter des Prinzen nicht vereinbar sind.

Die meisten dieser Anekdoten zog er aus dem bekannten Werke von Eleazar Mauvillon: Histoire du prince Eugène de Savoye.

Diese Erzählungen fanden im Publikum eine erstaunliche Verbreitung; wurde doch alles, was Hormayr schrieb, lange Zeit hindurch geradezu als ein Evangelium betrachtet. Die neueren Historiker haben freilich den Nimbus, der seinen Namen umstrahlte, bedeutend abgeschwächt.

[1] Hirtenfeld, Militärzeitung XI (1858), Nr. 12, S. 95f.

Indessen konnte nicht verhindert werden, daß viele von diesen sogen. ‚Charakterzügen aus dem Leben des Prinzen Eugen‘ wiederum in andere Werke, insbesondere aber in Litteraturzeitungen übergingen.

Das gebildete Wiener Publikum hatte bereits an den anregenden und zugleich dem Patriotismus huldigenden Erzählungen Hormayrs über Eugen den größten Gefallen gefunden, als im Jahre 1809 im ‚Industrie-Comptoir‘ zu Weimar die Mémoires du prince Eugène de Savoye, écrits par lui-même erschienen.

Diese Mémoires sind eine Fälschung.

Dies wurde schon bald nach ihrem Erscheinen mehrfach auf das schlagendste nachgewiesen.

Die ‚Vaterländischen Blätter‘ [1] brachten einen geharnischten Artikel gegen den Verfasser des Buches und bezeichneten es als ein ‚Verbrechen gegen die Historie, ihre Quellen zu verfälschen und einem großen Manne einen Nachlaß unterzuschieben, durch den irgend ein Neuerer, wie ein Zwerg in des Riesen Rüstung, die ehrwürdigsten Erinnerungen in einen Fastnachtsaufzug verwandle‘. Es wurde nachgewiesen, daß die im Vorworte zu den Mémoires enthaltene Angabe, das denselben zu Grunde liegende Manuskript sei aus dem Nachlasse des Prinzen Eugen auf dessen Nichte und Erbin, Anna Victoria, Gemahlin des Prinzen von Sachsen-Hildburghausen, von dieser durch verschiedene Hände in den Besitz des Herausgebers der Mémoires (eines angeblichen französischen Emigranten) übergegangen und von letzterem bei dem Buchhändler Georg Konrad Waldburg in Klagenfurt hinterlegt worden, schon deshalb ein Märchen sein müsse, weil es einen Buchhändler dieses Namens überhaupt nicht gebe.

Andererseits wird daselbst aber auch der Nachweis erbracht, daß die Mémoires sowohl den geschichtlichen Thatsachen als auch dem Charakter des Prinzen widersprechen. Zugleich wird darauf hingewiesen, daß ‚die hier herrschende Sprache und Orthographie der Zeit Eugens völlig fremd seien‘ und einer viel späteren Zeit entstammten.

Das allgemeine Urteil lautet, daß die Mémoires eine Papérasse seien, die weder der Militär noch ein Geschäftsmann zur Lektüre gebrauchen könne, außer für die Après-Diners in den Hundstagen. Nicht allein die Historie, sondern auch der vaterländische Gemeingeist müsse sich fest und stark erheben gegen derlei geschichtliche Falsa und gegen einen solchen Ton, der mit kosmopolitischer Frivolität und mit einem grenzenlosen Selbstdünkel den verderblichen Geschmack herrschend machen wolle, die öffentliche Verwaltung und ihre Maßregeln und überhaupt alles, was immer inländisch sei, zur Zielscheibe

[1] Jahrgang 1810, Nr. 50. 51.

eines giftigen Witzes zu wählen; diese Tendenz und Sprache sei um so gefährlicher, wenn sie einem Manne unterschoben werde, den die Nachwelt billig als Muster ehre, dessen Worte und Beispiele auf Unbefangene und Arglose um so mächtiger einwirkten, je mehr ihnen der angemaßte Name imponiere.

Diese schlagende Kritik zerstreute alle Zweifel, die man bisher schon gegen die Echtheit der Mémoires erhoben hatte[1].

Der Verfasser der Fälschung ist bekannt: es ist der berühmte Fürst Charles de Ligne.

Über dessen schriftstellerische Thätigkeit fällt eine berufene Kennerin, Madame de Staël, folgendes glänzende Urteil: ‚Der große Kontrast, die ganze Mischung von Ernst und Munterkeit, von Scherz und Vernunft, von Leichtigkeit und Tiefe machen den Fürsten de Ligne zu einem wahren Phänomen'.

Freilich tadelten andere, daß de Ligne ‚zu sehr hingeschleudert habe und zu viel habe drucken lassen; die ihm so natürliche Manier des steten Wetterleuchtens des Verstandes trage nicht bloß den Anschein des Gesuchten, sondern sie ermüde den Leser, da dieser ein Gefühl empfange, als wenn er ein Diner nur aus Zuckerwerk und Champagner genösse'[2].

Geistvoll sind in der That alle Werke de Lignes, aber nicht alle sind mit der wünschenswerten Gründlichkeit ausgearbeitet.

In besonders hohem Maße ist dieser Tadel bezüglich seiner historischen Werke berechtigt.

Seine Abhandlungen über den Dreißigjährigen Krieg, den Markgrafen von Baden, Rabutin und Bonneval funkeln von Witz und Esprit, aber sie sind mehr Roman als Geschichte.

Auch die Mémoires sind mit Geist geschrieben, vom streng historischen Standpunkte aus aber — ein Machwerk!

Dieses Urteil mag hart klingen, aber es ist gerecht.

Schon bald nach dem Erscheinen der Fälschung wurde der Nachweis erbracht, daß die angebliche Selbstbiographie Eugens nichts weiter als ein Auszug aus dem oben genannten Werke Mauvillons sei[3]. —

---

[1] Göttinger gelehrte Anzeigen 1810, S. 1521—1526.

[2] Ebd. 1807, S. 1020.

[3] Vgl. insbesondere Thürheim, Feldmarschall Karl Josef Fürst de Ligne, die letzte Blume der Wallonen (Wien 1877) S. 274. S. 202 enthält ein Schreiben des Feldmarschallleutnants Grafen Grünne an de Ligne, in welchem die Mémoires geradezu als de Lignes Werk erklärt sind.

Die Mémoires wurden unter dem Titel: Vie du Prince Eugène (unter Weglassung der Worte écrite par lui-même!) in die fünfbändige Ausgabe der Werke de Lignes (Paris,

Nachdem nunmehr hinsichtlich des Verfassers der Mémoires und ihrer Grundlage kein Zweifel besteht, so können wir uns auf die Untersuchung der Frage beschränken, ob ein Zusammenhang zwischen der Fälschung de Lignes und jener Sartoris besteht. Diese Frage ist zu verneinen.

Allerdings erschienen beide Mystifikationen kurz nacheinander im Drucke — die Mémoires 1809 und 1810[1], die ‚Sammlung‘ 1811 ff. —, allerdings lebten beide Fälscher in diesen Jahren in Wien; auch ist auffallend, daß gerade die Cottasche Buchhandlung sowohl die Sartorische ‚Sammlung‘ der ‚Eugenischen‘ Papiere[2] als auch de Lignes hinterlassene ‚Memoiren‘[3] durch Kauf erwarb — indessen liegen keinerlei Anhaltspunkte vor, welche die Annahme rechtfertigen würden, daß de Ligne und Sartori in der Weise zusammenarbeiteten, daß ersterer aus Mauvillon, letzterer aber aus den ‚Heldenthaten‘ schöpfte.

Sartori kannte allerdings de Lignes Publikation; er erwähnte sie auch in seiner Replik auf den Riedlerschen Angriff; aber er protestierte dagegen, daß die Kritik über die von ihm herausgegebene ‚Sammlung‘ dasselbe Urteil fälle wie über die Mémoires; ‚er verdiene nicht, wegen mancher (in der ‚Sammlung‘) unterlaufender Unrichtigkeiten in die Klasse des zu Berlin justifizierten Clément gebracht zu werden‘.

Nun giebt zwar Sartori in der Vorrede zur ‚Sammlung‘[4] an, Eugen habe ‚Denkwürdigkeiten seiner Lebensgeschichte‘ verfaßt, aber er bestreitet auf das entschiedenste, daß die Memoiren noch vorhanden seien; Eugen habe dieselben durch das Feuer vertilgt; Baron Waßner habe den Prinzen im Winter 1735 bei dieser Beschäftigung angetroffen[5].

Diese Angabe würde Sartori sicher nicht gemacht haben, wenn er mit de Ligne, dem Herausgeber angeblicher Memoiren Eugens, unter einer Decke gesteckt hätte. —

Daß einige Anekdoten sowohl in den Mémoires als in der ‚Sammlung‘ enthalten sind, ist lediglich auf die Thatsache zurückzuführen, daß de Ligne

---

Denain, 1829) aufgenommen (V, 1—227). Aus der Vorrede des Verlegers zu dieser neuen Ausgabe ist zu entnehmen, daß die Autorschaft Lignes bezüglich der Mémoires schon damals feststand.

[1] II. édition, rev., corr. et augm. . . de notes et de la dernière partie de la vie de l'auteur (Eugen!) jusqu'à sa mort (Paris, Michaud, 1810). Diese ‚dernière partie‘ ist aus Mauvillons Histoire du prince Eugène (V, 287—303; éd. 1770) wörtlich aufgenommen. Die Annahme Thürheims (a. a. O. S. 199), Ligne habe sich mit der Herausgabe der Mémoires lediglich ‚einen kleinen schriftstellerischen Scherz‘ erlauben wollen, ist kaum haltbar.

[2] Jenaische allgemeine Litteraturzeitung 1810; Intell.-Blatt Nr. 34.

[3] Thürheim a. a. O. S. 239. Weiteres war in dieser Hinsicht nicht in Erfahrung zu bringen. [4] S. IV. [5] Aber Arneth III, 495.

aus Mauvillons Werk geschöpft hat, das vielfach auf den ‚Heldenthaten‘[1], also auf der von Sartori benutzten Quelle, beruht, und daß manche Anekdoten damals ohnehin allgemein bekannt waren.

Auch ist die Tendenz des de Ligneschen Buches von jener der Sartorischen ‚Sammlung‘ sehr verschieden.

Sartori bezweckte, wie bereits nachgewiesen wurde, mit seiner Publikation, seine eigenen religiösen und politischen Ideen unter dem Namen Eugens an den Mann zu bringen.

Ligne dagegen war es hauptsächlich darum zu thun, eine Geschichte des Prinzen Eugen von Savoyen zu liefern, welche auch die rein menschliche Seite dieses großen Mannes genügend schildere.

Daß dies de Lignes Absicht war, geht aus seiner Rezension[2] des Mauvillonschen Werkes hervor. Hier erkennt er zwar an, daß Mauvillon treffliche Details hinsichtlich der Kriegsgeschichte des Prinzen bringe; aber er wünscht mehr Details über das Privatleben desselben und insbesondere Anekdoten über ihn zu erfahren: ‚surtout de cet âge charmant, où [il a] fait des folies comme d'autres.‘

Diese Vorliebe Lignes für Pikanterien und ‚Causeries‘ tritt denn auch in der angeblichen Selbstbiographie Eugens hervor[3] — und hierin dürfte allein die Tendenz der Mémoires bestehen. —

Aus allen diesen Gründen kann man von einem Zusammenhange der beiden Fälschungen nicht sprechen[4].

---

[1] Die ‚Heldenthaten‘ citiert Mauvillon sehr häufig, und zwar als Histoire allemande oder Histoire du Prince Eugène en allemand oder endlich als Auteur allemand.

[2] Mélanges militaires, litéraires et sentimentaires (à mon refuge sur le Léopoldsberg près de Vienne) XXVIII, 162. de Ligne besaß Mauvillons Werk in seiner Bibliothek.

[3] Siehe die oben erwähnte Kritik der Mémoires in den ‚Vaterländischen Blättern‘ 1810, Nr. 50—51 und ‚Göttingische gelehrte Anzeigen‘ 1810, S. 1521—1526; hier wird die Anekdotensucht de Lignes an der Hand einer großen Anzahl von Beispielen nachgewiesen.

[4] Näheres über das Verhältnis Hormayrs zu Sartori oder de Lignes zu Hormayr war trotz aller Nachforschungen nicht festzustellen.

Personenregister.

Studien und Darstellungen
aus dem
Gebiete der Geschichte.

Im Auftrage der Görres-Gesellschaft
und in Verbindung mit der Redaktion des Historischen Jahrbuches

herausgegeben von

Dr. Hermann Grauert,
o. ö. Professor an der Universität München.

I. Band, 2. u. 3. Heft.

Alexander der Große und die Idee des Weltimperiums in Prophetie und Sage.

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1901.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.

Alexander der Große und die Idee des Weltimperiums in Prophetie und Sage.

Grundlinien, Materialien und Forschungen

von

Dr. Franz Kampers,
Sekretär an der Kgl. Bayer. Hof- und Staatsbibliothek
in München.

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1901.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.

C. A. Wagners Universitäts-Buchdruckerei, Freiburg i. Br.

Vorwort.

Bei meinen Studien über die frühesten Prophezeiungen, die das Imperium zum Gegenstande ihrer Spekulation machten, ergab sich mir die interessante Thatsache, daß ein großer Teil derselben aus Vorlagen geschöpft hat, in denen Alexander der Große die Rolle des messianischen Heldenkaisers spielte. Diese Thatsache, für die ich in vorliegendem Buche die Gründe dargelegt habe, ist nicht nur für die Sagengeschichte, nicht nur für die biblische Exegese, sondern vornehmlich auch für die Entstehungsgeschichte der römisch-deutschen Kaiseridee, deren apokalyptische Färbung durch sie eine unerwartete Erklärung findet, von hoher Bedeutung.

Es lag mir daran, aus den Prophezeiungen und Apokalypsen, deren großer Wert für die Geistesgeschichte neuerdings wiederholt hervorgehoben wurde, das Material zu gewinnen für eine festere Grundlage zu meinen Forschungen über die deutsche Kaiseridee in der prophetischen und sagengeschichtlichen Litteratur. Daraus ergiebt sich, daß mich nur ein rein historisches Interesse leitete; ich habe für Historiker geschrieben und deshalb das ganze sagengeschichtliche oder philologische Material stellenweise im engen Anschluß an die zumeist in Betracht kommenden, durchweg rein philologischen Arbeiten in absichtlicher Breite zur Darstellung gebracht, um die Nachprüfung meines Beweises den Fachgenossen möglichst zu erleichtern[1].

Das Bewußtsein, auf den Grenzgebieten verschiedener Wissenschaften zu arbeiten, ist nur zu leicht geeignet, den Forscher zu entmutigen, und ich gestehe gern, daß ich einer derartigen Entmutigung mehr als einmal verfallen bin. Nachdem sich aber von den verschiedensten Richtungen immer die gleichen Ringe zur Kette des Beweises herbeischaffen ließen, nachdem ein so berufener Kenner wie Herr Professor Wilhelm Kroll, der die Güte hatte, mein Manuskript vor der Drucklegung zu lesen, meinen Beweis „für in der Hauptsache geglückt“ erachtet hatte, nachdem ein gleich hervorragender anderer Forscher auf diesem Gebiete, Herr Professor Wilhelm Bousset, für meine

[1] Leider konnte ich das mit Spannung erwartete Buch von Julius Kaerst (Geschichte des hellenistischen Zeitalters), dessen erster Band soeben angezeigt wird, nicht mehr verwerten.



These in der „Zeitschrift für Kirchengeschichte" (XX [1900], 285 f.) bereits eingetreten war, habe ich geglaubt, meine Erörterungen den Fachgenossen unterbreiten zu dürfen. Daß die exegetisch-theologische oder die rein philologische Wissenschaft im einzelnen zu bessern haben wird, wie auch mein liebenswürdiger Kritiker, Herr Professor Kroll, dem ich schon wertvolle Verbesserungen verdanke, zu meinen scheint, erwarte ich nicht nur, sondern ich hoffe es im Interesse meiner für die Universalgeschichte bedeutsamen These.

Der vorausgeschickte Vortrag will die in den nachfolgenden Exkursen begründete These dem Rahmen der von Sage und Apokalypse zur Darstellung gebrachten Kaiseridee und dem Kreise der zumeist verwandten Untersuchungen der letzten Zeit einfügen. Eine abgeschlossene Entstehungsgeschichte der römischen Kaiseridee zu geben, lag nicht in meiner Absicht noch auch in der Tendenz des gewählten Themas.

Schließlich darf ich nicht versäumen, neben den schon genannten Herren auch Herrn Professor Ernst Kuhn den Tribut meines herzlichsten Dankes zu zollen für die Bereitwilligkeit, mit der er in einige Kapitel meiner Arbeit Einsicht genommen hat. Nicht zuletzt sei auch Herr Professor Grauert an dieser Stelle mit Worten verehrungsvollsten Dankes genannt. Der hochverdiente, für seine Schüler stets treu besorgte Lehrer hat trotz seiner großen Arbeitslast auch an diese Schrift hier und dort die bessernde Hand gelegt.

München, im August 1901.

Dr. **Franz Kampers.**

Inhalt.

Alexander der Große
und die Idee des Weltimperiums in Prophetie und Sage.

Ein Vortrag.

Imperium Romanum, das war das Zauberwort, das seit den Tagen glänzender Cäsarenherrlichkeit oft wie heller Glockenklang thatenfrohe Zeiten durchbrauste, oft wie Sirenensang träumende Geister lockte. Dichtet Vergil im stolzen Bewußtsein der weltbürgerlichen monarchischen Mission des Römerstaates die großartigen Verse:

Tu regere imperio populos, Romane, memento:
Hae tibi erunt artes, pacisque imponere morem,
Parcere subiectis et debellare superbos[1],

so verkörpert noch Jahrhunderte später denselben Gedanken der mittelalterliche Kaiserspruch: Roma Caput Mundi Regit Orbis Frena Rotundi. Die Idee einer Weltdauer und eines Weltberufes, welch letztere die augusteischen Sänger[2] der Königin am Tiber kündeten, wird zum Brennpunkt einer in ihrer Wirkung gewaltigen Geschichtsauffassung, zu einem Brennpunkt, in dem sich nicht nur der antiken, sondern auch der mittelalterlichen universalhistorischen Spekulationen helle und dunkle Lichtstrahlen vereinigen. Steigerte sich diese Vorstellung einer Weltdauer und eines Weltberufes des römischen Imperiums schon in den Zeiten des Augustus bis zur Apotheose, bis zur Verheißung einer Wiederkehr des goldenen Zeitalters, so setzen jene tiefsinnigen Sagen des Mittelalters vom weltentschwundenen, wiederkehrenden Kaiser einen gleichen Abschluß der Weltgeschichte, eine gleiche Erneuerung der Sabbatruhe der Urzeit voraus.

Hier wie dort fällt aber auf die hoffnungsfreudige Weissagung ein dunkler Schatten; die vom Gewissensdrucke geborene Furcht vor den nahenden letzten Dingen mischt in den Jubel der Glücksverheißung den schrillen Jammerschrei der schuldbewußten, geängstigten Menschheit. Hier verheißt der stolze Dichter der Stadt des Romulus ein Imperium ohne Ende[3], dort aber singt ein späterer:

Luget in aeternum, quae se iactabat aeterna[4].

[1] Aen. 6, 851 sq. Vgl. hierzu die bekannten Ausführungen von F. Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter I[4] (Stuttgart 1886), 9f.; auch die feinsinnigen Erörterungen von H. Grauert in seinem Aufsatze: Rom und — Gunther der Eremit? im Histor. Jahrbuch XIX (1898), 277ff. kommen in Betracht.

[2] Vgl. u. a. *Tibull.*, Eleg. 2, 5, 23. *Vergil.*, Aen. 1, 278 sq.

[3] *Vergil.* l. c.

[4] *Commodiani* Carmina, ed. B. Dombart (Wien 1887), Vers 923. Ganz allgemein sei auf meine Ausführungen in „Die deutsche Kaiseridee“ S. 5—15 verwiesen.

Das Dogma von der Weltdauer bleibt aber auch in der Folgezeit dem glühendsten Hasser der letzten Weltmacht so heilig wie dem vom Erfolge begeisterten römischen Bürger.

Aber weder ist diese auf dem apokalyptischen Hintergrunde gezeichnete Apotheose des römischen Kaisertums noch ist jene von eschatologischen Vorstellungen getragene sagenfrohe Erwartung der mittelalterlichen geschichtsphilosophischen Träumereien ein Gut abendländischen Geistes. Die tiefernsten apokalyptischen Spekulationen des Orients verdichten sich in diesen hoffnungsfreudigen und bangen Träumen zu phantastischen Zukunftsbildern; der Orient hat der Weltmacht am Tiber nicht nur das meiste Material zur Bildung der Idee des römischen universalen Imperiums gegeben, sondern auch die Form, in der die alte Idee sich, mit neuen Gedanken durchsetzt, ausprägen konnte.

Schon die Sage spannt eine goldene Brücke ernster Gedankenreihen von der Apokalyptik des Orients, insbesondere von der großartigen Prophetie des Landes der Verheißung zu der römischen Enderwartung. Salomons Regierung verkörpert in der älteren jüdischen Legende das stolze Gefühl der religiösen Exklusiviät der strenggläubigen Gemeinde, die in selbstgefälliger Ruhe den baldigen Anbruch des messianischen Friedensreiches mit Jerusalem als theokratischem Mittelpunkte erwartet. Als aber die Verfolgungen durch Antiochus Epiphanes, als dann weiter der Fall des Nationalheiligtums, des Tempels, die Gemüter aufschreckte, da bemächtigten sich des jüdischen Volkes eine maßlose Bestürzung, ein grenzenloser Pessimismus. Das glänzende Bild, das die Bibel von Salomons Regierung entwirft, die von Schiffen erzählt, welche von Ophir Gold, Edelsteine und Elfenbein bringen, die von der Palmenstadt berichtet, welche sich in der Wüste erhebt, die das Lustschloß für die Pharaonentochter schildert, verblaßt in der späteren Haggada. Aus Salomon wird ein Herrscher über die Dämonen, und von allen seinen Werken erinnert sie sich nur an sein fleischliches Vergehen, das den Sturz Israels von seiner glänzenden Höhe verschuldete. Wohl bald nach der Zerstörung des Tempels dürfte die köstliche Sage entstanden sein, daß zu der Stunde, als Salomon die Tochter Pharaos zum Weibe nahm, Gabriel oder Michael herniederstieg zum Meere und Schilfrohr hineinlegte; auf diesem erhob sich eine Sandbank, auf welcher die große Stadt Rom, die kommende Herrin der Völker, die Zerstörerin des jüdischen Heiligtums, erbaut ward[1]. Diese tief-

[1] M. Grünbaum, Beiträge zur vergleichenden Mythologie aus der Haggada in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft XXXI (1877), 199. Ich bin gezwungen, häufiger auf meinen Aufsatz: „Die Idee von der Ablösung der Weltreiche in eschatologischer Beleuchtung" im Histor. Jahrbuche XIX (1898), 523 ff., aus dem dieses Buch erwachsen ist, zurückzukommen.

sinnige Sage, welche die eherne Weltmacht zur Vollstreckerin des göttlichen Strafgerichtes und damit zu einem der bedeutsamsten Faktoren der apokalyptischen Vorstellungen der Juden macht, erklärt den Haß, der sich aus den jüdischen und den aus diesen abgeleiteten christlichen Apokalypsen fortan gegen das neue Weltimperium ergießt.

Führt uns hier die Sage von der apokalyptischen Spekulation des Orients zu der römischen Verheißung, so ist es umgekehrt eine in ihrer Art geschichtsphilosophische Konstruktion, die uns von dem römischen Imperium zu den Weltmächten des Ostens hinüberleitet. Cassiodorus Senator beginnt seine römische Chronik mit einer ausführlichen Liste der assyrischen Könige, unter deren letztem, Mithreus, Troja zerstört wurde; und darauf geht er gleich zu den römischen Königen über[1]. In eine noch engere Verbindung bringt der hl. Augustinus das römische Reich mit dem assyrischen, indem er direkt behauptet, das assyrische Reich sei zu der Zeit zu Grunde gegangen, als Rom entstanden sei[2], und indem er ferner den Gedanken ausführt, daß das Weltreich des Ostens von dem des Westens unmittelbar abgelöst worden sei. Deshalb ist ihm Rom das zweite Babylon[3] und Babylon das erste Rom[4]. Augustinus fußt hier auf älterer römischer Überlieferung, vornehmlich auf der Schrift des M. Terrentius Varro De gente populi Romani, wodurch jene chronologische Beziehung Roms zum Falle Assyriens eine weittragende Bedeutung erhält[5].

Die universalhistorische Auffassung Babylons, wie sie aus dieser chronologischen Aufstellung hervorgeht, prägt sich auch in der durch die Apokalypse des hl. Johannes bestimmten christlichen Auffassung dieser Stadt und des in ihr verkörperten Weltreiches aus. Die alte Herrin des Zweistromlandes ist hier zum Gegenbild des Reiches der Sabbatruhe am Ende der Tage geworden; in ihr, erzählt die christliche Sage, wird der furchtbare Gegenspieler im Drama der Endzeit, der Antichrist, geboren werden, den der König des Friedensreiches zu Boden schmettern wird. Hier, an der Stätte der Verwüstung, hausen in der Vorstellung des Mittelalters Schlangen und Dämonen[6]; aber aus den Trümmern heraus wird sich das alte Weltreich

[1] *Cassiodorus Senator*, Chronica, ed. Th. Mommsen in Mon. Germ. hist. auct. ant. XI (1894), 120 ff. Vgl. Konrad Trieber, Die Idee der vier Weltreiche in „Hermes“ XXVII (1892), 321.

[2] De Civitate Dei 18, 22. 27. Trieber a. a. O.

[3] De Civitate Dei 16, 17; 18, 22.

[4] Ibid. 18, 2.

[5] Kettner, Varronische Studien (Halle 1865) 40 ff. Trieber a. a. O. 323.

[6] *Giacomini da Verona,* De Babylone infernali bei *Mussafia*, Monumenti antichi di dialetti italiani in den Sitzungsberichten der phil.-hist. Klasse der kais. Akad. d. Wiss. zu Wien XLVI (1864), 116 u. 146 ff. Kampers, Kaiseridee 21. 181.

als Repräsentant der teuflischen Mächte zum Falle Roms, zum letzten gewaltigen Ansturm wider den Messias noch einmal erheben.

Genug, vielleicht ein Rest der biblischen Überlieferung von der paradiesischen Urzeit des Zweistromlandes, mutmaßlich eine dunkle Kunde von der alten Lehre der Merodachpriester, daß Babylon am Anfange der Welt erbaut sei, sicher aber das Gefühl für die universalgeschichtliche Bedeutung der Weltmächte des Ostens hat sich, wie schon diese wenigen Erwägungen darthun, hinübergerettet in die Zeit römischer Weltkaiser. Indes sind wir nicht auf diese vereinzelten phantastischen Träumereien und chronologischen Spielereien allein angewiesen, um die orientalische Wurzel des apokalyptischen Gehaltes der römischen Kaiseridee bloßzulegen; wir können am Werden und Wachsen der großen Idee des römischen Imperiums die Wahrheit des Gedankens beweisen, dem ein hervorragender Rechtsforscher Ausdruck verlieh: „Die Weltgeschichte arbeitet mit alten Gedanken und prägt sie in neue Form.“ [1]

Aus dem Dämmerlichte der Geschichte, das die erstaunliche Geistesarbeit der Assyriologen in den letzten Jahrzehnten über die Urzeit des Zweistromlandes gebreitet hat, tauchen blitzartig Gestalten auf, um aber nur zu oft wieder als nebelhafte Schemen im Halbdunkel des Mythus zu verschwinden. Es sind Könige, und fast könnte es scheinen, als ob die Institution des Königtums hier so alt sei wie die Geschichte des Landes, als ob der blinde Autoritätsglaube, der die individuelle Entfaltung seiner Bewohner in der historischen Zeit deutlich wahrnehmbar unterdrückt, der dem Volke die Einsicht verschloß, daß es nur ein Glied einer großen Völkerfamilie sei, von Anbeginn an geherrscht habe in dem Lande, in dem die Völker die Wiege ihres Geschlechtes zu suchen gewohnt sind.

Das geschärfte Auge vorurteilsfreier Kritik liest aus den halbmythischen Berichten über die Urzeit Babyloniens heraus, daß ursprünglich eine Vielzahl gleicher Staaten bestand, die ihren Mittelpunkt in den Heiligtümern der großen Götter hatten, um welche die Städte Babylons allmählich erwuchsen. Aus dem Priesterstande scheinen sich die ersten Könige erhoben zu haben, und noch in späterer Zeit stehen im Titel der babylonischen Könige die Priesterwürden obenan [2].

Der erste, der etwas deutlicher hervortritt aus der Reihe der halb mythischen Könige ist Sargon, König der Stadt Agade, d. i. Akkad. Eine verhältnismäßig junge Inschrift setzt seine Regierungszeit in das Jahr 3750

[1] H. Brunner, Deutsche Rechtsgeschichte II (Leipzig 1892), 5. Julius Kaerst, Studien zur Entwicklung und theoretischen Begründung der Monarchie im Altertume in der Histor. Bibliothek VI (1898), 1.

[2] Ed. Meyer, Geschichte des Altertums I (Stuttgart 1884), 159.

vor Christus. Von ihm erzählt gleichfalls eine späte Inschrift, die wohl den Anfang einer Annaleninschrift bildet, daß er seinen Vater nicht gekannt habe, und daß seine Mutter ihn in einem Korb aus Schilfrohr im Euphrat ausgesetzt habe. Akki, der Wasserträger, habe ihn herausgezogen, und durch den Schutz der großen Göttin Istar sei er König geworden. Auf diesen gleichen Sargon wird das große, aus zweiundsiebenzig Tafeln bestehende Hauptwerk der Astronomie zurückgeführt; er soll Elam und das Westland bekriegt, die Rebellen in Babylon niedergeworfen, das Meer der untergehenden Sonne, d. i. das Mittelländische Meer, befahren und ein mächtiges Reich aufgerichtet haben. Was von diesen Nachrichten wahr ist, können wir nicht beurteilen; nur so viel wissen. wir noch bestimmt, daß sein Sohn Naramsin sich in einer Inschrift „König der vier Weltgegenden" nennt, ein Titel, der von den späteren babylonischen Königen geführt wird[1].

Neuerdings[2] ist nun für eine ganze Reihe von Fällen — einer Verallgemeinerung möchte ich, was ausdrücklich bemerkt sei, nicht das Wort reden — der Nachweis versucht worden, daß die Errettung durch die Truhe oder durch einen Fisch, ein mythologisches Motiv, das sich sehr oft wiederholt, nichts anderes bedeutet als das Aufsteigen des Lichtgottes. Den Babyloniern war eine derartige Vorstellung geläufig. Bereits Berosus, Priester des Bel-Merodachtempels zu Babylon zur Zeit Alexanders des Großen, berichtet in seiner Chaldäischen Archäologie[3], im ersten Jahre nach der Schöpfung sei aus dem erythräischen Meere ein Wesen Namens Oannes aufgestiegen, ein Zwitter zwischen Fisch und Mensch. Dieses Geschöpf habe den Tag über mit den Menschen verkehrt und ihnen die Kenntnis der Schriftzeichen, der Wissenschaften und mannigfacher Künste, des Städtebaues und der Gesetzgebung mitgeteilt. Mit Sonnenuntergang sei dieses Wesen wieder in das Meer getaucht und habe die Nächte in der See verbracht. Dieser Gott Oannes ist identisch mit dem babylonischen Meergott Ea, dessen Hauptkultus in Eridu gepflegt wurde. Dort an der Mündung der Ströme liegt das babylonische Paradies mit dem Lebensquell und dem Lebensbaum am Zugang zur Insel der Seligen, und hier wohnt der Gott, wenn er der See entstiegen, hier an dem Orte, wo er den ersten Menschen aus Lehm formte.

So taucht hinter der Persönlichkeit des aus dem Wasser aufsteigenden und die Völker den Inbegriff aller babylonischen Weisheit, die Astronomie,

[1] Ed. Meyer, Alterthum 161 f.

[2] Näheres in den Exkursen.

[3] Fragmenta historicorum graecorum, ed. C. Müller II (1848), 496, fr. 1. 3. Vergleiche für das Folgende den vorzüglich orientierenden Artikel „Oannes-Ea" von Alfred Jeremias in W. H. Roscher, Ausführliches Lexikon der griechischen und römischen Mythologie 40. Lfg. (1899), Sp. 577 ff.

lehrenden Königs Sargon die Gestalt eines göttlichen Ordners der menschlichen Dinge auf. Ob wir aber eine direkte Übertragung mythischer Züge vom Gott auf den königlichen Helden annehmen dürfen, ist fraglich; vielleicht steht zwischen beiden als Vermittler die Heroengestalt des babylonischen Nationalhelden.

Wie Sargon unternahm der Heros des Zweistromlandes — Gilgamos, wie die einen, Izdubar, wie die andern Assyriologen das Ideogramm seines Namens auflösen, Nimrod, wie ihn fast alle ohne Angabe von Gründen nennen — große Wanderungen, und auch auf ihn sind Züge des Gottes Ea übergegangen. Er zieht hinaus, um sich vom Gotte in der Kunst der Astronomie und der Gesetzgebung unterweisen zu lassen[1], und wieder wandert er später unter vielen Gefahren in die Heimat des Gottes, um vom Lebensbaum die Wunderpflanze zu pflücken, welche den Namen trägt: „Als Greis wird der Mensch verjüngt."

Dieses Nationalepos von dem später ganz mit dem göttlichen Ahnherrn identifizierten Helden entbehrt nicht jeder geschichtlichen Grundlage. Wenn darin erzählt wird, daß fremde Eroberer die heilige Stadt Uruk gewannen und das Land arg bedrückten, bis Gilgamos nach mancherlei Fährlichkeiten unter dem Schutze des Sonnengottes und der Stadtgöttin Istar ihren Herrscher Chumbaba — ein zweifellos elamitischer Name — erschlug, so führt uns dieser Bericht in die Zeit der elamitischen Eroberungen[2].

Genug, dieser babylonische Nationalheros verkörpert fortan das Herrscherideal der Babylonier, was daraus hervorgeht, daß man wieder und wieder, wenn gewaltige Männer in der Geschichte des Zweistromlandes hervortraten, mythische Züge der Persönlichkeit und der Thaten des Helden auf diese übertrug. Er steht fortan am Anfange der Geschichte Babylons; er ist der erste Gesetzgeber, der erste Lehrer des Kreislaufes der Gestirne, der wagemutige Held, der den kühnen Zug zum Paradiese unternahm, um

---

[1] Allerdings ist es nach Smith-Delitzsch, Chaldäische Genesis (Leipzig 1876), S. 152 ff., der Rivale und Freund Gilgamos', der ihn unterrichtet. Die Erschaffung des Eabani ist, wie schon der Name darthut, ein Werk des Ea. Möglich ist es immerhin, daß die Chaldäer eine indirekte Belehrung durch den Gott und den Freund annahmen; indes scheint die ursprüngliche Annahme doch die gewesen zu sein, daß der Gott den Helden selbst unterrichtete. In der späteren „Schatzhöhle" und in der Prophetie des Pseudo-Methodius, worüber noch gehandelt werden wird, ist es Jonitus, ein wohl von der syrischen Litteratur geschaffener Noachide (Ernst Sackur, Sibyllinische Texte und Forschungen [Halle 1898], S. 15 f.), zu dem Gilgamos wallfahrt. Dieser Jonitus wohnt am Meere in dem Lande, das den Namen „Land der Sonne" trägt, wo die Sonne aufgeht. Hier scheint mir doch eine Vertauschung im späteren Mythus vorzuliegen. Ich vermute, daß der Jonitus der syrischen Quellen ursprünglich kein anderer als Oannes-Ea ist. [2] Ed. Meyer, Altertum 167.

ewiges Leben für sich zu gewinnen. Ein Zweig der vielgeästelten Sage macht ihn sogar zum Erbauer Babylons, wobei er mit dem schöpferischen Gotte Bel identifiziert wird[1].

Der erste[2] große König, der die Erinnerung an den Helden der Urzeit wieder mächtig wachrief und die Phantasie zum sagenbildenden Vergleiche anregte, ist Nabuchodonosor. Schon aus Daniels Prophetie, die ihn zum Gras essenden Tiere herabwürdigt, ergiebt sich, daß die Sage bereits früh begonnen hatte, diesen Herrscher in den Bereich ihres Zaubers zu ziehen. Spricht hier der unterdrückte Hebräer, so geht aus einer von Eusebius[3] überlieferten Stelle des Abydenus hervor, daß die griechische Tradition ihn — wie Nimrod — zu einem Herakles des Ostens machte. Bis Libyen, bis an die Säulen des Herakles läßt sie ihn vordringen; die Iberer, berichtet sie, wurden von ihm an die Küsten des Schwarzen Meeres versetzt, und was überaus wichtig ist für die universalhistorische Auffassung seiner Persönlichkeit und der durch ihn vertretenen Idee eines Weltimperiums — sie läßt ihn, vom Gotte begeistert, von den Zinnen seines Palastes aus den Babyloniern den Untergang verheißen. Ob sich auch vielleicht an seine Persönlichkeit die Sage vom entschwundenen und wiederkehrenden Kaiser angeschlossen hat? Eine merkwürdige Stelle beim Bischof Haymo von Halberstadt aus dem 9. Jahrhundert könnte dafür sprechen. Hier wird erzählt, daß Evilmerodach, der Sohn Nabuchodonosors, gefürchtet habe, sein Vater könne wieder auferstehen. „Mein Vater stirbt, wann er will, und erhebt sich wieder, wann er will,“ läßt die Legende ihn sagen[4]. Daß die

---

[1] *Eusebius*, Praeparatio evang. 9, 420 (bei *Migne*, Patr. gr. XXI, 710), identifiziert Bel mit Nimrod; letzterer hat nach einer andern Sage die Stadt nach der Erschaffung des Festlandes aus dem Urozean geschaffen. Vgl. Pauly, Realencyklopädie II² (1896), 2670. Für die Existenz einer derartigen Sage spricht auch die bekannte Genesisstelle. Ebd. II², 2669.

[2] Vielleicht ist Sargon (722—705 v. Chr.) der erste, der große Eroberer, der Asien auf die Höhe seiner Macht brachte. Wenigstens deute ich die von ihm erhaltene Inschrift, daß 350 Könige vor ihm auf dem Throne Assurs gesessen haben (Ed. Meyer, Altertum 219), in dieser Richtung. Erzählt doch auch der Priesterkönig Johannes, der mythische Held des Mittelalters, in dem ihm zugeschriebenen Briefe, daß vor ihm 365 comites gesessen seien. Beide Zahlen (vgl. darüber den Exkurs) verraten meiner Ansicht nach deutlich ihre solarische Herkunft.

[3] *Abydenus* bei *Eusebius*, Praep. ev. 9, 456. 457 (bei *Migne* l. c. 750sq.).

[4] *Haymonis*, Halberstat. episc., Comment. in Isaiam (bei *Migne*, Pat. lat. CXVI, 792): Dicunt namque, quod postquam Nabuchodonosor in suum statum est regressus, Evilmerodach filium suum, qui illis septem annis regnavit, quibus inter bestias commoratus est, posuit in carcerem, ubi fuit omnibus diebus vitae patris cum Ioachim rege Iuda captivo. Quo mortuo cum non esset ausus suscipere regnum timens patrem suum resurgere, dicens: Pater meus, quando vult, moritur,

Sage, wenn sie so das Kolossalbild Nabuchodonosors zeichnete, sich ihres ursprünglichen Helden, des großen Gilgamos, erinnerte, ist sicher; denn wir haben eine allerdings späte babylonische Sage, in der beide mit Namennennung identifiziert werden, wir haben ferner mittelalterliche Sagen, die beide gleichmäßig und mit denselben Zügen zu Repräsentanten eines blasphemischen Hochmutes machen[1]. Die interessante Prophezeiung vom Untergange Babylons hat ihr Gegenstück in dem Berichte der „Schatzhöhle", jener tiefsinnigen Schöpfung des syrischen christlichen Morgenlandes aus dem 6. Jahrhundert, nach dem Nimrods Orakel die Erscheinung eines Sternes dahin deutet, „daß ein König in Juda geboren werden würde,"[2] und ein weiteres Gegenstück in der arabischen Fassung dieses legendarischen Zuges, welche auf die jüdische Haggada zurückgeht. Nach dieser gehört der Vater Abrahams, Thárich oder Azar, zu Nimrods Umgebung, und als die Sterndeuter dem Könige verkündeten, daß unter seiner Regierung ein Knabe zur Welt kommen werde, der dereinst seine Götzenbilder zertrümmern und seinen Glauben verhöhnen werde, ließ dieser alle Neugeborenen töten. Abraham wurde jedoch erhalten und später, von Nimrod in den Feuerofen geworfen, durch göttlichen Beistand gerettet[3].

Eine völlige Auferstehung sollte die Sage am Abschlusse der Geschichte der östlichen Weltmächte feiern. Wie wir später sehen werden, wurde Zug für Zug vom Sagenbilde des Gilgamos auf den Weltheros der neuen Zeit, auf Alexander übertragen.

Wir stehen hier vorerst still zu einem kurzen Rückblicke. Das merkwürdige Fortleben der mythischen Vorstellungen über den vorgeblichen Gründer der ersten Weltmacht ist vortrefflich geeignet, die Ansicht zu beleuchten, welche die antike Welt zu Beginn unserer Zeitrechnung und vielleicht schon früher hegte, und die später zum eisernen Bestande der Historiographie des Mittel-

quando vult, resurgit: iniit consilium cum Joachim. Qui suasit ei, ut acciperet trecentas aves de diversis partibus mundi et effosso corpore patris minutatim discerpens, ligaret unicuique avi partem suam dicens: cum hae simul aves quandoque convenerint, tunc resuscitabitur pater tuus. Vgl. Kampers, Kaiseridee 177, Anm. 32.

[1] Vgl. darüber den Exkurs.

[2] Die Schatzhöhle, aus dem syrischen Texte übersetzt von C. Bezold (Leipzig 1883), 57.

[3] M. Grünbaum, Neue Beiträge zur semitischen Sagenkunde (Leiden 1893) 94. (J. v. Hammer,) Rosenöl I (Stuttgart und Tübingen 1813), 45. Die Weissagung geht auch unter Zoroasters Namen und gehört, auf älteren Vorlagen fußend, den ersten christlichen Jahrhunderten an. Vgl. E. Kuhn, Eine zoroastrische Prophezeiung im christlichen Gewande, im Festgruß an Rud. v. Roth (Stuttgart 1893) 217, und Kampers, Die Idee von der Ablösung der Weltreiche, im Histor. Jahrbuche XIX, 531 f. Näheres im Exkurs weiter unten.

alters wurde, daß nämlich der Orient von alters her die Heimat großer Weltreiche gewesen sei. Psychologisch — und die Sage arbeitet mit feinen seelischen Instinkten — ist die Nimrodsage in ihren Wandlungen und Übertragungen nur von diesem universalhistorischen Gesichtspunkt aus zu erklären.

Daß die Ansicht der absterbenden klassischen Welt wie die ihres Erben, des Mittelalters, falsch war, daß jene Fabeleien, die von einem Weltreich als dem Anfang und nicht als dem Ende einer Entwicklung sprechen, unrichtig sind, und daß auch in jenen Ländern, wie schon das Institut der Stadtkönige am Anfange der babylonischen Geschichte erkennen läßt, eine selbständige Entfaltung der Eigenart und des nationalen Lebens der Völker ursprünglich vorhanden war [1], das ist hier nicht Gegenstand unserer Würdigung. Eine Thatsache interessiert uns, daß nach dem Vorherrschen der Assyrermacht der Denationalisierungsprozeß im Osten immer weiter fortschreitet. Das bedeutet für das Leben der Völker, „daß, wenn früher Nationalität, Politik und Religion eng und untrennbar verbunden waren, sie jetzt völlig auseinanderfallen und ihre eigenen Wege gehen. Das Staatsleben löst sich los vom Volkstum, die Politik verfolgt rein individuelle Ziele". Das babylonisch-assyrische Weltreich auf seinem Höhepunkte zeigt, wie schon jene traditionelle Glorifizierung der späteren Herrscher darthun könnte, einen Stillstand in der kulturellen Entwicklung. Der Blick der Völker ist einseitig rückwärts gerichtet zu der goldenen Zeit, in welcher die Helden lebten und Zwiesprache mit den Göttern pflegten; in die Zukunft wirft die Phantasie keinen die Hoffnungen und die Thaten weckenden Lichtstrahl. Alles erstarrt gewissermaßen zum Ornamentalen, wie in der Kunst die Haare an den Bildern der Löwen und Stiere, wie die Linien an den Kolossalbildern der Könige und Heroen, und eine erstarrte zeremonielle Pracht kleidet die Idee des unnahbaren, aber keiner Entwicklung mehr fähigen assyrischen Königtums, das sich zur Weltherrschaft berufen wähnte, ein.

Zweifellos hat das Zweistromland — Ägypten dürfte nur indirekt beteiligt sein — aber doch in dieser Idee eines universalen Imperiums dem ausgehenden Altertume und dem Mittelalter ein der Ausbildung und Umgestaltung fähiges Erbe hinterlassen. War es auch oft nur ein leeres Wort, wenn sich die Herrscher des Ostens „Könige der vier Weltgegenden", die „Könige der Völker", die „Könige der Welt" nannten, die Idee eines Weltreiches hatte hier zuerst Gestalt angenommen.

Dem Parsismus und dem Judentum blieb es vorbehalten, diese Idee zu durchgeistigen, zu vertiefen und zu veredeln.

---

[1] Vgl. die geistvolle Rekapitulation Ed. Meyers a. a. O. 618f.

Eine Fülle neuer Ideen brachte der Parsismus in das Land der blind dienenden Knechte Babylons, auch Ideen, welche geeignet waren, einer universalgeschichtlichen Auffassung die Wege zu bereiten. Er lehrte — und das darf als wesentlicher Bestandteil der mazdayasnischen Religionsanschauung zur Zeit der Achämeniden gelten[1] —, daß die Weltgeschichte sich in einem Zeitraum von 12000 Jahren abspielen werde, welche Zeit in vier gleiche Perioden zerfalle. Des weiteren lehrte er, daß Ahura Mazda, der Gott des Lichts, mit Angra Maynu, dem Gott der Finsternis, in dieser Zeit einen unaufhörlichen Kampf ausfechte. Aber am Ende des vierten Zeitraumes wird Angra Maynu niedergeworfen; bevor jedoch das geschieht, darf er nach Plutarch[2] seine Macht auf eine Höhe treiben, die alles Unheil, das er bisher über die Menschheit gebracht hat, noch übersteigt. Dann aber kommt der iranische Messias, der Saošyas, der von der Jungfrau Eredhatfedhri aus dem Stamme der Frommen am Ende der Tage auf dem Gottesberge in wunderbarer Weise während eines Bades vom Samen Zarathustras empfangen wird[3]. Inmitten dieses Dualismus zwischen Helle und Finsternis ist der mit freiem Willen begabte Mensch gestellt, um sich für das eine oder für das andere Prinzip zu entscheiden. Die Iranier wählten das Licht; ihr Ziel ist, für Ahura Mazda die Welt zu erobern und nach dem Vorbilde des Lichtreiches zu ordnen und zu erhalten.

Damit ist das universale Königtum in Beziehung gesetzt zu der gesamten Menschheitsgeschichte; das universale Königtum erhält dadurch eine weltumfassende Aufgabe, einen Weltberuf; die Geschichte muß auf Grund dieser Lehren als ein Ganzes erfaßt werden. Diese geläuterte Weltanschauung mag es erklären, daß der mächtigste Träger derselben, der große Cyrus, die Augen der Welt auf sich zog. Ihn nannten seine eigenen Völker, die er aus kleinen Verhältnissen zur Weltherrschaft geführt hatte, Vater[4]; die Juden, denen er den Gottesdienst zurückgab, feierten ihn als Gesalbten des Herrn[5]; die Hellenen endlich sahen in ihm das Musterbild eines Herrschers und Gesetzgebers[6].

Aber weder ein Cyrus noch der spätere Darius brachten es dahin, daß diese mazdayasnische Lehre die Nationen, welche sie unter ihrem Scepter vereinigt hatten, aus der Jahrhunderte bereits andauernden Lethargie auf-

[1] Erik Stave, Über den Einfluß des Parsismus auf das Judentum in Verhandelingen uitgeg. door Teyler's godgeleerd Genootschap, nieuwe ser. XVI (1898), 145.

[2] *Plutarch,* De Iside et Osiride c. 42. Stave a. a. O. 146.

[3] Vgl. Kuhn a. a. O. 219.

[4] Herodot 3, 89. 160. Ferd. Justi, Geschichte Irans im „Grundriß der iran. Philologie" II (1897), 423. [5] U. a. Jſ. 45, 1.

[6] *Aischylos,* Pers. v. 765 sq. Vgl. auch das weiter unten über Xenophon Gesagte.

weckte. Zweifellos schloß diese Religionsanschauung der Perser ein mächtiges Element zur Fortbildung universalhistorischer Ideen in sich[1]; aber die Teilnahmlosigkeit der Völker erstickte die vielversprechenden Keime. Indes hatten die Ideen doch nicht vergeblich gewirkt; sie haben in ihrer Art und in ihrem Herrschaftsgebiete die Stimmung vorbereitet zur Aufnahme der gewaltigen messianischen Lehre des Judentums und der mit dieser zusammenhängenden imponierendsten Geschichtsauffassung der alten Welt.

Das oft so wunderbare Spiel der in der Weltgeschichte wirkenden Mächte hat es dahin gebracht, daß gerade im Schoße des exklusiv nationalen Judentums der Gedanke des Weltimperiums ausreifen sollte. Weit weltumfassender noch als die parsistische, war die Geschichtsauffassung, zu der sich das jüdische Volk aus seinem merkwürdigen religiös-nationalen, selbstgefälligen Sonderleben losgerungen hatte. Diese einzigartige Geschichtsauffassung umfaßte Vergangenheit und Zukunft, Ursprung und Ende der menschlichen Geschicke in ihre Darstellung. Man mag über die Entstehungszeit des Buches Daniel streiten, man mag mit den späteren Exegeten über die Auslegung der darin enthaltenen Prophezeiung rechten; eins wird man demselben aber niemals strittig machen können, daß es, wenn auch nicht zum ersten Male, so doch in einer bisher nicht vernommenen Stärke dem Gefühle der Menschheit Ausdruck verlieh, indem es in der Entwicklung der gesamten Menschheit ein zeitlich begrenztes Drama sieht, das der Ewige zu einem bestimmten Zwecke leitet. Die welterschütternden Übergänge der großen Weltreiche bilden die Handlung dieses Dramas, dessen Katharsis in dem überall durchblickenden Gedanken der kommenden messianischen Sabbatzeit des Friedens liegt.

Bekanntlich unterscheidet Daniel vier große Epochen der Weltgeschichte, die durch vier große Monarchien bezeichnet werden. Man hat sich daran gewöhnt, diese Weltreiche auf das babylonische, medo-persische, griechische und römische zu deuten, vornehmlich, seit Walafried Strabo († 849) diese in die früheste christliche Zeit zurückreichende Deutung in die sogen. Glossa ordinaria aufgenommen hat[2]. Schon Flavius Josephus, welcher ausdrücklich als das erste der Danielischen Reiche das babylonische nennt, als das zweite das medo-persische andeutet und im dritten das Reich Alexanders des Großen sieht, scheint auch im vierten das römische Weltreich erkannt zu haben[3]. Ob diese Deutung aber der vorchristlichen jüdischen Exegese entsprach, muß füglich bezweifelt werden. Derselbe Josephus weiß auch zu erzählen, daß

[1] Max Büdinger, Die Universalhistorie im Altertume (Wien 1895) 14.

[2] F. Düsterwald, Die Weltreiche und das Gottesreich nach den Weissagungen des Propheten Daniel (Freiburg 1890) 30.

[3] *Iosephus,* Ant. Iud. 10, 10, 4.

Alexander nach der Eroberung von Gaza Jerusalem besucht und dem Hohenpriester, der ihm zeigte, wie sich Daniels Prophezeiung an ihm erfüllte, große Ehren erwiesen und darauf sogar im Tempel geopfert habe. Diese Legende, in der doch wohl irgend ein historischer sagenbildender Kern steckt[1], spricht durchaus dafür, daß die ursprünglich jüdische Auslegung identisch war mit der des hl. Ephraem, welcher als die vier Weltreiche das babylonische, das medische, das persische und das griechisch-syrische bezeichnet und auf diese Auffassung sein ganzes für die weitere Entwicklung so bedeutsames eschatologisches System aufbaut[2]. Der junge Welteroberer würde — selbst vorausgesetzt, daß wir es mit einer Anekdote zu thun haben — den Hohenpriester sicherlich keiner Ehrenbezeugung gewürdigt haben, wenn dieser ihm statt der höchsten Machtentfaltung des vierten Reiches die baldige Vernichtung seines dritten Weltreiches in Aussicht gestellt hätte.

Eine befriedigende Erklärung dieser Danielischen Prophetie von den Weltreichen ist bis heute nicht gelungen[3]. Das scheint den Anlaß zu der Annahme dargeboten zu haben, daß sein Periodenschema dem Parsismus entlehnt worden sei[4]. Wir gehen an dieser Frage vorüber, da es uns genügt, gezeigt zu haben, wie im Orient die universalgeschichtliche Auffassung Wurzel faßte. Auch die Frage streifen wir nur, wann das Buch Daniel entstanden ist. Die herrschende Hypothese der protestantischen Exegeten, daß dieses Produkt glühendster messianischer Sehnsucht erst unter Antiochus Epiphanes abgefaßt sei, mag für den uns vorliegenden Text durchaus am Platze sein, indes enthält dieser Text sicher altes Gut, was gleichfalls einige protestantische Exegeten zugeben[5]. Daß gerade die uns interessierende Periodisierung der Weltgeschichte einer Zeit angehört, in der eine Weltmacht im Sinken und

---

[1] Zu dieser von meinem Aufsatz über die Ablösung der Weltreiche (a. a. O. 526) abweichenden Ansicht bin ich aus Gründen, die ich im Exkurs darlege, gekommen. Ich stelle mich deshalb noch nicht auf den Standpunkt Düsterwalds (a. a. O. 28), der die betreffende Nachricht des Josephus als historisches Faktum ansieht. Für eine Legende hält die letztere A. Büchler, La relation de Josèphe concernant Alexandre le Grand in der Revue des études juives XXXVI (1898), 15.

[2] *Ephraem Syri* Opera omnia II (Romae 1740), 203 sq. Düsterwald a. a. O. 32.

[3] Vgl. außer den in Betracht kommenden Kommentaren noch Ad. Kamphausens Zusammenstellung in „Das Buch Daniel und die neuere Geschichtsforschung" (Leipzig 1893) 19f.

[4] Stave a. a. O. 181.

[5] Vgl. u. a. C. v. Orelli, Die alttestamentliche Weissagung von der Vollendung des Gottesreiches (Wien 1882) 521, der namentlich die Vierzahl des Periodenschemas für älter als die Entstehungszeit des Buches selbst hält. G. Behrmann, Das Buch Daniel im „Handkommentar zum Alten Testament" (Göttingen 1894) S. XIV sagt, daß es zwar unter Antiochus abgefaßt sei, aber ältere Überlieferung berge.

eine neue im siegreichen Aufsteigen begriffen war, das verlangt der ganze Tenor der Schrift, und ich glaube nicht, daß dieser Annahme, die sich auch in der Legende von Alexanders Besuch in Jerusalem ausprägt, ernstliche Gründe entgegengehalten werden können.

Eins ist gewiß: bevor noch Alexander der Große den Samen hellenistischer Ideen im Oriente ausstreute, waren hier der Gedanke der Menschheit und der Gedanke eines großen Erlösers derselben Begriffe geworden, welche die religiösen Systeme der Parsen und Juden sich aneigneten. Die gewaltige Idee der Civitas Dei und ihres Gegenbildes auf dieser Erde, das Traumbild, in dem die ganze mittelalterliche Geschichts- und Weltauffassung sich verlor, lebt hier auf; unvollkommen bei den Persern, welche das Nebeneinanderbestehen beider, die Verkörperung beider in zwei entgegengesetzten Persönlichkeiten annahmen, vollkommener bei dem Volke, das der Welt den vollkommensten Gottesbegriff geben sollte. Hier ist die Idee weit weltumfassender; Weltreich und Gottesreich können bei Daniel nicht nebeneinander in dieser Welt bestehen. „Wenn jenes triumphiert, dann ist das Volk Gottes vom Untergange bedroht, und wenn dieses vom Himmel herniedersteigt und in seiner wahren Wirklichkeit offenbar wird, dann muß jenes unbedingt zu Grunde gehen.“[1] Das Reich Gottes ist eigentlich himmlischen Ursprunges und wird wie durch ein Wunder auf die Erde zur wartenden Gemeinde herniedersteigen, welch letztere sich nur durch treuen Gehorsam gegen Gottes Willen zu seinem Empfange bereit zu zeigen braucht[2]. Der Dualismus erhält hier, im Gegensatz zu der parsistischen Auffassung, einen überirdischen Charakter. Von einem Weltgericht und darauf folgender Welterneuerung, wie sie bei Isaias[3] hervortritt, vernehmen wir bei Daniel nichts; indes zeigt uns die ganze apokalyptische Richtung der jüdischen Schriften, daß etwas Derartiges auch bei Daniel vorausgesetzt wurde, und daß es den unsichtbaren Hintergrund des apokalyptischen Schlußaktes bildet. Deutlich ausgesprochen findet sich nur der Gedanke, daß das Reich Gottes bei seinem Eintritt in die Welt der Macht des Bösen ein Ende bereiten wird. Sowohl in dieser Teilprophetie, wie in dem Tenor der Gesamtverheißung läßt sich ein Fortschritt innerhalb der apokalyptischen Erwartung des jüdischen Volkes vom Nationalen zum Universalen feststellen; es ist nicht mehr in der Folgezeit bloß die Rede von Israels Herrlichkeit in seinem eigenen Lande oder schlechthin auf dieser Erde in verklärter Natur[4].

Wir haben hier das Ergebnis jenes Entwicklungsprozesses vor uns, den Eduard Meyers Meisterhand uns unlängst in seinen Grundlinien skizzierte[5].

[1] Kap. 2 u. 7. Stave a. a. O. 183. [2] Stave a. a. O. 184 f. auch für das Folgende.
[3] Is. 34, 4; 65, 17; 66, 22. [4] Is. 11.
[5] Ed. Meyer, Geschichte des Altertums III (Stuttgart 1901), 168 f.

Mit der Vernichtung des nationalen Staates und dem Aufhören des staatlichen Lebens, so folgert dieser Gelehrte, fällt die politische Seite der Gottheit weg, und der allgemeine Begriff bleibt übrig. Dadurch wird die Religion befähigt, über die alten nationalen Grenzen hinaus zu greifen; „die Verehrer einer jeden Gottheit sind nicht mehr die in ihren Dienst hineingeborenen Volksgenossen, die nur durch sie existieren, sondern es sind die, welche sich zu ihr bekennen und an ihr festhalten, seien sie Volksgenossen oder nicht." „Jeder Kultus beansprucht jetzt der höchste, womöglich der einzig berechtigte, jede Gottheit eine kosmische Macht zu sein." Aus diesem Entwicklungsprozesse gehen nicht nur die gesamte religiöse Auffassung der Welt und der Menschen, sondern vornehmlich auch jene eschatologischen Vorstellungen geläutert hervor, die vornehmlich das religiöse Empfinden des jüdischen Volkes zum Ausdruck brachten.

Die Verheißung eines königlichen Erlösers und eines Friedensreiches ist nun der einzige Lichtpunkt in diesem eschatologischen Bilde, das durch das Schuldbewußtsein des jüdischen Volkes eine so trübe und die Gemüter schreckende Färbung erhielt. Der Messias selbst, der die Länder der Welt zum Gottesreiche mit Jerusalem als theokratischem Mittelpunkte zusammenraffen soll, erscheint als ein mit besondern Gaben und Kräften ausgerüsteter menschlicher Herrscher.

So finden wir auch bei den Juden die Idee des Weltimperiums wieder; hier spielt dasselbe in der großen geschichtsphilosophischen Spekulation die entscheidende Rolle am Ende der Tage; hier wird es zum Mittelpunkt der ersehnten Civitas Dei auf Erden. In dieser Entwicklung liegt der Keim der römischen Erwartung eines Sonnenkaisers, eines Erneuerers des goldenen Zeitalters, in ihr liegt auch der Keim zu dem ergreifenden Traum des Mittelalters vom großen Kaiser, welcher der Welt den Frieden bringen wird.

So bewahrte der Orient die Idee der universalen Weltherrschaft. Dort war sie ausgeprägt in den starren Formen eines archaischen Despotismus, der in der mythischen Überlieferung und einer Jahrhunderte lang unveränderlichen und unveränderten Tradition seine Legitimation suchte und fand; hier vermählte sie sich mit der gewaltigen Erlösungsidee der Menschheit, wurde herausgerissen aus dem engen und keiner Wandlung fähigen Vorstellungskreise eines ewigen Kampfes zwischen gut und böse und zum messianischen Ideal einer erlösungsfähigen Menschheit erhoben. Sage und Prophetie waren somit nicht zuletzt berufen, dieses gewaltige Kulturgut des Ostens zu hüten. Da sollte das Griechentum dem Oriente den Mann senden, dessen schimmernde Heldengestalt, dessen märchenhafte Erfolge die Geister fortrissen, der da der erstarrten Sage wieder frisches Leben einhauchte, und



an den sich Jahrhunderte hindurch die nie verstummende apokalyptische Hoffnung der Menschen im Osten und Westen anklammern sollte.

Aus der Dämmerungsstimmung mythischer und eschatologischer Träume führt uns die Heldengestalt Alexanders des Großen in die sonnige Welt griechischer Kalokagathie. Sehen wir dort einen starren und schrankenlosen Despotismus die großen Ländermassen Asiens zusammenhalten, so bemerken wir hier, wie Aristokratie und Demokratie in kleinen Stadtstaaten Meisterwerke freier und differenzierender Staatsformen schaffen [1]; sehen wir dort Knechtssinn und Vergöttlichung des Monarchen, so bemerken wir hier einen schrankenlosen und wandlungsfähigen Individualismus [2]. Indes sollte gerade aus diesem Individualismus eine monarchische Idee geboren werden, die zwar ganz anders geartet war wie die des Orients, die aber immerhin geeignet war, einer cäsaristischen Strömung das Bett zu graben und so der orientalischen Idee des Despotismus das Übergreifen nach dem Westen zu ermöglichen.

Das Streben des Individuums, die Eigenschaften, „durch die es sich dem vielköpfigen Demos überlegen wußte, zur Geltung zu bringen und die Machtmittel, die der Gesamtheit, d. h. in der Hauptsache der herrschenden Mehrheit zur Verfügung standen, für seine eigenen, persönlichen Zwecke nutzbar zu machen" [3], führte von selbst zu einer Art von Herrenmoral. In der Schule der Sophistik sollte der schon vorbereitete Gedanke Leben gewinnen, daß das Naturrecht das Recht des Stärkeren sei, „daß das Individuum, dem in seiner Natur die Mittel und Kräfte dazu gegeben seien, das Recht und die Pflicht habe, sich über die, welche von Natur zum Gehorchen bestimmt seien, zum Herrn zu erheben" [4].

Das persönliche Herrscherrecht, das auf die Vorzüge einer starken Individualität gegründet ist, tritt in die Erscheinung. Dazu kam aber noch, daß die gewaltige Geistesmacht der Philosophie bestrebt war, eine allgemein gültige Grundlage, wie für das Leben überhaupt, so für das staatliche insbesondere zu gewinnen. Eine Konsequenz dieser neuen Lehre war, daß

---

[1] Ich verfehle nicht, auf Kurt Breysigs Ausführungen in seiner soeben erschienenen Kulturgeschichte der Neuzeit II (Berlin 1901), 329 ff. zu verweisen.

[2] Ich glaube für diese meinem Studiengebiet und dem Kreise der in den Exkursen niedergelegten Untersuchungen fern liegende Frage mich eng an das schon genannte Buch von Kaerst anschließen zu dürfen. Einwendungen gegen dessen frühere Vorarbeiten konnten mich nicht überzeugen. Kaersts streng methodisches Buch überrascht durch die Klarheit und Sicherheit der Schlüsse.

[3] Kaerst S. 11 ff.

[4] Ebd. S. 16. Absichtlich verweise ich nicht auf Kaersts Citate, da ohnehin die hier für den Zweck des Vortrages nachgezeichneten Grundlinien seiner Ausführungen ein Zurückgehen auf den ganzen Text nicht überflüssig machen.

die Philosophen, „die in ihrem Denken sich selbst Gesetz, nicht der dumpfen und trüben Vorstellungswelt der Menge und den daraus abgeleiteten Gesetzen unterworfen werden dürfen“[1]. Naturgemäß ergab sich daraus die weitere Theorie, daß nur derjenige, der den Begriff der Gerechtigkeit erfaßt hatte, als Bürger im höheren Sinne angesehen werden könne.

Die cynische Schule war es, welche auf Grund dieser Lehre den König und den Weisen in einer Art gleichsetzte; sie war es auch, die ein Idealbild des Königtums entwarf, dessen Farben sie ihrem Lebensideal entnahm. Der König ist nach dem späteren Dio Chrysostomus, welcher auf cynischer Grundlage baut, der beste der Menschen, der tapferste und gerechteste und menschenfreundlichste, durch keine Mühe und Begierde zu überwinden; ein König, der nicht von königlicher Gesinnung ist, der ist seiner Ansicht nach eben kein König[2]. Schon Antisthenes, von den Alten vielleicht nicht ganz mit Recht zu den Klassikern des sokratischen Dialogs gerechnet[3], zeigt an der Heroengestalt des Herakles, wie sich seinem philosophischen Geiste ein derartiges Königtum darstellt.

Wenn auch die eigentümlich ethische Idee der Monarchie, wie sie in dem von den Philosophen vielgebrauchten Bilde vom Hirten und der Herde[4] uns entgegentritt, vielleicht gegebenenfalls die Brücke schlagen konnte zwischen dem abstrakten philosophischen Ideal einer höchsten Entfaltung des Menschentums und dem realen politischen Königtum, so ist doch diese ganze Entwicklung der monarchischen Idee auf griechischem Boden eine völlig ungeschichtliche, ebenso ungeschichtlich wie die kosmopolitische Richtung des Denkens, die sich von vornherein vom Boden geschichtlicher Realisierung weg in die Traumwelt der Cyniker verlor. Durch die Voraussetzung, daß die ganze Welt die Heimat des Philosophen sei, wird die Idee des Staates sofort negiert; durch die weitere Voraussetzung, daß die universale Welt erst insofern, als sie den Schauplatz für Leben und Wirken des Weisen abgiebt, wirkliche Bedeutung erhält, wird auch die kosmopolitische Idee eines Welt- und Menschheitsganzen ihres wesentlichen Inhaltes beraubt. Diese ganze Ideenentwicklung, so unhistorisch sie war, hat aber dennoch dem macedonischen Königtum und Weltimperium den Boden bereitet. Dazu half vielleicht noch nachhaltiger eine innerpolitische Bewegung mit, welche, neben dieser rein philosophischen herlaufend, unwillkürlich demselben Ziele, der Monarchie, entgegenstrebt.

Die Demokratie war unter der Maske der Gleichheit zur Tyrannei ge-

---

[1] Kaerst S. 18. [2] Ebd. S. 32.

[3] Rud. Hirzel, Der Dialog I (Leipzig 1895), 118f.

[4] Vgl. hierzu auch *Xenophon*, Memor. 1, 2, 32; 3, 2, 1; Cyrop. 1, 1; *Plutarch.*, De fort. Alex. 1, 6. Hirzel a. a. O. 163.

worden; die darum wachsende antidemokratische Stimmung charakterisiert das dem Alcibiades zugeschriebene Wort, daß die Demokratie eine unter allen Verständigen anerkannte Thorheit geworden sei[1]. Zwischen Demokratie und Plutokratie öffnete sich eine tiefe Kluft, und die Frage drängte sich auf, ob es denn nicht möglich sei, über beide hinaus zu Formen staatlichen Lebens zu gelangen, welche eine Erlösung aus den inneren Kämpfen brächten. Soziale Utopien und Organisationspläne zum Aufbau einer ganz neuen Staats- und Gesellschaftsordnung verraten die Sehnsucht nach einer Systemänderung und unterstützen die auf die Bildung eines Herrscherideals gerichtete philosophische Spekulation.

Das Traumbild der Philosophen gewinnt in der historischen Litteratur festere Umrisse, wenn auch vorerst nur Xenophon es wagt, als Wortführer monarchischer Ideen aufzutreten. Indem er in seinem Dialog „Hiero“ energisch darauf hinweist, daß der Alleinherrscher zum Wohlthäter seines Volkes werden kann, stellt er neben das Tyrannenbild, wie es sich der Demos mit abschreckenden Formen ausmalte, ein gleiches mit hellen Lichtseiten. Vor seiner Seele steht das Cyrusideal; je mehr die wirklichen Einzelzüge der großen That seines Lebens, der Heimführung der Zehntausend, vor dem geistigen Auge des Alternden verblassen, um so mehr wächst vor ihm die Figur des jungen Perserprinzen, der Seele der Expedition. Selbst das Sokratesideal verschwindet hinter der wachsenden Gestalt des Barbarenfürsten[2]. Cyrus der Jüngere, dessen ritterlicher Geist inmitten der verkommenen Sitten des Orientes die Augen der ganzen Welt auf sich gezogen hatte, ist es wohl gewesen, der seinen Biographen wieder politischen Erwägungen zuführte. Ohne es direkt auszusprechen, neigt er dem monarchischen Prinzip zu; auch ihm erscheinen, gleich seinen Schulgenossen, den Cynikern, die menschlichen Staatswesen im Bilde von Herden mit einem Hirten. Vielleicht erwartete er von seinem Lieblingshelden, dem jüngeren Cyrus, die Verwirklichung eines Idealstaates, vielleicht hatte auf ihn, wie auf den Perserprinzen, die welthistorische Gestalt des älteren Cyrus Eindruck gemacht, der die Weltmächte des Ostens unter sein Gebot zusammenschloß, und dessen Reich noch fortbestand und immer noch Anspruch auf die Weltherrschaft erhob; vielleicht erklärt es sich so, daß in dem Herrscherspiegel, den Xenophon seinen Landsleuten vorhielt, und in welchem er das Musterbild des aufgeklärten Absolutismus zeichnete[3], der alte Cyrus Züge trägt, die an

[1] Thucydides 6, 89. Rob. Pöhlmann, Aus Altertum und Gegenwart (München 1895) 254 f.

[2] Hirzel a. a. O. 160 f. Auch für das zunächst Folgende.

[3] Auch der Sokratiker Antisthenes machte den älteren Cyrus (Hirzel S. 122 Anm. 2 scheint mir durch Kaersts S. 30 Anm. 2 beigebrachte Gegengründe in seiner

den späten Enkel lebhaft erinnern und geradezu als des letzteren ins Kolossale und Ideale gezeichnete Porträt erscheinen können. Xenophons Augen blieben unentwegt auf den Orient gerichtet, in dessen geheimnisvoller Phantastik er die Verwirklichung idealer Zustände suchte[1]. In dieser Hinsicht wird auch er getragen von der romantischen Strömung seiner Zeit. Der Trieb zum Idealisieren wohnte nicht allein in seiner Brust; auch sonst suchte man denselben zu befriedigen, vornehmlich durch Anknüpfung an ältere Überlieferungen. Die Vorstellungen von dem Wunderland der glücklichen Hyperboreer jenseits der rhipäischen Berge gewinnen in der idealisierten Schilderung der Völker bei Ktesias neue Formen; in der Unzufriedenheit mit den politischen Verhältnissen der Gegenwart erinnerte man sich der Riesengestalt des Herakles, den man zum Muster eines Königs und zum Vorbild für den Welteroberer und Weltbeherrscher machte[2].

Nicht ohne Absicht haben wir an der Hand der kundigen Führer Kaerst und Hirzel hier eine Frage berührt, die nicht direkt in den Bereich unseres Themas zu gehören scheint. An sich ist dieser Gegensatz zwischen Ost und West überaus interessant und weltgeschichtlich bedeutungsvoll. Dort die Herrenmoral in ihrer extremsten Form, die jede individuelle Regung im Keime erstickt, hier eine Herrenmoral, die gerade das Individuum auf den Schild erhebt. Freilich war auch der Hellenismus reif geworden für den monarchischen Gedanken, trotz des Wortes des Euripides in den Schutzflehenden[3]: „Nichts schädigt mehr den Staat als Herrschaft eines Mannes, wo, was doch allem vorgeht, kein gemein Gesetz besteht, ein Herr ist, welcher das Gesetz in sich allein hat, sodaß nimmer gleiches Recht besteht.“ Wie anders jedoch prägte sich dieses Königtum des Weisen aus als jenes

---

Annahme widerlegt zu sein, daß die Schrift Cyrus den Jüngeren im Auge gehabt habe) zum Gegenstand einer Schrift: Κῦρος ἢ περὶ βασιλείας. Pöhlmann (a. a. O. 265) verweist dabei auf Wilamowitz, der in seiner Göttinger Festrede (1886, S. 12) die bei Dio Chrysostomus (1, 84; vgl. auch 1, 60, ed. *I. de Arnim* I [Berolini 1893], 16. 11) sich findende Parabel, welche die Gewinnung des Herakles für das Ideal des wahren Königtums darstellt, das „möglichst viel Glück und unter möglichst vielen“ zu verbreiten sucht, auf diesen Antisthenes oder wenigstens auf „cynische oder altstoische Dichtung“ überhaupt zurückführt.

[1] Hirzel a. a. O. 163.

[2] Wenn Kaerst S. 31 sagt, daß er das erst in der Zeit Alexanders geworden ist, so möchte ich doch eher glauben, daß die angeführte Angabe Dios, Zeus habe dem Herakles erlaubt, über das ganze Menschengeschlecht zu herrschen, die Ansicht der cynischen Schule vor Alexander wiederspiegelt. Mir erscheint es nicht wahrscheinlich, daß die Alexanderhistoriker die Züge ihres Helden auf den mythischen Heroen übertrugen, sondern daß umgekehrt verfahren wurde.

[3] V. 429 ff. Übersetzung nach Hug, Studien aus dem klass. Altertum I (Tübingen 1881), 73. Kaerst S. 5.

verknöcherte Königtum der assyrischen und persischen Weltmacht, das nur mit dem Knechtssinn zu rechnen hat, oder als jenes hierarchische, messianische Königtum, dem die der Gegenwart und der realen Wirkungssphäre des Individuums abgewandte und nur der Zukunft lebende hebräische Welt die Wege zu ebnen suchte. Da kam der wiedererschienene Dionysos, oder wie ihn sonst die hingerissenen Zeitgenossen nannten, da kam Alexander der Große in die Welt und trug den Sieg in die Länder des Ostens. Seine alles überragende Persönlichkeit trat zwischen diese Gegensätze, und fußend in den Machtmitteln seines urwüchsigen Königtums vereinigte er, ob bewußt, ob unbewußt, die monarchischen Ideen der Griechen, der Perser und der Juden zu einer neuen Idee, welche berufen war, fascinierend auf die Nachwelt zu wirken.

Die babylonische Sage und die jüdische Prophetie bemächtigten sich, wie wir sehen werden, wie berauscht der Heldengestalt des Macedoniers. Damit trat aber die daraus erwachsende Alexandertradition von Anbeginn an in einen interessanten Gegensatz zu den philosophischen Spekulationen griechischer Denker. Die cäsaristische Richtung der letzteren war die widerwillige Bundesgenossin des Welteroberers. Widerwillig, sage ich, denn so sehr sie diesem auch den Weg zur Weltherrschaft bereitete, so sehr Alexander auch den griechischen Individualitätsbegriff bis aufs äußerste, bis zur Göttlichkeit anspannte — der jugendfrische Welteroberer warf mit seinem bewußten Kosmopolitismus, den er mit den Mitteln einer starken nationalen Monarchie durchzuführen strebte, die ganze philosophische Schulweisheit über den Haufen. Wohl kam ihm die Tendenz der griechischen Philosophie, die rücksichtslos starke Persönlichkeit auf eine übermenschliche Stufe zu erheben, die königliche Herrschernatur des Weisen den Göttern nahe zu bringen, durchaus zu statten; aber welche Kluft thut sich auf zwischen diesem Kult des Weltheros, auf den sich das ganze reale politische Verhältnis des Unterthanen zum Herrscher aufbaut und der reinen philosophischen Abstraktion![1]

So kann es nicht befremden, einmal daß jene philosophische Gegenströmung sich der Sage, die das Bild des Königs verklärte, zu bemächtigen suchte, sodann daß sie dem Alexanderideal, dem Sage und Prophetie einen Kult im Laufe der Jahrhunderte schufen, ihr eigenes, ein Diogenesideal, gegenüberstellte. Diese bemerkenswerte Synkrisis zwischen Sage und Prophetie auf der einen und der Philosophie auf der andern Seite war es, die uns einen Blick thun hieß in die Gedankenwelt griechischer Philosophen. Aber so sehr auch diese griechische Philosophie Alexanders Königtum stützte, so sehr auch hellenischer Geist seiner Weltherrschaft eine gewaltige universal-

[1] Vgl. wiederum Kaerst a. a. O. 41 f.

und kulturgeschichtliche Bedeutung verlieh, die Idee des Weltimperiums hat nicht durch sie, sondern einmal durch jene dem Orient eigentümliche Auffassung des Despotismus und sodann durch jene Sagen und Weissagungen, deren Held der göttergleiche Welteroberer wurde, ihre charakteristische Färbung erhalten.

An sich hat der Orient in der Idee eines nicht an Raum und Zeit gebundenen Despotismus den Grundstock zur Bildung der hellenistischen Idee eines Weltimperiums hergegeben, das Alexander zweifellos sich gründen wollte. Dieses Weltreich hätte der macedonische Eindringling, „auch wenn er nicht die übermächtige Persönlichkeit gewesen wäre, die ihn nur in dem höchsten Maße der Gewalt Genüge finden ließ“, nicht anders regieren können als durch ein despotisch absolutistisches Regiment. Thatsächlich sehen wir ihn alle die Konsequenzen ziehen, welche er aus seinem Amt und seinem Ehrgeiz ziehen mußte[1].

Das Orakel des Jupiter Ammon in der Wüste proklamierte den thatenlustigen macedonischen König zuerst zum Gott, machte den Sieger damit zum legitimen Nachfolger der Pharaonen und versprach ihm zugleich als solchem die Weltherrschaft. Durch ihre Tradition gebunden, bezeichneten die ägyptischen Priester den großen Eroberer als Sohn des Gottes und einer menschlichen Mutter[2]. Rasch wurde nach älteren Vorbildern von intimen Beziehungen Ammons zur Olympias gefabelt und so dem siegreichen Eroberer ein ägyptischer Ursprung vindiziert. Das ägyptische Nationalgefühl wurde dadurch nicht verletzt; im Gegenteil, Ägypten war es, das triumphierte, weil der neue, von Ammon legitimierte König über den Erbfeind des Ostens nach der Verheißung obsiegen sollte[3]. Was aber zunächst nur für Ägypten galt, das setzte Alexander in Beziehung zu seiner immer mehr sich erweiternden Macht und machte es zum Fundament seines Weltreiches, und darin liegt die welthistorische Bedeutung der Episode beim Heiligtum in der Wüste[4]. Ein Weltreich hatte sich der große Sohn Philipps in Persien erobert, ein Königtum an sich gerissen, das nach Ansicht der herrschenden Priesterkaste, solange die Welt stand, zur Herrschaft berufen war. Alexander ergriff kraft

[1] Breysig a. a. O. 334.

[2] Vgl. den lehrreichen Aufsatz von *G. Maspéro*, Comment Alexandre devint dieu en Egypte in Annuaire de l'école pratique des hautes études 1897, S. 1ff. Ein ganz ähnliches Beispiel aus der 5. Dynastie, das Maspéro S. 23 beibringt, thut dar, daß nach der Kasuistik der Oase der Gott zur Fortpflanzung seiner Rasse sich nicht immer einer Frau aus königlichem Blute zu bedienen brauchte.

[3] Vgl. den charakteristischen Jubelruf der Ägypter im Pseudo-Kallisthenes 2, 27: Εὐφημοῦντες δὲ καὶ χαίροντες· „Πάλιν ἄρχει Αἴγυπτος“ ἔλεγον. *Maspéro* l. c. 25.

[4] Kaerst a. a. O. 49f. gegen Bened. Niese, Zur Würdigung Alexanders des Großen in der Histor. Zeitschrift, N. F. XLIII (1897), 22f.

seiner Göttlichkeit Besitz von dieser Herrschaft und suchte das kosmopolitische Prinzip, dessen rudimentäre Formen er in Babylonien vorfand, nicht im Sinne der ins Nebelhafte sich verlierenden kosmopolitischen Richtung der griechischen Philosophie, wohl aber im Sinne einer auf das Erreichbare zielenden, von hellenischem Geiste geläuterten Realpolitik durch seine mystische Legitimation durchzuführen[1]. Diese Realpolitik mußte, wie wir schon bemerkten, naturgemäß zu einem Dualismus führen zwischen dem Weltbürgertum der griechischen Philosophie und der Weltherrschaft des hellenischen Monarchen, zwischen dem Göttlichen im Philosophen und der Göttlichkeit des Weltherrschers. Alexanders Streben nach einem universalen Königtum blieb der griechischen Philosophie auch später noch, als sie in der Lehre der Stoa der kosmopolitischen Idee einen weit positiveren Inhalt gegeben hatte, streng genommen fremd, wenngleich dieselbe die geistige Stimmung auch in der Folgezeit in einer Weise beeinflußte, daß der große Gedanke eines Zusammenschlusses der gesamten Menschheit unter einem einzigen Scepter, ein Gedanke, den Alexander versucht hatte in die That umzusetzen, lebendig blieb. Dem jüdischen Volke war es vorbehalten, dieses kosmopolitische Königtum Alexanders in Beziehung zu setzen zu der gewaltigen Idee der Menschheit, wie sie bei Daniel ausgeprägt vorliegt, indem es unter Furcht und Hoffen jenem großen apokalyptischen Bilde der Weltgeschichte, dessen Grundzüge der Ewige nach einem bestimmten Zwecke entworfen hat, die Gestalt des jungen Weltherrschers einreiht.

Seit Jahrhunderten war Israel wegen seiner geographischen Lage der Spielball der chaldäischen und der ägyptischen Weltmächte gewesen. Unter schweren Drangsalen hatte die Nation sich an ihrem mehr und mehr abgeklärten Gottesbegriff immer wieder aufgerichtet, und unter dem Drucke der Verfolgungen war der Geist der Prophetie erwacht und verhieß dem geprüften Lande nach dem letzten Ansturme der wilden Völker Gog und Magog einen Messiaskönig, der das Reich des Friedens heraufführen sollte. Alexander, der sich mit einem Schlage der ägyptischen Herrschaft bemächtigt hatte, wurde alsbald als der Messiaskönig angesehen, der die beiden feindlichen Völker endgültig bezwingen sollte. Fußend in der prophetischen Tradition kleiden ein Vaticinium unter dem Namen des Elias oder dem des Daniel oder vielleicht zwei Weissagungen unter diesen beiden Namen die Hoffnungen ein. Die Eliasapokalypse[2], ein durchaus jüdisches Produkt, das später von christlicher Seite interpoliert wurde, führt uns mitten in jene

[1] Die Art und Weise, wie Alexander seine göttliche Legitimation zur Anerkennung brachte, interessiert uns hier nicht. Verwiesen sei dafür noch auf die These von *E. Beurlier*, De divinis honoribus quos acceperunt Alexander et successores eius. Paris 1890.

[2] Für das Folgende sei auf die eingehenden Exkurse verwiesen.

Kämpfe um die Hegemonie der beiden Weltmächte; sie verheißt große Kämpfe zwischen dem Assyrerkönige und dem Könige Ägyptens. Große Drangsale werden namentlich über Ägypten kommen. Dann aber erhebt sich der große König des Westens, der wie ein brüllender Löwe über das Meer läuft, von Heliopolis aus. Dieser wird den König des Frevels töten und den Namen des Herrn verkündigen. Der über das Meer laufende, von Heliopolis ausgehende König des Westens ist so deutlich gezeichnet, daß wir nicht zweifeln können, hier eine gleichzeitige prophetische Erwartung ausgesprochen zu finden. Noch deutlicher tritt Alexanders Figur in einer sehr jungen, unter dem Namen Daniels verbreiteten Apokalypse hervor, die aber zweifellos sehr altes eschatologisches Gut birgt. In einem Aufbau der Gedanken, der sich eng an das eschatologische System des Parsismus und Daniels anschließt, und an dem die Sibyllen der vor- und nachchristlichen Zeit festhielten, wird der letzte König sich von Äthiopien aus erheben und in Jerusalem seine Krone dem Höchsten wieder zurückgeben. Wie bei Daniel werden dann noch die die letzten Dinge einleitenden Kämpfe der Diadochenzeit — eine ersichtlich in dieser Zeit aus pessimistischen Motiven vorgenommene Verwässerung der zukunftsfrohen Prophetie — unter dem Bilde von vier nachfolgenden Dienern geweissagt. Daß es thatsächlich nur eine spätere Verwässerung bedeutet, thut der eng verwandte Text der Revelationen des sogen. Pseudo-Methodius dar, die in ihrer ältesten uns überkommenen Fassung dem siebenten nachchristlichen Jahrhundert angehören. Hier wird ein König prophezeit als Bringer des Friedens, dessen Name dereinst berühmt war in der Welt, den die Menschen für einen Toten halten; er wird sich erheben wie ein Mann, der vom Weinrausch erwacht. So stark war die Hoffnung gewesen, so sehr strahlte das Bild der schimmernden Heldengestalt des großen Macedoniers noch in dieser verhältnismäßig späten Zeit, daß man von seiner Wiederkehr die Rettung erwartete. Die gleiche merkwürdige Hoffnung teilt die Paraphrase eines Anonymus zu den Orakelsprüchen, die dem Kaiser Leo dem Philosophen (886—911) zugeschrieben werden. Hier erhebt sich Alexander, dessen Name sogar angedeutet wird, aus dem Sarge, und bei seinem Erscheinen erstrahlt ein heller Stern. Man ist versucht, hierbei an das Analogon des bethlehemitischen Sternes zu denken, aber wir haben Anhaltspunkte dafür, daß sich — ganz abgesehen von der bekannten Bileam-Prophetie — mit der vorchristlichen messianischen Hoffnung auch die Erwartung eines den Erretter kündenden Sternes verknüpfte. Scheint doch auch schon Cicero, der die vorchristliche Existenz einer Alexander-Prophetie bestätigt, sich einer derartigen Weissagung zu erinnern, wenn er in seiner Schrift De Divinatione die Magier in der Geburtsnacht Alexanders den Verderber Asiens verkünden läßt.

Den verschlungenen Pfaden der apokalyptischen Tradition folgend, gelangen wir zu dem merkwürdigen Resultat, daß jene Sibylle, die unter dem Namen der Tiburtina mitberufen war, den Kaisertraum des Mittelalters von Jahrhundert zu Jahrhundert der hoffenden Welt zu übermitteln, nicht nur zurückgeht auf jene jüdische messianische Erwartung des rettenden Weltkaisers Alexander, sondern daß sie geradezu noch Reste eines alten Alexandervaticiniums enthält, von denen auch die engverwandten Sibyllinen — vornehmlich das dritte und vierte Buch — deutliche Spuren aufweisen, daß ein ununterbrochener Ideenstrom von dem meteorartig erglänzenden Weltimperium des großen Macedoniers sich ergießt über das Zeitalter des kaiserlichen Rom hinaus in die glorreiche Zeit deutscher Geschichte, in der die Dichter, die Propheten der neuen Zeit, in ihren Liedern jubelnd verkündeten, der Kyffhäuser habe sich aufgethan, und der Kaiser sei wieder erstanden. Angesichts der alten Apokalypsen und angesichts der Josephusstelle, welche erzählt, Alexander habe die antichristlichen Völker eingeschlossen, ist kein Einspruch gegen diese Gedankenkombination möglich. Die Stelle thut ebenso sicher dar, daß Alexander der Held einer apokalyptischen Spekulation war, wie die Stelle desselben Josephus, daß der Hohepriester auf ihn die Weissagung Daniels von den Weltreichen bezogen habe. Zu allem Überfluß haben wir noch Reste heidnisch geprägter Orakelsprüche, welche Alexander direkt eine messianische Rolle zuschreiben. Dieselben finden sich in dem sogen. Religionsgespräch am Hofe der Sasaniden, einem der interessantesten Denkmale des religiösen Synkretismus, das wohl noch dem fünften nachchristlichen Jahrhundert angehört. Hier zieht der Verfasser — auch der Stern spielt dabei eine Rolle — die messianische Verheißung Alexanders als Parallele zur Verheißung der Geburt des Heilandes heran.

Der berückende Zauber, der die Jugendgestalt Alexanders umgab, läßt es begreiflich erscheinen, daß die jüdische Erwartung auch bei den Heiden Gläubige fand, und daß unter diesen jene Weissagungen, wie das Religionsgespräch darthut, in uralte Formen umgegossen wurden. Hatte doch schon die hingerissene Mitwelt den Helden ohne Rücksicht auf seine ägyptische Vergötterung zum göttergleichen Heroen gemacht. Schon der zeitgenössische Kallisthenes vergleicht — der romantischen Richtung der Zeit folgend — die Züge seines Herrn mit den Heldenfahrten eines Perseus und eines Herakles. Ein Jahr nach der Schlacht bei Arbela läßt Äschines ihn über das Sternbild des Bären und die Grenzen der bewohnten Welt hinausgelangen[1]. Mit Herakles und Dionysos verglichen ihn noch andere; so Menander, so Lucian, so Plutarch, der auch behauptet: da hat die Sonne nicht geschienen,

[1] In Ctesiph. Orat. Graecorum III (ed. I. I. Reiske. Lipsiae 1771), 554.

wo er nicht hingekommen ist[1]. Die orientalische Sage hatte einen neuen würdigen Helden gefunden; sie lebt wieder auf, und zurückgreifend in uralte mythische Traditionen schmückt sie den, der diesen Traditionen den Todesstoß versetzte. Der Semiramis Züge, von denen die Sage fabelte, gaben Material zur Ausschmückung der Fahrten Alexanders, und hinter diesem rätselhaften Mannweib stand noch ein Größerer, der den Weg zum Lebenswasser fand, Gilgamos-Nimrod. Die geschäftige Phantasie des Orientalen folgt dem Heldenjüngling auf seiner Fahrt in die Wunderwelt des Ostens, und wie bei Nabuchodonosor überträgt sie mythische Züge auf den neuen Heroen. Durch Finsternis und Gefahren läßt sie ihn den Weg zum Wasser des Lebens, zur Wohnung der Seligen suchen. Schon die Alexanderbiographen lassen ihn wohl unter der Nachwirkung der umlaufenden Erzählungen zum Götterberge des Dionysos, dem Meru der Inder, gelangen. Die Welt der Träume, die Welt des Märchens war den griechischen Schriftstellern auf orientalischem Boden aufgegangen, und gern nehmen sie all das Flitterwerk der üppigen Phantastereien, um den Zügen ihres Helden den Charakter einer Groteske zu geben. Pygmäen, hundsköpfige Menschen, allerlei wunderbares Getier, Gefahren mit tausend schreckenden Cerberusköpfen, all das entlehnen selbst ernste Schriftsteller den Berichten fabelfroher Geographen.

So haben wir für die Folgezeit einen doppelten Stützpunkt, an dem die Tradition über den großen Enkel des Herakles, auf den die macedonischen Könige ja ihr Geschlecht zurückführten, im Osten und Westen üppig emporranken konnte: einmal ist es der die historischen Ereignisse mit Zügen aus dem Mythus des babylonischen und indischen Orients ausschmückende hellenische Reiseroman und zweitens jene große apokalyptische Spekulation der Juden von den vier Weltreichen und dem in die Welt getretenen Messias-König Alexander. Diese Entwicklung der Alexandertradition thut in ihrem Verlaufe dar, wie sich in der Person des Königs der Hellenismus mit dem Hebraismus vereinigte; die hellenistische Mischbildung, die Wunderwerke der Litteratur hervorbrachte, war es, die jenen Roman und jenen Legendenstoff zur Alexandersage und zur Alexanderprophetie weiter ausbaute.

Die von Alexander vorbereitete Vermählung zwischen occidentaler und orientaler Kultur wurde nicht auf dem altheiligen Boden des Jahvismus gefeiert; in den jungen macedonischen Neuschöpfungen, allen voran in Alexandria, vermischte sich der Strom der jüdischen Auswanderung mit dem

[1] *Menander* 388, 6. *Lucian.*, Dial. mort. 14, 6. *Plutarch.*, De fort. Alex. 1, 8, 10. Vgl. E. Norden, Ein Panegyricus auf Augustus in Vergils Äneis im Rheinischen Museum für Philologie, N. F. LIV (1899), 470. Hirzel a. a. O. II, 73.

der griechischen Einwanderung. Beide bahnten sich ein gemeinsames Bett; aber aus dem Zusammenfluß entstand ein ganz neuer, ganz eigenartiger Ideenstrom. Das Judentum, auch das im Auslande, wurzelte fest in seiner Religion; die teuersten Güter der Nation, wie Sprache und Sitte, konnte es dem neuen Genius opfern, nicht aber seine religiöse Überzeugung. Trotz aller freigeistigen Weltanschauung, die das Griechentum mitbrachte, vertraten die jüdischen Gemeinden im heidnischen Auslande eine verinnerlichte religiöse Weltanschauung, und dadurch waren gerade sie berufen, dem Christentum den Weg zu bereiten. Am Schlusse dieser Entwicklung noch sehen wir den Größten aus dieser Epoche menschlicher Kulturentwicklung, den Alexandriner Philo, jenen für die Vorbereitung des Christentums wichtigen Versuch unternehmen, die Bildung der Griechen mit der religiösen Erkenntnis der Juden zu vereinigen. Hier, in den städtischen Neuschöpfungen, herrschte die leichtbeschwingte Haggada, welche das wissenschaftliche und geschichtliche Zeitbewußtsein widerspiegelte und schon aus der Heimat tiefernste philosophische Probleme mitbrachte, hier, auf dem klassischen Boden des religiösen Synkretismus, blühte sie in üppiger Pracht auf. Daneben wachte aber der altgläubige Hebraismus, und zwar nicht nur in dem die Thora hütenden Lande, über die Jungfräulichkeit seiner altehrwürdigen Tradition und träumte von der Nähe der messianischen Zeit unter Israels weltbeherrschendem Scepter. Dieser strengeren Richtung eignet die ernste Halacha, die Auslegerin des Gesetzes, dessen „Fortführung zu Einzelbestimmungen, die das ganze Leben mit religiösem Geiste durchdringen sollen", ihre heilige Pflicht ist. Aber der strenge und der hellenistische Hebraismus verstanden beide die welthistorische Bedeutung Alexanders des Großen und beugten sich — der erstere freilich nur vorübergehend — dem Zauber seiner alles überragenden Genialität.

Halacha und Haggada haben beide der Apokalyptik der Folgezeit die Richtung gewiesen, aber in ganz verschiedener Art. Bei der strengen Halacha überwiegt die ernste messianische Hoffnung mit ihrem exklusiv theokratischem Grundzuge; sie giebt den Prophezeiungen der Folgezeit einmal die glühende Sehnsucht nach dem messianischen Königtum mit Jerusalem als theokratischem Mittelpunkte mit, sodann den wilden Haß des geknechteten Hebräers gegen die Weltmacht des Ostens. Eignet sie sich jene an Alexander den Großen anknüpfenden Hoffnungen an, so thut sie das nur, indem sie in diesem übergroßen Helden den ihrem Volke vom Himmel gesandten Erretter erblickt. Ein Teil ihrer Anhänger erwartete den großen Erretter unter dem Namen des „Zweigehörnten", der sich durch abenteuerliche Züge und Großthaten auszeichnen, die Völker — insbesondere Gog und Magog — bezwingen, aber auch durch hohe, sittliche Kraft und Würde auszeichnen

sollte, sodaß der jüngste Tag und das letzte Gericht mit ihm in Verbindung gebracht wurde; und daß der „Zweigehörnte" kein anderer war als Alexander, das läßt sich nachweisen. Auf dem Boden dieser apokalyptischen Erwartung ist die Sage von der Wiederkehr Alexanders des Großen entstanden. Wie im 13. Jahrhundert nach dem Tode Friedrichs II. das deutsche Volk seinen Kaisertraum nicht zu Grabe trug, sondern Jahrhunderte lang auf den bergentrückten Kaiser, den Träger seiner Hoffnungen, harrte, so ließen auch Angehörige des jüdischen Volkes, als das Schwert der Römer den Erdkreis gewann und dem Orient wie dem Occident seine Gesetze aufzwang, nicht von ihrem Messias-König. Der Sieg des ehernen Weltreiches warf ja die ganze bisherige Exegese des Buches Daniel über den Haufen. Um so näher lag es, sich an den letzten Vertreter des vorgeblich letzten Weltreiches zu halten und in Rom den geweissagten großen Feind der Endzeit zu erblicken. So erklärt sich der merkwürdig romfeindliche Charakter der jüdischen Prophetie.

Die neue Weltmacht trat in schroffen Gegensatz zu Judäa, der Trägerin der messianischen Idee, und für das Verhältnis beider erschien der Gegensatz zwischen Jakob und Esau vorbildlich. Rom hatte das Erbe der andern Monarchien angetreten; das Schwert der Römer hatte den Erdkreis unterjocht — das ist Esau, von dem gesagt ward: „Von deinem Schwerte sollst Du leben."[1] Dieser Vergleich findet sich in den verschiedensten Variationen. Die Unterdrückung durch die Römer und damit auch die Hoffnung dereinstiger Befreiung war eine brennende Tagesfrage und deshalb auch ein stehendes Thema haggadischer Behandlung geworden. Der durch die Not später veränderten Exegese entsprechend, werden überall, wo vier Gegenstände in der Heiligen Schrift genannt werden, diese auf die vier Weltreiche gedeutet, wobei bemerkenswerterweise sehr häufig die ersten drei im Gegensatz zum vierten gelobt werden[2].

Solcher Haß gegen Rom charakterisiert die strengere, halachische Messiasprophetie, aber von dieser aus sollte er hinübergreifen in die gesamte jüdische Prophetie, und so sehen wir, wie der Hebraismus, auch der im hellenistischen Gewande, den Orient gegen den Occident vertritt und mit letzterem später die neue Macht, die nicht von dieser Welt war, das Christentum, in seinen Haß einschließt. In der eschatologischen Litteratur sollte der Haß

---

[1] Gen. 27, 40. Näheres in den hochinteressanten Ausführungen Grünbaums in seinen Beiträgen zur vergleichenden Mythologie (a. a. O. 305 ff.).

[2] Gegen derartige Auswüchse biblischer Exegese wendet sich bereits der hl. Hieronymus (Comm. in Ies. c. 21. 34 bei *Migne*, Curs. pat. lat. XXIV, 189 sqq. 370 sqq.); dieser erkennt vielmehr in der Figur Jakobs die christliche Kirche und in der des Esau die heidnischen Völker, eine Deutung, welche sich wiederholt bei den Kirchenvätern findet.

fortleben, trotzdem das Christentum die Idee des römischen Weltreiches durchgeistigt, veredelt und zu der seinigen gemacht hatte, trotzdem das letztere mit leichter Mühe im Orient die reife Saat des Hellenismus für sich mähte, und trotzdem der Hebraismus nach diesen Ereignissen zu völliger Bedeutungslosigkeit herabsank. Die ursprünglich größtenteils alexandrinischen Unglücksverheißungen über Rom bleiben ein eiserner Bestand der mittelalterlichen eschatologischen Weissagungen und erinnern auch in fremdem Gewande an die reaktionären Bewegungen des jüdischen Hellenismus gegen die Übermacht des römischen Weltreiches.

Glühender Haß gegen Rom sprüht aus den uns erhaltenen jüdisch-christlichen Sibyllinen. Aus dem Chaos dieser prophetischen Stimmen, die bis in die römische Kaiserzeit hinein erklingen, tönt hell der Weheruf gegen Rom. Die Zerstörung der neuen Weltmacht und die Vernichtung aller Widersacher des Messias nach der letzten großen Drangsal gehören neben der Wiederaufrichtung des Reiches der Herrlichkeit mit Jerusalem als theokratischem Mittelpunkte zu den Leitmotiven, die diesem bunten Konglomerate von heidnischen, jüdischen und christlichen Sagen und Traditionen noch eine gewisse Einheitlichkeit verleihen, und diese immer wieder erklingenden Motive lassen sich in der ganzen späten apokalyptischen Litteratur verfolgen[1].

Zu den ältesten Stücken der uns erhaltenen sibyllinischen Bücher gehört das dritte derselben[2], das noch aus der Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts stammt; auch dieses ist ein Konglomerat verschiedener Orakel und verrät deutlich, daß es auf dem religiös-synkretistischen Boden Ägyptens erwachsen ist. Bemerkenswert an dem Buche ist der einheitliche große Zug, der unter der Patina der ungeschickten Kompilation noch dem geschärften Blicke wahrnehmbar ist. Die Idee der Menschheit tritt als das einende Moment all dieser teilweise verworrenen Orakelsprüche doch noch hervor und findet in der Idee der Ablösung der Weltreiche, des Weltberufes des ganzen Menschengeschlechts, der Teilnahme aller am Gerichte, des Kommens eines die Welt erlösenden Messias seinen Ausdruck, wenn auch der strenge, aber

[1] Das Beste über diese jüdischen Sibyllinen bietet das unentbehrliche Buch von Emil Schürer, Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi III (3. Aufl., Leipzig 1898), 421 ff. Hier ist auch die große Litteratur über die Sibyllinen verzeichnet und vor allem die reichhaltigste Sammlung des gesamten Materials von C. Alexandre (Oracula sibyllina, 2 vols., Paris 1841—1856) entsprechend verwertet.

[2] Die neue Ausgabe derselben von A. Rzach, Oracula sibyllina, Prag 1891, wird durch eine neue Edition von Joh. Geffken ersetzt werden, der unlängst noch interessante Studien über die Nerosage und die babylonische Sibylle in den Nachrichten der kgl. Ges. der Wissenschaften zu Göttingen (phil.-hist. Klasse 1899, Heft 4 und 1900, Heft 1) veröffentlichte.

doch von hellenistischem Einflusse nicht freie Hebraist diese Grundidee durch Hervorkehrung der spezifisch-jüdischen Erwartungen abschwächt. Mit einer dem alexandrinischen Juden gut anstehenden Harmlosigkeit mischt er die biblische Tradition vom Turmbau zu Babel und der Sprachenverwirrung mit den griechischen Sagen von den Kämpfen der Kroniden und Titanen, um darauf erst von der Ablösung der Weltreiche zu handeln. Dabei schließt er sich an die konventionelle Einteilung Daniels nicht an; denn er zählt deren neun an der Zahl, und zwar die Reiche der Ägypter, Perser, Meder, Äthiopen, Assyrer, Babylonier, Macedonier, wieder der Ägypter und endlich das der Römer. Die weiteren Prophezeiungen lösen sich in Einzelverheißungen gegen verschiedene Gaue und Städte auf, wobei eigentümlich die gänzlich verwässerte Prophetie gegen die ihres apokalyptischen Charakters entkleideten Völker Gog und Magog anmutet. Den Höhepunkt bezeichnen naturgemäß die Verkündigungen des nahenden Messias. Der Kompilator[1] betrachtet den Verlauf der Weltgeschichte vom einseitigen Standpunkte des strenggläubigen alexandrinischen Juden aus, der unter dem Druck griechischer Herrscher seufzt. Wenn auch Rom der Untergang verheißen wird, so richtet sich der eigentliche Haß der Weissagungen doch gegen die Hellenen, welche als übermütig und unrein bezeichnet werden[2]; sein Haß richtet sich auch gegen den großen Alexander und gegen dessen ägyptische Nachfolger[3]. Die glühende jüdische Propaganda, die seit Antiochus Epiphanes immer kühner ihre Vorposten ausschickt, bedient sich unter dem Gewissensdruck, den der genannte König verursachte, alter Orakelsprüche, um sie für ihre Zwecke umgewandelt wirken zu lassen. Daß wirklich altes apokalyptisches Gut verwertet wurde, thut — von andern Gründen abgesehen — allein schon die merkwürdige Behandlung der Weissagung über Gog und Magog und das gleichfalls befremdende Abweichen von der Danielischen Prophetie dar, welch letztere, wie die Weissagung von den Hörnern ergiebt, doch dem Verfasser bekannt war. Mir will es scheinen, als ob hier ein Vertreter der Halacha seine Stimme erhebt gegen die haggadische Behandlung der Figur Alexanders des Großen oder überhaupt gegen den in der Ptolemäerzeit mehr und mehr zunehmenden Kult des großen Macedoniers, und zwar dadurch, daß er der von uns postulierten griechenfreundlichen Verheißung eine griechenfeindliche gegenüberstellt. Wissen wir doch[4] — ganz abgesehen von jenen Weissagungen des Pseudo-Elias oder Pseudo-Daniel, ganz abgesehen von den Alexanderenkomien, nach denen, wie wir sehen werden, Vergil das Bild seines Messias-Kaisers

[1] Als Verfasser möchte ich den Sammler der Orakelsprüche doch nicht bezeichnen, wenngleich ich mit Schürer (III, 436) einen einzigen Redaktor annehme.

[2] Wiederholt in Oracula sibyllina III.

[3] Ibid. III, 381 sqq.

[4] Vgl. für das Folgende die Exkurse.

entwarf —, daß der junge Welteroberer schon bei seinen Zeitgenossen der Held einer Sibylle war, und besitzen wir doch in dem Urbilde der späteren Tiburtina, dem vierten Buche der Sibyllinen, und in der mittelalterlichen Tiburtina selbst, welche nachweislich bereits auf Kaiser Tacitus bezogen wurde und vielleicht auch dem Dichter der Äneis in irgend einer ursprünglicheren Form nicht unbekannt war, einen Rest der alten Alexanderprophetie. Der hier dargebotenen messianischen Verherrlichung des Macedoniers, von dem die Vernichtung der antichristlichen Mächte erwartet wurde, hält der Verfasser des dritten sibyllinischen Buches das Bild der griechischen Herrscher Ägyptens, der Unterdrücker des strengen Hebraismus im Heiligen Lande, entgegen. Ja es läßt sich sogar der Nachweis erbringen, daß der Sibyllinist ein Alexanderorakel benutzte, das dem Orient die Weltherrschaft verhieß, und aus dem die Gestalt des Messias-Alexander teils einfach durch einen mystischen Messias, teils — in späteren Büchern — durch die Figur des Antichrist-Nero ersetzt wurde.

Als Wortführer des Orients verheißt der Hebraismus dem Mutterlande Asien den endlichen Sieg über die Weltmächte des Westens und macht sich so zum Interpreten einer weit verbreiteten Hoffnung, die noch in der Kaiserzeit, wie übereinstimmend Josephus, Tacitus und Sueton berichten, die den Messias erwartenden Gemüter gefangen hielt.

Ein Beispiel einer derartigen hebraistischen Erwartung — das Wort „hebraistisch" sei in Anlehnung an „hellenistisch" gestattet — bietet auch die Apokalypse Baruchs, die zu den Ausläufern der merkwürdigen Pseudepigraphen des Alten Testaments zu rechnen ist und wohl bald nach der Zerstörung des Tempels durch Titus geschrieben wurde. Diese Apokalypse verheißt im engen Anschluß an Daniel der vierten Weltmacht den Untergang und stellt sich ganz auf den Boden der Eschatologie des strengen Judentums[1]. Letzteres thut auch in Worten hoheitsvollen Ernstes, die nicht der epischen Schönheit entbehren, das vielgenannte vierte Buch Esra[2]. Das vierte Gesicht dieser universalgeschichtlich interessanten christlichen Prophetie, die nach dem Tode des Titus und vor dem Ableben Domitians geschrieben wurde, beginnt mit einer ergreifenden Klage über Israels zwar verheißene, aber niemals erschienene Herrlichkeit. Das fünfte Gesicht enthält die berühmte Adlervision; hier wird in apokalyptischer Bildersprache die Geschichte des römischen Reiches bis auf Domitian erzählt und der kommende Löwe verheißen, der dem Adler seine Sünden vorhält und ihm das Gericht ver-

[1] Schürer a. a. O. 223 ff.

[2] Ebd. S. 232 und Der Prophet Esra (4 Esra), übersetzt von Herm. Gunkel. Tübingen 1900.

kündet. Ein Engel deutet das Gesicht als das durch den Messias über das vierte Weltreich hereinbrechende Gericht.

Neben dieser strengeren Richtung, in deren Prophezeiungen naturgemäß selbst eine Gestalt von der übermenschlichen Größe des „Zweigehörnten“ von der Idealgestalt des seit Jahrhunderten erwarteten nationalen Messias-Königs erdrückt werden mußte, läuft aber noch eine andere, nennen wir sie die haggadische; denn die Haggada war es, welche den jungen Weltherrscher in Alexandria, seiner berühmtesten Schöpfung, zu ihrem Liebling erkor, die alten jüdischen Erwartungen lebendig erhielt und den jungen Welteroberer zum Mittelpunkte einer üppigen Sagenbildung machte. Schöpfend aus dem unvergleichlichen Märchenschatze des Orients verherrlichte sie den, der streng genommen dem Hebraismus den Todesstoß versetzte. Hier, in der alexandrinischen Geisteswelt, fluteten vor allem orientalische und occidentalische Sagenströme ineinander, um sich von hier teils über Rom teils durch die Slavenreiche die Donau aufwärts teils durch Afrika über die Säulen des Herkules, durch Spanien und die Provence in den Westen zu ergießen. Kein Wunder, daß der Begründer hellenistischer Kultur, der große Macedonier, aus diesem Sagenstrome über alle andern hinausragt. In Alexanders Persönlichkeit vermählen sich Orient und Occident, in ihm findet auch die alexandrinische Sagenwelt ihren Mittelpunkt. Da man von ihm und seiner poetischen Verklärung in der Phantasie der Morgenländer auszugehen hat, wenn man die an Daniels Geschichtssystem anknüpfenden Weissagungen, wie sie im Pseudo-Methodius und der mittelalterlichen tiburtinischen Sibylle ausklingen, völlig verstehen will, so muß dieser Sagenentwicklung ein kurzes Wort gewidmet werden.

Die Sagen, die sich um das Haupt des gewaltigen Welteroberers schlingen, sind bunt, üppig und vielgestaltig wie die Phantasie des Orientalen, welche sie schuf. Viel Gelehrtenfleiß wurde namentlich in der letzten Zeit[1] darauf verwandt, in der Flucht der Erscheinungen dieses Sagenkreises den ruhenden Pol aufzufinden; es ist nicht gelungen, wenn auch in der Kritik des Details sehr viel geleistet worden ist. Eine befriedigende Entstehungsgeschichte der Sage, die von einer dem Roman sich bereits nähernden Historiographie ausgehen und bis zu den mittelalterlichen Alexanderdichtungen übergreifen müßte, fehlt. Dieser Mangel wurde noch fühlbarer, seitdem man sich darüber einigte, in der bislang mutmaßlich ältesten Überlieferung der Alexandersage, dem sogen. Pseudo-Kallisthenes, nicht den Niederschlag eines weit verbreiteten Volksglaubens, sondern das Produkt einer halb gelehrten Kompilation zu erkennen. Dieses wissenschaftliche

[1] Für alles Nähere sei auf die Exkurse verwiesen.

Ergebnis, daß Pseudo-Kallisthenes nicht die aus dem Volksmunde geschöpfte Sage überliefert, dürfte ernstlich kaum mehr erschüttert werden, dasselbe muß aber — und das ist der Punkt, bei dem die Forschung nachdrücklicher einzusetzen hat — zu dem Schlusse führen, daß der alexandrinische Roman ohne die vorherige Existenz einer ernsten Alexandersage undenkbar ist.

Wenn wir alle Produkte dieser phantastischen Verherrlichung des großen Macedoniers ins Auge fassen, so muß der Gesamteindruck der sein, daß wir zwei Überlieferungsreihen vor uns haben. Die eine schließt sich an den Roman — mit diesem Worte wollen wir das allzu üppige Machwerk des Pseudo-Kallisthenes, das den Namen „Alexandersage" nicht verdient [1], bezeichnen — an, die andere — nennen wir sie die Legende — verliert sich beim ersten Blick, wenn wir ihrem Ursprunge nachgehen wollen, in unbekannte Fernen. Im Roman ist Alexander zur Karikatur, stellenweise zur Fratze geworden, in der Legende ist er der Übermensch, der Heroe, der himmelstürmende Titane, welcher sich und seinen Ruhm bis zu den Sternen erheben möchte. Der halbgelehrte Kompilator des Romans nimmt seinen Stoff aus jener eigenartig tollen, von Lucian in seiner „Wahren Geschichte" so köstlich verspotteten Litteraturgattung des Reiseromans, die der Welt indischer Schiffermärchen ihren Ursprung verdankt und der erwachenden romantischen Richtung im hellenischen Geistesleben willkommene Stoffe darbot. Diesen Dichtungen entsprechend, tritt im Roman der Held völlig zurück, und das Phantastische und Abenteuerliche wird Selbstzweck der ausschweifenden Schöpfungen. Die Legende nimmt ihre Motive aus der Dämmerungsstimmung der tief ernsten Mystik des Orients; sie idealisiert ihren Helden und verkörpert in ihm das Problem von den Grenzen, welche menschlicher Kraft und menschlichem Wissensdrange bei aller Genialität des Einzelnen gesteckt werden. Diese knappe Charakterisierung spricht streng genommen an sich schon für das höhere Alter der Legende. Einmal wird die letztere allein der orientalischen Auffassung der Persönlichkeit Alexanders des Großen gerecht; daß er ihre Könige gebändigt, ihre Gebräuche und Sitten stellenweise mit Füßen getreten, das vergaßen die Völker, durch den Zauber seiner schimmernden Heldengestalt geblendet. Nicht als Fremder und Feind, nein, als Ordner des Ostens, als Nationalheld steht er in der orientalischen Sage da. Weiter ist es wohl möglich, daß das Großartige in den Dunstkreis des Lächerlichen herabgezogen wird, schwerer aber ist es denkbar, daß das Abenteuerliche zur strahlenden Höhe der Genialität sich erhebt.

Das Janusgesicht der Alexandertradition, auf der einen Seite die Karikatur des Abenteurers, auf der andern die mystische Maske des Weltmessias,

[1] Th. Nöldeke, Beiträge zur Geschichte des Alexanderromans, in den Denkschriften der Wiener Akademie, phil.-hist. Klasse XXXVIII (1890), 10 des Sep.-Abdr.

findet in der Entwicklung des Alexanderkultus seine Erklärung. Glaubten wir vorher einen Widerstreit zwischen Halacha und Haggada konstatieren zu dürfen, so sehen wir jetzt einen Dualismus zwischen der aus ihrer apokalyptischen Tradition heraus schaffenden Haggada und der in philosophische Gedanken sich verlierenden romantischen hellenischen Sagenbildung.

Dabei sei ausdrücklich bemerkt, daß wir an die Interferenz[1] einer hebräischen Alexanderlegende glauben, die ihre Stoffe teils aus der babylonischen Sage, teils aus dem griechischen Abenteurerroman, teils aus der jüdischen Alexanderprophetie nahm. Diese hebräische Legende, welche vermutlich in Alexandria in Briefform aufgelöst wurde, verschmolz ein uns unbekannter, die Ereignisse, Berichte und Sagen selbständig „verarbeitender" Autor mit einer gleichfalls frei verwerteten, philosophisch gefärbten Alexanderhistorie zu dem Machwerk des sogen. Pseudo-Kallisthenes, wie es uns in den jüngeren Textesüberlieferungen vorliegt; in die ältere Rezension, über deren Urgestalt wir aber noch recht dürftig orientiert sind, wurden die speziellen jüdisch-legendarischen Züge noch nicht hinübergenommen. Vor Pseudo-Kallisthenes aber hat sich aus dieser legendarischen Überlieferung des Judentums eine schriftlich fixierte Legende abgezweigt[2]. Dieselbe ist uns in einem Prosatexte des 6. Jahrhunderts und in einer poetischen Bearbeitung durch den im Jahre 521 gestorbenen syrischen Dichter, Jakob von Sarug, erhalten und steht ganz auf dem Boden der jüdischen Alexanderweissagung und der sibyllinischen Tradition, wenn sie ihren Helden bis zu dem von Nebeln umwallten irdischen Paradies gelangen läßt, ihm — allerdings in verwässerter Form — am Ende der Tage nach der Überwältigung von Gog und Magog die Weltherrschaft verheißt und ihm voraussagt, daß er schließlich sein Imperium dem wiederkehrenden Welterlöser übergeben wird. Entgegen dem hier noch klar zum Ausdrucke kommenden religiösen Mysticismus knüpft der Roman — sofern er nicht in seinen jüngeren Bearbeitungen gedankenlos Bruchstücke der legendarischen Überlieferung in sich aufnimmt — an die romantische Verherrlichung des Orients an, wie sie die griechischen Dichter und Reisenden während der alexandrinischen Epoche liebten, und verbindet mit der Darstellung wunderbarer Abenteuer eine in dieser Zeit gärender Ideen gleichfalls naheliegende Einkleidung der philosophischen Theorie von dem Herrschertum des Königs und des Weisen.

Der König, auf dem Boden seiner historisch gegebenen Herrschermacht stehend, der Weise, von seinen ungeschichtlichen Herrschaftsprätensionen ausgehend, beanspruchen beide das Scepter über die Menschen. Alexanders Königtum mußte in Gegensatz treten zu der philosophischen Anschauung, daß

[1] Vgl. den letzten Exkurs.

[2] Vgl. den Stammbaum im letzten Exkurse.

nur dem Weisen die Herrschaft gebühre; seiner alles überragenden Persönlichkeit, dem historisch gegebenen Herrscherideal, wurde die Persönlichkeit des Diogenes gegenübergestellt. Es ist nicht zufällig, daß die synchronistische Zusammenstellung des Demetrios[1] Diogenes an demselben Tage in Korinth sterben läßt, an dem Alexander in Babylon jäh dahingerafft wurde; es ist nicht zufällig, wenn das historische Zusammentreffen dieser beiden Männer in Korinth so geflissentlich von den Cynikern hervorgehoben wird. Während die Gestalt des Diogenes über die des Sokrates hinaus zum Idealbild der philosophischen Schule wird, während an ihr all das als wirklich angenommen wird, was an Alexander nur scheint, und wodurch der Philosoph nicht nur selbst das höchste Glück genießt, sondern auch zum Wohlthäter der Menschheit wird, sucht man die Schatten an dem Bilde des großen Macedoniers fortan immer mehr zu verstärken. Die gewaltige That des jungen Welteroberers wird das Produkt einer maßlosen Verblendung und unersättlichen Leidenschaft, die sich und andere schließlich ins Unglück stürzt[2]. Der besonnene Vertreter der cynisch-stoischen Richtung, Arrian, weiß schließlich an dem König nur noch das zu rühmen, daß er bisweilen das Rechte erkannte, wie sich das namentlich in seiner Bewunderung des Diogenes gezeigt habe[3]. Daneben scheinen aber Anhänger derselben philosophischen Richtung, geblendet von dem Glanze, der von der Heldengestalt Alexanders ausstrahlte, den Versuch gemacht zu haben, diesen für ihr System zu reklamieren; anders kann man es doch nicht erklären, wenn Plutarch im Gegensatz zu andern die Behauptung aufstellt, daß die Römer das, was sie geworden sind, durch das Schicksal geworden sind, während Alexander nach seiner Meinung seine Erfolge lediglich der Tugend zu danken hat, die das ihm meist widerwärtige Schicksal erst überwinden mußte; am Schlusse seiner Römerrede sieht er den stärksten Beweis der diesem Volke zu teil gewordenen Gunst des Glückes darin, daß Alexander verhindert wurde, es zu bekriegen[4]. Das bunte Mosaik des Alexanderromans läßt noch dieses Gegenspiel derselben philosophischen Gedanken erkennen, soweit noch die in phantastischen Trugbildern schwelgende Darstellung einen Durchblick auf die Persönlichkeit des Helden all dieser Abenteuer gestattet. Spielt auch der übertriebene Übermut des Königs noch seine Rolle, so hat die Hand des Redaktors, unter dessen

[1] *Diog. Laert.* 6, 79. Es ist das Verdienst Hirzels (a. a. O. 75, Anm. 3), dem unsere Darstellung hier folgt, auf den Zusammenhang des Pseudo-Kallisthenes mit diesen philosophischen Spekulationen hingewiesen zu haben.

[2] Hirzel a. a. O. 75, Anm. 3 auch für das zunächst Folgende.

[3] *Arrian.*, Anabasis 7, 2, 1 sq.

[4] *H. Valesius*, Emendationum libri (Amsterdam 1740) p. 77. *Plutarch.*, De fort. Alex., bes. 2, 10 und 2, 3. Hirzel a. a. O. 72, Anm. 4, und 78, wo Plutarch und Seneca in dieser Frage gegenübergestellt werden.

ungeschickter Pinselführung das Bild des Heroen zum Zerrbild wird, doch schon in ihrem vergeblichen Bemühen, zu idealisieren, diesen Zug wesentlich gemildert, und in der Grundtendenz des Romans — soweit man von einer solchen sprechen kann — zeigt sich das Bestreben, sich über die Lob- und Tadelreden zu erheben, indem Tugend und göttliche Vorsehung in gleicher Weise als die wirksamen Mächte bei Alexanders früh vollendetem Lebenswerk hingestellt werden. Auch thut der Redaktor den Schritt, den Plutarch nicht zu unternehmen wagte, daß er Alexander auch die Römer sich unterwerfen läßt, worauf er dann als König der ganzen Erde anerkannt wird[1].

So führt uns das eigenartige Produkt des wohl noch unter den Ptolemäern arbeitenden Sammlers von Sage und Legende über den großen Gründer Alexandrias direkt hinein in den für die Geschichte des Weltimperiums so überaus interessanten Gegensatz zwischen dem Könige und dem Weisen. War Alexanders des Großen Königtum auf der einen Seite ein apokalyptisches Problem, so ist es auf der andern auch ein philosophisches geworden, und dieser doppelte Ideenstrom, der von seiner Person ausgeht, durchflutet nach allen Seiten hin die Atmosphäre, aus der heraus das römische Weltimperium geboren wurde.

Die apokalyptischen Erwartungen, die den Orient Jahrhunderte lang in gespannter Aufregung hielten, finden in Rom Widerhall in den Schriften ernster Historiker. Wir hörten bereits, daß Josephus, Tacitus und Sueton übereinstimmend von jenen Erwartungen Notiz nahmen, aber nicht, um die in ihrem Kern doch romfeindliche Prophetie, welche Asien die Weltherrschaft auch über den Westen verhieß, mit Spott zurückzuweisen, sondern um sie flugs auf einen Inhaber des römischen Weltimperiums, auf Vespasian, ja selbst auf Nero umzudeuten. Der Zug, den Josephus und Tacitus diesem Berichte noch beifügen, daß man Heerscharen in den Lüften erblickt habe[2], entstammt direkt der jüdischen apokalyptischen Litteratur, ging wohl aus der biblischen Überlieferung in das schon genannte dritte Buch der jüdischen Sibyllinen über, um dann in der mittelalterlichen sibyllinischen Litteratur das Motiv von der Esche Ygdrasil und dem Weltkampfe am Ende der Zeiten in sich aufzunehmen und noch in unsern Tagen ein kümmerliches Dasein zu fristen in den durchaus sibyllinisch gefärbten Schlachtengesichten vorgeblich hellsehen-

[1] Die Thatsache der Gesandtenabsendung bestreitet Th. Mommsen, Römische Geschichte I[8] (1861), 373. Die Nachricht geht auf das Zeugnis des Kleitarchus zurück und ist interessant dadurch, daß Alexander den Gesandten die Größe Roms vorhersagt. Vgl. *Plinius*, Hist. nat. 3, 5, 57. *Arrian*. 7, 15, 5. Gegen die von Arrian schon bezweifelte Nachricht *Livius* 9, 17.

[2] Oracula sibyllina 3, 795—807, 2 Makk. 5, 2. 3. *Iosephus*, Bell. iud. 6, 5. *Tacitus*, Hist. 5, 13. E. Schürer, Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi II (3. Aufl. Leipzig 1898), 523.

der westfälischer Bauern[1]. Diese Umdeutung einer jüdischen Prophetie auf Vespasian und Nero ist höchst charakteristisch; sie beweist zunächst, daß der große Völkergedanke einer messianischen Errettung auch in Rom festen Fuß gefaßt hatte.

Die sibyllinische Färbung jener Stellen des Josephus und Tacitus legen die Annahme nahe, daß die jüdischen Sibyllinen, die ja zum Zwecke der Propaganda geschrieben waren, schon früh in die Metropole des Weltreiches gelangten. Dazu kommt noch, daß derselbe Josephus einen sibyllinischen Vers — freilich nach Alexander Polyhistor — citiert[2]. Bei den regen litterarischen Beziehungen zu dem hellenistischen Osten, bei der alten Wundersucht der Quiriten, bei ihrem Bestreben, das sorgsam gehütete sibyllinische Gut zu mehren, wäre es auch nicht möglich gewesen, daß diese Litteraturgattung in Rom unbekannt geblieben wäre.

Die Sibyllenweissagung, welche in Rom zu einem wichtigen Staatsinstitut geworden war, ist, wie der Name andeutet, griechischer Herkunft[3]. Während aber im Osten die griechischen Eindringlinge sich schon früh, über die Ereignisse des Tages hinausgehend, mit universalgeschichtlichen Problemen befassen, dienen sie in Rom, soweit wir sehen können, fast ausschließlich den politischen Zwecken der Gegenwart. Eine Ausnahme scheint der von Phlegon aus Tralles mitgeteilte römische Sibyllenspruch zu machen, über den viel Licht verbreitet wurde[4], ohne daß er aber vollständig aufgehellt worden wäre. Die uns erhaltenen Verse entstammen der ernsten Zeit des ausgehenden dritten vorchristlichen Jahrhunderts; sie erwarten Hilfe aus hellenischem Lande, und der Troer wird als Retter des Vaterlandes bezeichnet[5]. Vielleicht war es der Glanz des Namens Ilion, der auch Alexander den Großen bewog, an dieser klassischen Stätte an die großen Erinnerungen der Vorzeit anzuknüpfen[6]; vielleicht war es das Bestreben der Römer, die sich von dort den Meteorstein, welcher die idageborene Göttin darstellte, den Talisman Kleinasiens, holten, gestützt auf ihre mystische Abstammung als Erben Asiens aufzutreten[7]; vielleicht dürfen wir auch aus diesen Versen

[1] Vgl. meine Besprechungen des Buches von F. Zurbonsen (Die Sage von der Völkerschlacht der Zukunft „am Birkenbaum“. Köln 1897) im Historischen Jahrbuche der Görresgesellschaft XIX (1898), 445 und im Litterarischen Handweiser Nr. 688/9, Sp. 246.

[2] *Iosephus,* Ant. 1, 4, 3. Vgl. Schürer a. a. O. III[3], 444.

[3] Meisterhaft orientiert über die ganze sibyllinische Frage Schürer a. a. O. 421 ff. Wichtig sind auch Herm. Diels' Sibyllinische Blätter. Berlin 1890.

[4] Von Diels a. a. O.

[5] Ebd. S. 102 f.

[6] Ebenso auch Agesilaos bei seinem Perserfeldzuge. Vgl. *Xenophon,* Hell. 3, 4, 3 und die auf Philipp gemünzte Digression des *Isokrates,* Panath. 74 sqq. Diels a. a. O. 100.

[7] Diels S. 100.

einen Widerhall jener jüdischen Prophetie von dem kommenden griechischen Welterretter vernehmen. Uns interessiert der weite Blick, den der Verfasser dieses Sibyllenspruches über das gesamte Welttheater wirft, uns interessiert der Hauch universalhistorischen Empfindens, der uns aus diesen Versen entgegenweht und der auch überhaupt die ganze Sage von der Trojanerherkunft der Römer wegen ihrer bewußten Anknüpfung an die Geschichte Asiens und danach auch den etwas verspäteten Spruch des delphischen Orakels, das nach der Schlacht bei Kynos Kephalai der γενεὰ Τρώων den Sieg über Hannibal und Philipp verheißt, durchzieht.

Den Römern mußte, je weiter sie den Sieg über die Länder der bekannten Erde trugen, um so mehr das Bewußtsein eines großen Zusammenhangs der gesamten Menschheit aufgehen. Als die Könige Perseus und Genthius niedergeworfen waren, setzte Cato im Senate den Beschluß durch, daß Macedonier und Illyrier frei erklärt wurden, „damit allen Völkern klar werde, daß die Waffen des römischen Volkes nicht den Freien Knechtschaft, sondern den Dienenden Freiheit bringen" [1]. Einen ähnlichen weiten Blick verrät eine Aufzeichnung eines sonst nicht bekannten Ämilius Sura, worin behauptet wurde, daß die Römer nach dem Siege über Antiochus III. im Jahre 190 zur Universalherrschaft gelangt seien; Assyrer, Meder, Babylonier, Perser, Macedonier hätten sich früher aller Völker bemächtigt, nun aber sei die Oberherrschaft an das römische Volk übergegangen [2].

Diese universalhistorische Auffassung des Berufes des Römertums kleidet sich zuerst unter den Cäsaren in das sibyllinische Gewand. Große Umwälzungen sind das Lebenselement sibyllinischer Dichtung, und so darf es nicht wundernehmen, daß die einzigartige Machtstellung Cäsars dieser Richtung der Prophetie starke Impulse gab. Bald nach Cäsars Tode verbreitete sich das wohl falsche Gerücht, der Orakelpriester L. Aurelius Cotta habe in derselben Sitzung, in welcher Cäsar ermordet wurde, einen sibyllinischen Vers

[1] *Livius* 45, 18, 1. Max Büdinger, Die Universalhistorie im Altertume (Wien 1895) 74.

[2] C. Trieber (Die Idee der vier Weltreiche in „Hermes" XXVII [1892], 337) verweist nach Th. Mommsens Vorgang (Solini collectanea, praef. p. LXVI) auf die Randbemerkung, welche durch einen glücklichen Zufall in den Text des Vellejus (1, 6, 6) hineingeraten ist. Die Stelle lautet: Assyrii principes omnium gentium rerum potiti sunt, deinde Medi, postea Persae, deinde Macedones. Exinde duobus regibus Philippo et Antiocho, qui a Macedonibus oriundi erant, haud multo post Carthaginem subactam devictis summa imperii ad populum Romanum pervenit. Wenn Trieber aber weiter behauptet, daß ein kleinasiatischer Grieche zuerst die Theorie von den vier Weltreichen aufgestellt und darunter das römische als das letzte bezeichnet habe, so folge ich ihm nicht mit Büdinger (a. a. O. 75), sondern halte durchaus an der Priorität des parsistischen und jüdischen Periodenschemas fest.

vorgelesen, der verlangt habe, daß derjenige, der wirklich König sei, auch so genannt werde[1]. Deutlicher tritt sibyllinischer Einfluß in der berühmten vierten Ekloge des Vergil zu Tage, in der sich der Lobsänger von Pollios zu erwartendem Sohn direkt auf die kumäische Sibylle beruft. In dieser Ekloge, welche später auf den Heros der neuen Zeit, auf Augustus umgedeutet wurde, wird die Sibylle zur Wortführerin der messianischen Erwartungen, die in Ost und West die Gemüter stärkten und erhoben. Augustus starb, aber er nahm die Hoffnungen auf den kommenden Befreier nicht mit sich ins Grab; als indes der letzte seines Stammes, als Nero ebenfalls dahingerafft wurde, da will das Volk nicht an seinen Tod glauben, sondern schenkt der Sage seiner Wiederkehr, welche bereits die Sibyllinen kannten[2], Glauben. Thatsächlich galt Nero, wie wir schon sagten, als der verheißene Messias des Ostens! Der Sage von seiner Wiederkehr stellten die Christen eine gleiche Sage entgegen, welche aber aus dem ursprünglichen Messias den am Ende der Tage wiederkehrenden antichristlichen Kaiser machte. Genauer sind wir dann in der Folgezeit über ein Vaticinium unterrichtet, das die Haruspices nach der durch den Blitz erfolgten Zerstörung des Kenotaphs der Kaiser Tacitus und Florian in Interamnum verkündeten. Hiernach soll sich aus dem Geschlechte dieser Kaiser ein weltbeherrschender Fürst erheben, welcher 120 Jahre lebt und ohne Erben stirbt, nachdem er dem Senate die Herrschaft zurückgegeben hat. In dieser Weissagung lebt die alte jüdische Alexanderprophetie mit ihren charakteristischen Einzelverheißungen wieder auf, in dieser Weissagung haben wir die erste uns bekannte datierbare Fassung der mittelalterlichen tiburtinischen Sibylle[3]. Der hier noch zu Tage tretenden ursprünglichen Fassung des sibyllinischen Orakels gesellte sich bald eine der veränderten Weltanschauung angepaßte zu. Nachdem die Sibyllen einmal in Rom heimisch geworden waren, genossen sie alsbald Ansehen bei den Heiden und vornehmlich auch bei den Christen, welch letztere sie ihrer eigenen Propaganda dienstbar machen. Die von christlichen Gedanken durchtränkte hebräische Sibylle bemächtigt sich der römischen Kaiserprophetie und sucht den kosmopolitischen Gedanken der letzteren mit dem universalen des Christentums in harmonische Vereinigung zu bringen — ein Vermischungs-

[1] Quorum [sc. Sibyllae versuum] interpres nuper falsa quadam hominum fama dicturus in senatu putabatur, eum, quem re vera regem habebamus, appellandum quoque esse regem, si salvi esse vellemus. *Cicero,* De div. 2, 54; Ad Att. 13, 44. Vgl. *Sueton.*, Caes. 79. Th. Mommsen (Römische Geschichte III[4] [1866], 469) bezeichnet die Nachricht als falsch.

[2] Näheres darüber bei Kampers, Kaiseridee 9 u. 177.

[3] *Flavii Vopisci Syracusii* Tacitus c. 15. Vgl. Kampers a. a. O. 10 u. 177.

prozeß, bei dem selbstredend die mehr äußerlichen Züge der hebräischen und der römischen Prophetie sich auch zu einer einheitlichen Form zusammenzuschließen suchen. Es ist ein ähnlicher Vorgang wie jener der Adoption der Theorie vom römischen Weltimperium durch das Christentum, ein Vorgang, der wahrscheinlich auf Priorität vor letzterem Anspruch machen kann und darum vielleicht einen bedeutenden Einfluß auf diesen besessen haben wird.

Nach dem Falle Jerusalems entstandene neue sibyllinische Bücher dokumentieren diesen charakteristischen Vermischungsprozeß[1]. Von diesen Neubildungen sei hier vor allem das achte Buch der Sibyllinen erwähnt, welches am reinsten den Charakter der im christlichen Sinne weitergebildeten Tradition offenbart. Zu Eingang dieses Buches erzählt die Sibylle, sie sei nach Italien geschickt, der letzten Macht, die noch über die Welt gebieten solle. Aber schon erhebt sie ihren Weheruf über Rom und verkündet, daß mit dem fünften Alter des Phönix der Herrscher aus Asien — gemeint ist Nero — kommen und Rom verderben wird. Dann aber erhebt sich ein heiliger Fürst nach einer allgemeinen maßlosen Sittenverderbnis und führt die Sabbatzeit der Welt herauf[2]. Im Banne dieser veränderten eschatologischen Erwartung steht der christliche Dichter Kommodian, der außer dem wiederkehrenden Nero den eigentlichen Antichrist verheißt, der mit den vier Völkern der Perser, Meder, Chaldäer und Babylonier — ein merkwürdiges universalhistorisches Phantasiebild — Nero tötet und Rom verbrennt, aber alsdann von Christus überwunden wird[3].

Die christliche sibyllinische Dichtung hat sich auf das engste mit den Geschicken des römischen Imperiums verknüpft; sie war nunmehr befähigt, zu einer Trägerin der römisch-deutschen Kaiseridee zu werden. Der ursprüngliche Haß gegen die neue Weltmacht wird mehr und mehr abgeschwächt, und der Fall Roms bedeutet schließlich nur noch das sichtbare Zeichen für den Anbruch der messianischen Zeit unter dem Scepter eines römischen Imperators.

Die Beispiele für eine apokalyptische Wertung des römischen Kaisertums ließen sich mehren; wir lassen uns die wenigen Züge genügen, die hinreichend darthun, daß diese eigenartige Wertung aus der jüdischen sibyllinischen Litteratur in den Vorstellungskreis des römischen Volkes überging. Wir dürfen aber noch einen Schritt weiter gehen und behaupten: diese jüdische eschatologische Auffassung Roms als letzter Weltmacht war zuerst durch die uns bereits bekannte Alexanderprophetie nach Rom gelangt, und das my-

[1] Vgl. u. a. Orac. sibyll. lib. 4, 132 sq.

[2] Orac. sibyll. lib. 8, 9. 43 sqq. 139 sqq. 159 sqq. 185 sqq.

[3] Näheres bei Kampers, Kaiseridee 13 f. u. 179.

stische Bild der Weltherrschaft des großen Macedoniers hat das Modell abgegeben zur Bildung der römischen Kaiseridee; nicht nur die Wurzeln der Idee des römischen Weltimperiums an sich, sondern auch die Wurzeln jener apokalyptischen Wertung der neuen Weltherrschaft, wie sie seit Cäsar in Rom die Jahrhunderte hindurch wahrnehmbar ist, liegen in der vorchristlichen hellenistischen Alexanderprophetie.

Der erste, der bewußt die Alexandertradition zu politischen Zwecken verarbeitete, war — so weit wir sehen können — Vergil. Von dem Bilde des großen Macedoniers entlehnte er die Farben zu seiner Schilderung des messianischen Kaisertums des Augustus. Nachweislich[1] wurden die Verse des sechsten Buches der Äneis, welche dem gepriesenen Weltherrscher gewidmet sind, im engen Anschluß an ein Alexanderenkomion gearbeitet. Wie Alexander, wird nach Vergil auch Augustus die Grenzen der bewohnten Welt hinter sich lassen und Wunderwerke gleich Herakles, dem Ahnherrn des großen Macedoniers, verrichten. Daß dieses Alexanderenkomion apokalyptisch gefärbt und im sibyllinischen Stile gehalten war, geht aus der dichterischen Umarbeitung des Vergil hervor und würde außerdem durch die auf sibyllinische Autorität sich stützenden Verse der schon genannten vierten Ekloge bewiesen werden. In dieser Ekloge, die dem klassischen Liebling des Mittelalters bis auf die Tage, da ein Größerer sich von ihm aus den Tiefen der Hölle auf den Gipfel des Fegefeuerberges führen ließ, ein merkwürdiges Ansehen als heidnischem Propheten des Welterlösers geben sollte, lassen sich einzelne Wendungen eines sibyllinischen Vaticiniums jüdischen Ursprungs nachweisen[2]. Jene Gerüchte einer messianischen Wiederkehr des großen Macedoniers wollten eben nicht verstummen, und geschickt suchte ihnen Vergil dadurch den Boden zu entziehen, daß er sie auf seinen gefeierten Kaiser umprägte. Aber auch dann noch tauchen sie wieder auf, und die fortlebende Erwartung, die ja in den heidnischen Orakelsprüchen des erwähnten Religionsgespräches am Hofe der Sasaniden zum Ausdruck kam, verdichtet sich unter Elagabal zu der Erzählung, der König sei wieder erstanden. Damals, so erzählt uns Dio[3], erschien in den Uferlandschaften an der Donau ein Dämon, der an Gestalt dem König Alexander von Macedonien glich; er durchzog Mösien und

[1] Vgl. den Exkurs.

[2] Dagegen soeben S. Sudhaus, Jahrhundertfeier in Rom und messianische Weissagungen, im Rheinischen Museum für Philologie, N. F. LVI (1901), 37 ff. Die Richtigkeit der Nachweise Marx' und Nordens wird aber, hoffe ich, durch den Gang meiner Untersuchungen eine Stütze erhalten.

[3] *Dio* 79, 18. Vgl. Victor Duruy, Geschichte des römischen Kaiserreiches. Deutsch von Gust. Hertzberg IV (Leipzig 1888), 279; Jak. Burckhardt, Constantin (3. Aufl. Leipzig 1898) 245; Erwin Rohde, Der griechische Roman und seine Vorläufer (Leipzig 1876) 185, Anm. 1.

Thracien nach der Art des Dionysos mit 400 Begleitern, welche Thyrsusstäbe und Felle von Hirschkälbern trugen. Niemand that ihnen etwas zuleide, dagegen wurden ihnen Nachtquartiere und Lebensmittel auf Kosten der Städte angewiesen, die sie berührten, weil niemand wagte, sich ihnen zu widersetzen. Am hellen Tage zog dieser Alexander wie in einem Festaufzuge nach Byzantion, wohin ihn, wie er sagte, sein Weg führte. Von hier aus erreichte er das Gebiet von Chalcedon, wo er nach Darbringung nächtlicher Opfer verschwand. Auch jene Prophetie der tiburtinischen Sibylle von dem sich erhebenden Griechenkaiser, jenes Trostbüchlein des Pseudo-Methodius, die Paraphrase zu den vorgeblichen Orakeln Kaiser Leos thun dar, daß die Alexandererwartung durch die Jahrhunderte hindurch fortlebte, fortlebte noch in den Gerüchten, welche die Beduinen auf ihren Wüstenritten sich, nachdem Napoleon den ägyptischen Boden betreten hatte, zuraunten, daß Iskender wiederum erschienen und morgenwärts gezogen sei. Am deutlichsten tritt aber das Vorhandensein einer derartigen sibyllinischen Unterströmung zu Tage in dem Alexanderkult, den die römischen Kaiser pflegten. Wenn die Inhaber des neuen Weltimperiums direkt zum Zwecke politischer Prätensionen an die Alexandertradition anknüpften, wenn einzelne Kaiser sich geradezu als Inkarnationen des jungen Welteroberers betrachteten, so ist damit die Bedeutung dieser Tradition für die Entwicklungsgeschichte der römischen Kaiseridee bewiesen.

Cicero erzählt bereits, daß der junge Crassus durch Alexanders Bild ins Verderben gelockt wurde[1]; und daß auf diesen König in den Schulen Lobreden gehalten wurden, berichtet er an anderer Stelle[2]. Kein Wunder, daß der erste bewußte Vertreter monarchischer Ideen, der große Cäsar, zu Alexanders Heldengestalt bewundernd aufschaute. Da er als Quästor in Spanien war, erblickte er in Gades eine Statue des Königs, und wie vordem Alexander durch die Thaten des Achilleus, so ward auch er zur Trauer gestimmt darüber, daß der junge Macedonier in seinem Alter bereits die Welt erobert habe, und deshalb forderte er seine Entlassung, um günstigere Gelegenheiten zu größeren Unternehmungen in Rom ausnutzen zu können. Auffällig trifft damit die daran gereihte Erzählung zusammen, daß die Traumdeuter ihm damals die Weltherrschaft verkündigt hätten[3]. Viel merkwürdigeres Gepräge nimmt der Kult an, den Augustus mit der Person des macedonischen Heros trieb. Sueton[4] erzählt von merkwürdigen Vor-

[1] *Cicero,* Brutus 282. Hirzel a. a. O. 71, Anm. 2.

[2] *Cicero,* De oratore 2, 341; De fin. 2, 116. Auct. ad Her. 4, 31. Vgl. E. Norden, Ein Panegyricus auf Augustus in Vergils Äneis, im Rheinischen Museum für Philologie, n. F. LIV (1899), 468.

[3] *Suetonius,* Caes. 7. [4] *Suetonius,* Aug. 94.

bedeutungen, die den Augustus vor, bei und nach seiner Geburt auf seine künftige Größe und sein ununterbrochenes Glück hinweisen. Wenn von ihm berichtet wird, daß in seiner Vaterstadt Velletri eine Weissagung umgelaufen sei, nach der ein Bürger dieser Stadt sich der höchsten Gewalt bemächtigen sollte, wenn der Syrer Julius Marathus bekundet, wenige Monate vor der Geburt des Augustus sei durch ein Wunderzeichen in Rom wiederholt geweissagt worden, die Natur sei im Begriffe, dem römischen Volke einen König zu gebären, worauf der erschreckte Senat beschlossen habe, daß kein in diesem Jahre geborenes Kind aufgezogen werden solle, ein Beschluß, der aber keine Gesetzeskraft erhielt[1], wenn der Senator und Astrolog Nigidius Figulus, als er von dieser Geburt hört, den Ausspruch thut, in dieser Stunde sei dem Erdkreis der Herr geboren[2], wenn Quintus Catulus nach der Weihe des Kapitols in einem Traumgesicht einmal schaut, wie dem spielenden Knaben Augustus von Jupiter das Bild der Göttin Roma in den Schoß gelegt wird, und sodann, wie dieser auf den Knien des Gottes sitzt, welch letzterer den Tempeldienern bedeutet, daß dieser Knabe zum Heile des Staates erzogen werde, so haben wir in diesen Vorbedeutungen, was namentlich aus dem Zusammenhang der Weissagung des Marathus mit dem bethlehemitischen Kindermord hervorgeht, ersichtlich einen Niederschlag der damals die Welt bewegenden messianischen Erwartung. Wenn aber an derselben Stelle von Sueton erzählt wird, daß die Mutter des Augustus im Tempel des Apollo, des Sonnengottes, unter dem das neue goldene Zeitalter erwartet wurde, schlafend das Gefühl gehabt habe, sie sei von einem Drachen befruchtet worden, daß an ihrem Leibe sich Flecken in Gestalt eines Drachen gezeigt hätten, worauf sie nach Verlauf von zehn Monaten den Augustus geboren habe, der deswegen als Sohn des Apollo gegolten habe[3], wenn weiter erzählt wird, daß thracische Priester im Hain des Dionysos dem opfernden Octavius, der das dortige Orakel über seinen Sohn befragt habe, verkündigt hätten, ihm sei dasselbe Prodigium beim Opfern erschienen wie vordem Alexander, wenn endlich hinzugefügt wird, Octavius habe seinen Sohn in einem Traum in übermenschlicher Größe mit Blitz und Scepter sowie mit den Prachtgewändern des olympischen Jupiter und einer Strahlenkrone gesehen, so spricht aus diesen der Alexandertradition entnommenen Zügen deutlich das Bestreben des Kaisers oder das seiner Anhänger, dem großen Weltherrscher möglichst nahe

---

[1] Vgl. die interessante Anmerkung Nordens (a. a. O. 474) gegen Herm. Usener, Religionsgeschichtliche Untersuchungen I (Bonn 1889), 77f.

[2] Genauer bei *Dio Cassius* 45, 1.

[3] Vgl. hierzu A. Marx, Griechische Märchen von dankbaren Tieren und Verwandtes (Stuttgart 1889) 123.

zu kommen. Nicht minder bemerkenswert ist, daß sowohl bei Augustus wie bei Alexander ein Stern der Künder der kommenden Größe ist[1]. Noch andere Thatsachen lassen sich für den Alexanderkult dieses Imperators anführen; so die, daß er das Grab Alexanders besichtigte[2], so die, daß er zunächst mit dem Bilde Alexanders siegelte[3]. Der Alexanderkult überlebte den Tod des Augustus. Gleich die jäh abgebrochene Heldenlaufbahn des Germanicus forderte die Zeitgenossen zu einem Vergleich seiner Thaten mit denen des Alexander heraus; namentlich waren es die seinen Tod begleitenden Umstände, welche zu einer derartigen Parallele veranlaßten[4]. Die ungünstigen Urteile des Valerius Maximus[5] über Alexander legen zwar den Gedanken nahe, daß der Alexanderkult unter Tiberius zurücktrat, doch ist dem nicht so. Wenn Sueton[6] nämlich von der Livia, der Mutter dieses Kaisers, erzählt, daß sie, während sie mit ihm schwanger ging und zu erfahren suchte, ob sie einem Knaben das Leben geben würde, einmal ein Ei aus dem Neste der Bruthenne genommen habe, aus dem alsdann ein Hähnchen gekrochen sei, so erinnert dieses Ei zu lebhaft an dasjenige, durch welches in dem Religionsgespräch und im Alexanderroman des Pseudo-Kallisthenes dem jungen Alexander die Weltherrschaft verkündet wird. Das Königtum war ja auch dem Tiberius durch den Mathematiker Scribonius verheißen worden[7]. Unter Caligula scheint der Alexanderkult auch in Blüte gestanden zu haben; wenigstens liebte es dieser Kaiser, sich in dem Panzer Alexanders zu zeigen, welchen er sich aus dessen Begräbnisstätte hatte holen lassen[8]. Nero sodann sehen wir Anstalten treffen zu einem Zuge nach den kaspischen Thoren mit einer neuen Legion, welche er die Phalanx Alexanders des Großen nannte[9]. In hervorragendem Maße schwebte das Alexanderideal vor dem Ausländer auf dem Throne der Cäsaren, Trajan. Hatte doch auch der Macedonier die Herrschaft über die Griechen und über die ganze Welt an sich gerissen; so lockte ihn das Bild dieses Welteroberers auf dessen Spuren bis nach Asien hinein und schließlich in den Tod[10]. Mit griechischen Worten, was ausdrücklich hervorgehoben wird, hatte eine Krähe von der Spitze des Kapitols herab das Kommen seiner glücklichen Regierung verheißen[11]. Griechisch,

[1] Vgl. darüber den Exkurs. [2] *Dio Cassius* 51, 16. *Sueton.,* Aug. 18.

[3] *Sueton.,* Aug. 50. *Plinius,* Hist. nat. 37, 10. *Plutarch.,* Praec. pol. 18.

[4] *Tacitus,* Ann. 2, 73. Et erant qui formam, aetatem, genus mortis, ob propinquitatem locorum, in quibus interiit, magni Alexandri fatis adaequarent. Auch auf sein Leben wird der Vergleich durchgeführt.

[5] *Valerius Maximus* u. a. 9, 5. Ext. 1. Hirzel a. a. O. 74.

[6] *Sueton.,* Tiberius 14. [7] Ibid. [8] *Sueton.,* Caligula 52. [9] *Sueton.,* Nero 19.

[10] *Dio Cassius* 68, 29, 1 sagt ausdrücklich, daß nicht gerade politische Motive ihn in diesen Krieg getrieben hätten. Hirzel a. a. O. 74.

[11] Epit. de Caes. 13. Hirzel a. a. O. 71.

nicht römisch war die Färbung, die das Weltbürgertum dieses Monarchen trug; deshalb entnahm er auch sein Ideal der griechischen Geschichte, um so mehr, als dieses Ideal die Gemüter noch immer gefangen hielt. Was für den Macedonier Achilleus war, das war Alexander für ihn; wie Alexander in Ilion dem Griechenhelden opferte, so opferte Trajan in Babylon seinem Heros in dessen Sterbezimmer[1]; wie aus andern Gründen Alexander den Achill, so pries Trajan nicht ohne Neid Alexander glücklich, dessen Jugend ihm vergönnt habe, bis nach Indien vorzudringen; wie dieser hatte auch er seine ersten Erfolge im Norden errungen und wollte auch er die letzten Lorbeeren im Süden pflücken. „Heller strahlte", sagt Rudolf Hirzel[2], „das Bild des Heldenjünglings als zu der Zeit, da in dem Wettkampf, den der Historiker der Republik anführte[3], es vor römischer Bürgertugend und Kraft in Schatten gedrängt wurde." Schon unter Trajan aber, und deutlicher noch unter Hadrian wendet sich gegen diese ihrem innersten Wesen nach doch eschatologisch gefärbte Strömung des Alexanderkults die philosophische Gegenströmung. Zwar wurde dieser Kaiser wegen seines romantischen Philhellenismus als Gräculus bezeichnet[4], aber in der Hauptsache huldigte er dem Cynismus, dem Diogenesideal, und das Alexanderideal mußte zurücktreten[5]. Völlig scheint das erste obsiegt zu haben unter dem Philosophen Marc Aurel; denn dieser betont ausdrücklich, daß er nicht Alexander, sondern Diogenes sein will[6]. Vorzüglich offenbart sich diese philosophische Gegenströmung schon in den Schriften des Dio Chrysostomus und des Plutarch. Beide sind bemüht, in Alexander seinen römischen Bewunderer Trajan zu ehren. Aus Dios Schriften sehen wir aber bei aller Vorsicht doch immer den Cyniker hervorlugen, der nach den Flecken im Charakterbilde des großen Königs späht und ihm durch Diogenes eine Zurechtweisung zu teil werden läßt; aber dennoch entwirft er ein Lichtbild von seinem Helden. Plutarch hingegen sucht jede Spur eines Gegensatzes zwischen Alexander und der Philosophie zu verwischen; umgekehrt ist es gerade die Philosophie, welche den König für den Krieg gegen die Perser ausrüstet, und für deren Verbreitung er mehr gethan hat als Sokrates und Platon. Alexander wird unter seiner Hand zur Heroengestalt, die das cynisch-stoische Ideal des Weisen darstellt; er erscheint als ein zweiter Herakles, der den Kampf der Tugend mit dem widrigsten Schicksal siegreich besteht[7]. Wenn aber auch später noch in den Totengesprächen des Lucian dem Cyniker der Vorzug

[1] *Dio Cassius* 68, 30, 1. [2] A. a. O. 72.
[3] *Livius* 9, 17. [4] Epit. de Caes. 14.
[5] Hirzel a. a. O. 261 f.
[6] *Marc. Aurel.* 8, 3. Hirzel a. a. O. 262 ff.
[7] Vgl. oben S. 35 und Hirzel a. a. O. 73 ff.

vor Alexander zugewiesen wird [1], wenn auch noch später in den Cäsares des Julian [2] die alte Synkrisis zwischen Alexander und Diogenes in leichter Verhüllung wieder erscheint, da hier weder Alexander noch Cäsar bei der Bewerbung um den Ruhm des besten Herrschers den Preis erhalten, sondern der Philosophenkaiser Mark Aurel, so zeigt diese ganze philosophische Gegenströmung doch nur, wie stark der Alexanderkultus in Wirklichkeit war. Thatsächlich überlebte er auch die scharfen philosophischen Angriffe; das Volk hielt fest an dem alten Idol, was schon die als Talisman getragenen Schaumünzen aus jener Zeit darthun [3]. Nicht angekränkelt von der philosophischen Spekulation sehen wir Caracalla in Thracien den Alexander spielen. Eine wahre Sucht hatte dieser Kaiser, überall Bildsäulen des von ihm verehrten Helden aufzustellen, so vornehmlich auf dem Kapitol und in andern Tempeln; immer aber wußte er Beziehungen zwischen diesen Statuen und seinen eigenen herzustellen. Vor der für uns allerdings bedeutsamen Lächerlichkeit schreckte er nicht zurück, einer einzigen Bildsäule zwei Gesichter zu geben, sein eigenes und das des Alexander. Damit stimmt eine andere Nachricht überein, daß er behauptet habe, die Seele Alexanders sei in seinem Körper wieder auf Erden erschienen. Er selbst liebte es, sich in macedonischer Tracht zu zeigen, hielt sich eine macedonische Phalanx und verfolgte die Aristoteliker, da er glaubte, daß diese den Tod Alexanders verschuldet hätten [4].

Von der erregten Alexandererwartung unter Elagabalus haben wir bereits gehört; charakteristisch für den Kult des großen Macedoniers ist es, daß der von ihm an Kindes Statt angenommene Alexianus den Namen des macedonischen Königs führen mußte [5]. Unter dem letzteren, Severus

---

[1] Hirzel a. a. O. 319. Derselbe weist aber II, 331, Anm. 3 die Annahme H. Nissens (Über die Abfassungszeit von Arrians Anabasis, im Rheinischen Museum XLIII [1888], 245) zurück, daß das 12. Totengespräch als eine Satire auf den großen Macedonier aufzufassen sei. [2] Hirzel a. a. O. 344f.

[3] Vgl. u. a. *Trebellii Pollionis* Tyranni trig. 14, 3sq.: Non mihi praetereundum videtur de Macrianorum familia, quae hodieque floret, id dicere, quod speciale semper habuerunt. Alexandrum Magnum Macedonem viri in anulis et argento, mulieres et in reticulis et dextrocheriis et in anulis et in omni ornamentorum genere exculptum semper habuerunt, eo usque ut tunicae et limbi et paenulae matronales in familia eius hodieque sint, quae Alexandri effigiem de liciis variantibus monstrent. Vidimus proxime Cornelium Macrum ex eadem familia virum, cum cenam in templo Herculis daret, pateram electrinam quae in medio vultum Alexandri haberet et in circuitum omnem historiam contineret signis brevibus et minutulis, pontifici propinare, quam quidem circumferri ad omnes tanti illius viri cupidissimos iussit. Quod idcirco posui, quia dicuntur iuvari in omni actu suo, qui Alexandrum expressum vel auro gestitant vel argento.

[4] *Dio* 77, 7, 8. *Herodian*. 4, 8. [5] *Herodian*. 5, 7.

Alexander, scheint der Kult am meisten gepflegt worden zu sein. Schon der Tag der Geburt dieses Kaisers wird in chronologische Berührung mit dem Todestage Alexanders gebracht; seine Mutter gebar ihn in einem Tempel des Macedoniers; er selbst empfing dessen Namen, aus einem Ei — wir erinnern an den ähnlichen Vorgang im Leben des Tiberius — prophezeien ihm die Wahrsager, wie bei Alexander, die Weltherrschaft; seine Amme soll Olympias und deren Mann Philippus geheißen haben; am Tage seiner Geburt erschien ein glänzender Stern, und dergleichen Parallelen noch mehrere. So kann es nicht wundernehmen, daß er in ähnlicher Weise wie Caracalla als Alexander angesehen werden wollte[1]. Noch unter Philippus Arabs taucht ein Abenteurer Jotapian auf[2], und zwar zu der Zeit, als Rom das tausendjährige Gründungsfest der Stadt feierte, der als Nachkomme Alexanders für sich die Weltherrschaft reklamierte. Daß der Alexanderkult auch später noch blühte, geht daraus hervor, daß höfische Schmeichelei den Maximian und Konstantin über den großen Macedonier erhob[3]. Der Alexanderkult in Rom, der durch all diese Zeugnisse — mögen sie stellenweise auch nur den Wert einer Anekdote besitzen — dargethan wird, offenbart sich als das bewußte Zurückgehen auf die apokalyptischen Erwartungen, welche man, seitdem das Gestirn des Macedoniers meteorartig die Welt überstrahlt hatte, in hellenistischen Kreisen zunächst auf ihn setzte, und in diesem Zurückgehen spricht sich, wenn auch vielleicht unbewußt, die Erkenntnis aus, daß die Idee des Weltimperiums ein Erbteil der versinkenden Welt des Griechentums ist.

Die Idee des Weltreiches war in der Zeit der römischen Republik noch nicht erwacht; erst Alexander hatte diesem orientalischen Erbgute die Form gegeben, die den Westen bezaubern sollte, hatte sie zugleich durchsetzt mit dem weiteren Gedanken einer göttlichen, auf ihrem eigenen Rechte ruhenden, durch sich selbst zur Beherrschung der Welt befähigten und berechtigten Monarchie[4]. Der auf die apokalyptische Tradition zurückgehende Alexanderkult ist es gewesen, der die Atmosphäre, aus der heraus das römische Imperium geboren werden sollte, wirksam durchzog, er ist es gewesen, der das neue Imperium von Anbeginn der Einwirkung der beiden großen, in Alexanders Monarchie verkörperten Gedanken aussetzte, und anknüpfend an die einzigartige Entwicklung dieses Gemeinwesens, mit seinem wunderbaren Eroberungstrieb, seiner staunenswerten Organisation des Staates, des Rechts und der bürgerlichen Gesetze eine Verbindung der staatsrechtlich gegebenen Gedanken des römischen Prinzipates mit diesen beiden Ideen durchsetzte. Diese

[1] *Lampridius* 13, 1 sq. und 64, 3. Vgl. auch den Exkurs.
[2] *Zosimus* in Corp. script. hist. Byzant. (Bonnae 1837) p. 23.
[3] Panegyrici veteres. Maxim. c. 10; Const. c. 5. [4] Kaerst a. a. O. 85.

Einwirkung erwies sich um so stärker, je weiter die römischen Adler über den Erdkreis vordrangen, je mehr der nivellierende Einfluß der römischen Weltpolitik Nationen und Städte zu einem Weltganzen zusammenzufügen suchte; denn ein Weltganzes wollte dieses staatlich so fein organisierte Imperium darstellen, ein Weltganzes, das die Gemüter durch seine innere Konsequenz von seiner Notwendigkeit überzeugte[1]. Gekrönt wurde diese Entwicklung durch das stolze Gesetzgebungswerk Justinians; das Weltreich beanspruchte seitdem in erhöhtem Maße allgemeine Geltung und dauernden Bestand; es wurde zum Abbild des „von den Philosophen verherrlichten, das Weltall durchdringenden Weltgesetzes, der Weltvernunft; und die lebendige Trägerin dieser Einheit des Rechtslebens war eben die kaiserliche Gewalt, die Repräsentantin des Weltreiches“[2].

In dieser Form wirkte die Idee auf die Jahrhunderte, das ganze Mittelalter hindurch. Zwar wurde sie, nachdem sie, das Erbteil des Hellenismus, so in Rom in gesetzmäßiger Form umgeprägt worden war, im Laufe der Zeit abermals umgegossen. Das Christentum setzte an die Stelle des stoischen Ideals eines Weltzusammenhangs, in welchem die Menschheit als ein Teil desselben eingefügt ist, das andere, größere eines die ganze Menschheit umfassenden Reiches Gottes auf Erden. Durch diesen Gedanken, der schon bei Daniel vorgebildet ist und dem eschatologischen Aufbau der Apokalypsen und Prophezeiungen zu Grunde liegt, wird „der Begriff des Weltreiches in den Zusammenhang einer höheren und umfassenderen, geschichtlich zu verwirklichenden Ordnung hinaufgehoben“[3]. Das instinktive Gefühl einer die Welt zusammenhaltenden transscendenten Macht hatte volles Leben gewonnen in dem Völkergedanken einer messianischen Welterlösung. Dieser Völkergedanke, unter Not und Verfolgung geboren, hatte Alexanders Königtum auch noch nach dem jähen Tode des Welteroberers zum Träger seiner Hoffnungen gemacht, hatte Jahrhunderte lang als eine im Verborgenen wirksame Macht der Geschichte, die zunächst auf Alexander und auf dessen Wiederkehr gesetzten Erwartungen sowie mit diesen die hellenistische Auffassung des Weltreiches überhaupt in dem neuen römischen Imperium abermals verkörpert und lebt fort in den Prophezeiungen des Mittelalters. So stark ergriff der große Gedanke der Welterlösung durch einen alles beherrschenden Fürsten die Gemüter, daß die Völker, wie sie in der klassischen Zeit von einer Wiederkehr Alexanders träumten, so im Mittelalter bis in die neuere Zeit ein Wiedererwachen der Kaiser Karl und Friedrich zur Heraufführung des ersehnten goldenen Zeitalters verkündeten.

---

[1] Kaerst a. a. O. 86 u. 97. [2] Ebd. S. 101. [3] Ebd. S. 103.

Materialien und Forschungen.

I.

Das Problem.

Mit den Worten: „Ich habe erweckt von Norden her, und er kommt vom Aufgang der Sonne, der meinen Namen anruft“ [1], begrüßte Isaias den gefeierten Kriegshelden, welcher Babylons verhaßte Macht brechen sollte; ihn nennt er den „Mann des Rates Jahves aus fernen Landen, der Jahves Wohlgefallen vollbringt, der Gerechte, den Jahve liebt, und den er von Osten und Norden gleich einem Raubvogel kommen läßt, um Könige und Völker zu richten und zu demütigen“ [2]. Wenn auch vielleicht die Juden über die Milde des Cyrus enttäuscht waren, so blieb ihm doch eine Stelle in der durchaus apokalyptisch gestimmten geschichtsphilosophischen Vorstellung der Juden von den vier Weltreichen. Flavius Josephus [3] noch weiß zu erzählen, daß die Juden dem Begründer der neuen Weltmacht die Weissagung Isaiä gezeigt hätten, daß er daraufhin Jehova als den einzig wahren Gott anerkannt und den Juden die Rückkehr in ihr Land erlaubt habe.

Ob nun dieser Bericht auf Wahrheit beruht oder nicht, jedenfalls beweist er, daß das spätere Judentum den welthistorischen Moment des Auftretens Cyrus' richtig erkannte und demselben eine universalgeschichtliche Bedeutung ersten Ranges beilegte. Die persische Weltmacht wurde durch die griechische abgelöst. Kein neuer Isaias erhob sich, um das aufgehende Gestirn Alexanders des Großen zu begrüßen; aber es ist schwerlich anzunehmen, daß die Persönlichkeit des letzteren, die Wucht seiner märchenhaften Erfolge nicht auch auf das gleichzeitige und spätere Judentum Eindruck gemacht hätten. Wenn man die ältere Deutung der letzten Weltmacht [4] auf die griechische in Betracht zieht, so mußte er in noch stärkerem Maße als Cyrus Träger der apokalyptischen Erwartung werden. Da überliefert uns nun derselbe Josephus, der Cyrus in das Danielische System einreihte, einen, wir dürfen sagen, verwandten Bericht auch über Alexander [5]. Letzterer verlangte von dem Hohen-

[1] Is. 41, 25. Vgl. weiter 13, 1 bis 14, 23; 21, 1—10, besonders aber 44, 28 und 45, 1.

[2] Vgl. die interessante Denkschrift bei C. P. Tiele, Babylonisch-assyr. Geschichte (Gotha 1886) 473 f.

[3] Ant. 11, 1.

[4] Siehe oben S. 13 f. Wir setzen auch hier die Existenz des Danielischen Periodenschemas vor Alexander voraus.

[5] Ant. 11, 8. Ähnlich wird auch in den Excerpta graeca barbari, die wohl auf alexandrinische Quelle zurückgehen, berichtet (*C. Frick*, Chronica minora I [1892], 271): Ὡς γὰρ ἔκτισεν Ἀλέξανδρος Ἀλεξάνδρειαν τὴν κατ' Αἴγυπτον ἐλθὼν εἰς τὰ Ἱεροσόλυμα

priester Hilfstruppen, Verpflegung für sein Heer und denselben Tribut, den man dem Darius gezahlt habe. Der Hohepriester weigerte sich indes, dem Darius den Schwur zu brechen. Daraufhin entschloß sich Alexander, nach der Eroberung von Gaza nach Jerusalem zu gehen. Als Jaddua, der Hohepriester, das vernahm, kam große Furcht über ihn; aber nach einem Bittfeste tröstete ihn Gott im Traume und befahl ihm, die Stadt zu bekränzen und die Thore zu öffnen. Das Volk, so lautete der Befehl weiter, sollte in weißen Kleidern, Jaddua mit den Priestern im Ornat dem König entgegenziehen, Gott werde ihn nicht verlassen. So geschah es, und als Alexander den feierlichen Aufzug sah und den Hohenpriester im Ornat erblickte, auf dem Haupte die Kidaris mit dem Goldblech, auf dem der Name Gottes geschrieben stand, da ging er allen voraus, fiel nieder vor dem Namen und grüßte zuerst den Hohenpriester. Dem Ausdruck des Erstaunens darüber von seiten des Parmenio begegnet er mit den Worten: „Nicht vor diesem falle ich nieder, sondern vor seinem Gott, dessen Hohespriestertum er bekleidet; denn diesen Mann sah ich in derselben Nacht im Traume, als ich in Dion in Macedonien war; und da ich bei mir erwog, wie ich Asien unterwerfen könne, hieß er mich guten Mutes sein, nicht zögern hinüberzugehen, er selbst wolle mein Heer führen und das Reich der Perser in meine Hand geben. Niemals habe ich einen andern Mann in solchen Kleidern gesehen. Da ich diesen nun erblickte und des Traumgesichtes gedenke, so glaube ich, daß ich unter Gottes Leitung zu Felde ziehen, den Dareios besiegen, das Reich der Perser zerstören und alle meine Pläne ausführen werde.“ Nach diesen Worten ging der König in die Stadt und opferte nach der Anleitung des Hohenpriesters dem Jahve und ehrte den Hohenpriester und die Priester nach Gebühr. Man zeigte ihm das Buch Daniel, in dem geschrieben stand, daß ein Hellene das Perserreich überwinden werde. Diese Weissagung bezog Alexander auf sich, freute sich dessen und entließ das Volk. Am folgenden Tage gewährte er Steuerfreiheit und versprach, daß die Juden in Babylonien und Medien ihren Gewohnheiten ungehindert treu bleiben dürften.

„Alexander der Große, der gewaltigste Held des Altertums, beugt sich vor Jahve und bringt ihm an heiliger Stätte, in Jerusalem, ein feierliches Opfer dar. Welch ein ‚welthistorischer Moment‘, welch ein erbaulicher Gedanke! Kann man sich wundern, daß orthodoxe christliche Theologen und jüdische Rabbinen zäh an dieser Erzählung festhielten, wenn selbst ein Mann wie Droysen in der zweiten Auflage seiner Geschichte des Hellenismus sie im wesentlichen für wahr nimmt?“ Also leitet Hugo Willrich in einer gewiß verdienstlichen Schrift seine kritische Behandlung dieser „Alexanderlegende“

κύριον τὸν θεὸν προσεκύνησεν εἰπών· Δόξα σοι, θεός, ὁ μόνος παντοκράτωρ, ὁ ζῶν εἰς αἰῶνας. Ἦν δὲ τότε ἐν Ἱερουσαλὴμ ἀρχιερεὺς Ἰαδδούς. Sackur (Sib. Forschungen 73) verweist auf spätere Berichte. Der Perserkönig Chosroes erklärte sogar, die heilige Jungfrau sei ihm erschienen und habe ihm gesagt, daß sie Alexander dem Großen die Siege verliehen. *Theophyl. Simocatta* 5, 15 in Corpus scriptor. historiae Byzant. (Bonnae 1834) 235.

ein[1]. Auffällig ist die Zähigkeit, mit welcher die jüdische Sage an dieser Überlieferung des Alexanderbesuches im Heiligtume festhielt. Um ein Beispiel herauszugreifen[2], so beginnt der Talmud im Traktat Jomah einen ganz ähnlichen Bericht mit den Worten: „Der 25. Tebeth ist der Gerisimtag, an welchem Tag keine Trauer begangen werden darf. An diesem Tage war es, daß die Chutäer Alexander den Macedonier baten, ihnen das Haus unseres Gottes preiszugeben, damit sie es zerstören dürften.“ Auch aus der arabischen Litteratur wird diese Erzählung reflektiert. Nach Ibn Hischâm ziehen Dhulqarnain und Chadhir nach Jerusalem, um sich dort beunruhigende Träume deuten zu lassen, und von dort wandern sie zur Lebensquelle, aus der Chadhir trinkt[3]. Eigenartig potenziert ist die Legende von der Glorifizierung des jüdischen Kultus durch Alexander, wie wir später sehen werden, in den jüdischen Redaktionen des Pseudo-Kallisthenes.

Es sprechen eine Reihe von Gründen gegen die Thatsache, daß Alexander wirklich in Jerusalem war; aber daß diese ganze Erzählung jünger ist als Josephus selbst, und daß für den Alexander Agrippa als Modell gestanden habe[4], das ist meines Erachtens doch noch nicht genügend bewiesen. Für ein höheres Alter dieser Stelle möchte ich außer der jüdischen Exegese, die das vierte Danielische Weltreich auf das griechische deutete, auch eine Erzählung des Plutarch heranziehen[5]. Nach dieser befand sich in Lycien eine Quelle in der Nähe der Stadt Xanthus, welche bei dem Vorrücken Alexanders gegen Darius plötzlich überströmte, wobei eine kleine eherne Tafel aus der Tiefe hervorkam. Auf dieser Tafel stand eine Schrift mit altertümlichen Zügen, welche besagte, „daß einmal die persische Herrschaft ein Ende finden und durch die Griechen gestürzt werden sollte“. Sicher aber spricht die auffällige Parallele dieser Josephusstelle zu der den Cyrus betreffenden gegen die von Willrich aufgestellte Hypothese. Desgleichen und noch in stärkerem Maße wendet sich gegen eine solche Interpretation des Textes eine weitere Stelle des Josephus[6]. Diese lautet wörtlich: τῆς παρόδου γὰρ οὗτος (der König der

[1] H. Willrich, Juden und Griechen vor der makkabäischen Erhebung (Göttingen 1895) 1f.

[2] Näheres bei L. Donath, Die Alexandersage in Talmud und Midrasch (Rostocker Diss., Fulda 1873) 9ff. Vgl. auch A. Wünsche, Die Alexandersage nach jüdischen Quellen, in den Grenzboten III (1879), 269ff., und A. Wünsche, Alexanders Zug nach dem Lebensquell, im Jahrbuch für jüdische Geschichte und Litteratur 1898, S. 109ff. Vor allem aber ist zu vergleichen M. Steinschneider, Zur Alexandersage, in der Hebräischen Bibliographie IX (1869), 13ff. und 44ff., und neuerdings die wertvolle Fundgrube desselben Autors „Die hebräischen Übersetzungen des Mittelalters“ II (Berlin 1893), 894ff.

[3] M. Lidzbarski, Wer ist Chadhir? in der Zeitschrift für Assyriologie VII (1892), 107.

[4] So Willrich a. a. O. 10f.

[5] *Plutarch.*, Alex. c. 17. Woher der Anfang dieses Kapitels genommen wurde, ist nicht ersichtlich; der Rest ist aus Kallisthenes. Daß Plutarch aber auch dort einer älteren Quelle folgte, muß bei seiner Arbeitsweise als sicher erscheinen. Vgl. A. Fränkel, Die Quellen der Alexanderhistoriker (Breslau 1883) 297 u. 327.

[6] Bell. iud. 7, 74.

Hyrkanier) δεσπότης ἐστίν, ἣν ὁ βασιλεὺς Ἀλέξανδρος πύλαις σιδηραῖς κλειστὴν ἐποίησεν. Daß wir es hier mit einer verstümmelten Sage zu thun haben, nach der Alexander der Große die Völker Gog und Magog eingeschlossen habe, werden wir unten beweisen. Hier müssen wir es voraussetzen, um unser Problem völlig aufstellen zu können. Wenn Alexander durch das Buch Daniel der apokalyptischen Vierteilung der Weltgeschichte in hochbedeutsamer Weise eingegliedert wurde, so erhält er desgleichen durch diese Stelle eine apokalyptische Rolle als Bezwinger der antichristlichen Mächte, Gog und Magog, zugewiesen. Es erhebt sich die Frage: Ist der große Macedonier wirklich der Held einer vorchristlichen apokalyptischen Spekulation bei den Juden gewesen, ist der Josephusbericht über Alexanders Besuch nicht vielleicht auf eine derartige Spekulation zurückzuführen? Und wenn diese Frage bejaht werden muß, so erhebt sich die neue: Hat die Nachwelt, hat vor allem die erste Zeit des römischen Imperiums Kenntnis von dieser apokalyptischen Auffassung des Weltimperiums gehabt, und wenn ja, wie hat sie sich damit abgefunden? Der Beantwortung der ersteren Frage wenden wir uns in den nachfolgenden Exkursen zu; die zweite Frage ist in dem als Einleitung vorausgeschickten Vortrage für unsern Zweck in hinreichendem Maße behandelt.

II.

Überlieferung, Inhalt und Bestandteile des Pseudo-Kallisthenes.

1. Die Überlieferung.

Wir suchen die Spuren einer solchen auf Grund der bei den Josephusstellen zu vermutenden Steigerung des Heldenhaften ins Transscendentale gewiß in erster Linie in der Alexandersage, und wenn wir von einer solchen sprechen, sind wir gewohnt, an das merkwürdige Machwerk des Pseudo-Kallisthenes zu denken.

Es wäre eine Aufgabe für sich, eine den Anforderungen der modernen wissenschaftlichen Erkenntnis genügende Bibliographie der Alexandersage anzufertigen; eine derartige Bibliographie würde eine stattliche Anzahl von Bogen füllen. Diese merkwürdige Sage hat ihren Zauberreiz auf die Völker von Ägypten bis Island, von Persien bis Spanien ausgeübt, ist schon von der fortdichtenden Phantasie in den beiden klassischen Sprachen mannigfach variiert worden und tritt uns in den Litteraturen fast aller abendländischen und vieler morgenländischen Völker tausendfach verästelt entgegen. Wieder und wieder hat diese Alexandersage den Spürsinn der Gelehrten angeregt, das eine oder andere Fädchen des Sagengewebes zu verfolgen, bis es sich in den gordischen Knoten, Pseudo-Kallisthenes genannt, verliert. Gern wird man zugestehen, daß diese dem modernen Forscher vorliegende Summe gelehrter Arbeit schöne Resultate gezeitigt hat: die Beziehungen der abendländischen Sondersagen zur antiken sind wesentlich klarer geworden; die Überlieferung des griechischen Romans und seiner Übersetzungen ist kritisch erforscht worden, und auch auf einzelne Züge in dem bunten Konglomerate von Sagen, das der Roman darstellt, ist ein helles Licht geworfen. Aber dennoch ist nicht nur dem Philologen, nicht nur dem Litterarhistoriker, sondern vornehmlich auch dem Gelehrten, welcher in einer Heldensage mehr sieht als ein interessantes litterarhistorisches Denkmal, welcher sie als eine Urkunde für die Ideengeschichte, als völkerpsychologische Äußerung der Volksseele mit kritischen Augen zu würdigen sucht, ein schönes Stück Arbeit übrig geblieben. Schon Adolf Ausfeld[1], einer der besten Kenner des Pseudo-Kallisthenes, wies auf einige Mängel der bisherigen Forschung hin, wenn er zur Einführung seines schönen Gymnasialprogramms

---

[1] Zur Kritik des griechischen Alexanderromans (Bruchsaler Gymnasialprogramm 1894) 3.

sagt: „Während bereits der erste Herausgeber, Karl Müller, die Quellen sowie die Frage nach der ursprünglichen Gestalt und den späteren Bestandteilen des Werkes in den Bereich seiner Untersuchung gezogen hatte, ging die Forschung nach ihm von diesem Wege fast ganz ab und richtete sich hauptsächlich auf Sammlung und Vergleichung der verschiedenartigen Texte und Bearbeitungen, Vergleichung ihres Inhaltes und Bestimmung ihres Alters." Wieweit wir den Untersuchungen dieses verdienten Forschers über die unechten Teile der ältesten Überlieferung zustimmen können, werden wir später sehen, hier genüge vorerst die Konstatierung, daß Ausfeld einen bedeutsamen Schritt vorwärts machte, indem er weiterhin ausführte und demgemäß auch seine Untersuchung anlegte, daß die Forschung, „nachdem bereits Zacher aus den verschiedenen Überlieferungen eine gemeinsame Quelle herausgeschält hatte — deren Umrisse auch durch das, was die seitdem näher bekannt gewordenen Texte Leos und der syrischen Übersetzung ergeben, nicht wesentlich verschoben werden —, dazu vorschreiten durfte, diese ‚alexandrinische Rezension' als Ganzes etwas genauer ins Auge zu fassen und die beträchtlichen Widersprüche, die innerhalb derselben zu Tage treten, zum Ausgangspunkt einer Untersuchung über die Komposition des Werkes zu machen". Ausfeld hat den ersten Schritt gemacht; wir wollen den zweiten machen und die einzelnen Teile der Komposition einer Kritik unterziehen, womöglich den Quellen der Sagenzüge nachgehen und so die Grundlage für die Beurteilung ihres historischen oder kulturhistorischen Wertes zu gewinnen suchen.

Noch ein Wort zur Einführung! Unsere Untersuchung verfolgt in erster Linie ein historisches Interesse; daß dieselbe bei der Eigenart des Materials wiederholt auf das rein litterarhistorische Gebiet hinüberspielt, ist ebenso selbstverständlich, wie daß sie mit dem ganzen großen litterarhistorischen Apparate, den diese Sage fordert, zu arbeiten hat. Dieser wissenschaftliche Apparat erweist sich bei tieferem Eindringen mehr und mehr als so furchtbar schwerfällig, daß es notwendig erschien, hier das gelehrte Arbeitsmaterial und das gelehrte Handwerkszeug, soweit es für unsere Zwecke notwendig ist, vor Augen zu führen.

Grundlegend für die Erforschung der Alexandersage sind noch immer Julius Zachers tief eindringende Untersuchungen[1], welche namentlich die griechischen Aufzeichnungen der Alexandersage, die mit dem Namen des Pseudo-Kallisthenes bezeichnet zu werden pflegen, und die uns zuerst durch Karl Müller[2] zugänglich gemacht wurden, mit philologischer Kritik würdigen. Zacher schließt sich dem Herausgeber des Textes in der seitdem nicht mehr

[1] Julius Zacher, Pseudocallisthenes, Forschungen zur Kritik und Geschichte der ältesten Aufzeichnungen der Alexandersage. Halle 1867.

[2] *Pseudo-Callisthenes*, Primum ed. Carol. Müller. Paris 1846. Eine neue Ausgabe des griechischen Textes ist in Aussicht gestellt von W. Kroll. Vgl. Herzog, Die Alexanderchronik des Meister Babiloth, ein Beitrag zur Geschichte des Alexanderromans (Stuttgarter Gymnasialprogramm 1897) 4; ebenso Ed. Bratke, Das sogen. Religionsgespräch am Hofe der Sasaniden (Texte und Untersuchungen, N. F. IV, 3 Leipzig 1899) 147.

bestrittenen Annahme an, daß die Sage auf Ägypten und speziell auf Alexandria als ihre Heimat zurückweist, und daß sie die Grundlage für die meisten übrigen occidentalen wie orientalen Darstellungen gebildet hat. Bezüglich der Überlieferung des Textes sagt Zacher[1], „daß der Text des sogen. Pseudo-Kallisthenes nur in einer arg beschädigten, durch Verderbnisse, Kürzungen, Umwandlungen und Zusätze mannigfach verunstalteten Überlieferung auf uns gekommen ist". Der Müllerschen Ausgabe des griechischen Textes lagen drei Handschriften zu Grunde; eine weitere publizierte Meusel[2]. Schon Jules Berger de Xivrey war bemüht gewesen, weitere Handschriften ausfindig zu machen, und bot auch bereits Auszüge aus solchen[3], und Zacher konnte dann eine Fülle von Angaben über eine Reihe von Handschriften einer genauen Untersuchung und Sichtung unterziehen. Auch Zacher geht aus von der allerdings durch einen unwissenden Schreiber höchst nachlässig hergestellten Handschrift der Pariser Nationalbibliothek No. 1711 (fonds grec. saec. XI), die man mit A zu bezeichnen pflegt, des weiteren von der Handschrift No. 1685 (saec. XV) derselben Bibliothek, die man B benennt, und schließlich von der gleichfalls Pariser Handschrift No. 113 (suppl. grec.), welche unter der Chiffre C bekannt ist und 1567 geschrieben wurde. Diese drei Handschriften bildeten die Grundlage der Müllerschen Edition. Müller erkannte in diesen drei Überlieferungen mit Recht drei verschiedene Rezensionen, von denen A nach seiner Ansicht trotz ihrer kläglichen Beschaffenheit der ursprünglichen Gestalt am nächsten, C ihr am fernsten steht. Zacher ging noch einen Schritt weiter; nach ihm repräsentiert die von der Handschrift A vertretene Rezension A′ die ursprüngliche alexandrinische Fassung der Alexandersage, in welcher namentlich die alexandrinische Lokalsage eine sehr bedeutsame Stellung und einen breiten Raum einnimmt und mit Vorliebe ausgeführt ist. „Die von der Handschrift B vertretene Rezension B′ dagegen repräsentiert eine etwas jüngere griechische Fassung, welche aus jener älteren großenteils durch eine mit bewußter Absicht ausgeführte Revision hervorging. Es wurden in dem aus Alexandria überkommenen Texte Tilgungen und Änderungen vorgenommen, deren Gründe zum Teil noch als in der Natur der Sache gelegene erkennbar sind; insonderheit wurde die alexandrinische Lokalsage erheblich beschränkt und gekürzt, und auch die chronologische Folge der Ereignisse bis zur Besiegung des Darius in etwas bessere Übereinstimmung mit dem wirklichen historischen Verlaufe gebracht." Rezension C′ gilt Zacher „als eine Verunstaltung, als eine ungeschickte Kritik und geschmacklose Erweiterung von B′. Einzelnes wurde zu vermeinter Verschönerung durch bloßen Aufputz angeschwellt, vieles

[1] A. a. O. 6.

[2] *Pseudo-Callisthenes.* Nach der Leidener Handschrift herausgegeben in den Jahrbüchern für klassische Philologie, 5. Suppl. Leipzig 1871.

[3] *Berger de Xivrey,* Notice de la plupart des manuscrits grecs, latins et en vieux français, contenant l'histoire fabuleuse d'Alexandre le Grand connue sous le nom de Pseudo-Callisthène, in Notices et Extraits des Manuscrits XIII, 2e partie (Paris 1838), 162—306. Einschlägig sind auch seine Traditions tératologiques. Paris 1836.

aus verschiedenen Quellen, wie sie gerade der Zufall darbot, zu vermeinter Vervollständigung eingeschaltet, namentlich in Beziehung auf die wunderbaren Erlebnisse und Begegnisse Alexanders im fernen Osten"[1].

Bezüglich der weiteren Handschriften sei zunächst auf Zacher[2] verwiesen, der noch ein starkes Dutzend derselben beibringt und zu dem Resultate gelangt, daß die weitaus größte Anzahl dieser Handschriften auf die Rezension B′ zurückgeht, ohne daß sich eine scharfe Grenzbestimmung gegen die Rezension C′ festlegen läßt. Die Überlieferung der Rezension A′ steht vereinzelt da, und „wir würden sehr übel beraten sein, wenn uns nicht glücklicherweise zwei alte Übersetzungen zu Hilfe kämen, eine lateinische und eine armenische, welche die Pariser Handschrift A an Alter mindestens um ein halbes Jahrtausend übertreffen und, obschon sie gleichfalls die alte alexandrinische Textgestalt nicht treu und unversehrt aufweisen, der ursprünglichen Fassung doch wenigstens an zahlreichen Stellen noch erheblich näher stehen als die gesamte auf uns gekommene griechische Überlieferung"[3].

Neuerdings hat Wilhelm Kroll kurz über seine handschriftlichen Forschungen behufs einer Neuedition des Pseudo-Kallisthenes berichtet[4]. Seine Kollationen, die neun Handschriften zu Rate ziehen, ergaben das betrübende Resultat, daß Müllers Ausgabe „philologisch ungenügend" ist, wie bereits Buresch behauptete[5], und daß weder auf die positiven noch auf die negativen Angaben des ersten Herausgebers Verlaß ist.

Aus diesen Litteraturangaben kann man sich schon in etwa ein Bild von der Textesüberlieferung des Romanes machen. Wilhelm Kroll schreibt mir, seinen Aufsatz in liebenswürdiger Form ergänzend: „Es gleicht keine Übersetzung genau der andern, alle haben geändert, also auch die Handschrift A", die deshalb, zumal Kroll zugiebt, daß auch die Redaktionen B und C ältere Sagen und ältere Textüberlieferungen enthalten können, allein unsere Vulgata nicht bilden darf. A darf darum ebensowenig gleich A′, wie B und C gleich B′ und C′ gesetzt werden. Wo im folgenden von A und der Unbekannten unserer Rechnung, A′, sowie von B und C und B′ und C′ die Rede ist, muß dieses Verhältnis im Auge behalten werden.

An zwei Namen knüpft sich die lateinische Übersetzung der griechischen Alexandersage: an Julius Valerius und an den Archipresbyter Leo. Die Ausgabe der Übersetzung des sogen. Julius Valerius besorgte Kübler[6], den Text der zweiten Übersetzung gab Landgraf[7] heraus. Valerius nun geht, wie Zacher schon konstatierte, auf die alexandrinische Rezension zurück[8], wahrt aber nicht durchgängig, wie Landgraf[9] sich ausdrückt, die Anlehnung

[1] Zacher S. 12f. [2] Ebd. S. 14ff. [3] Ebd. S. 32.

[4] W. Kroll, Zum griechischen Alexanderroman, in Hermes XXX (1895), 462.

[5] Im Rheinischen Museum XLVI (1891), 194.

[6] *Iuli Valeri Alexandri Polemi* Res gestae Alexandri Macedonis. Leipzig 1888. Von älteren Vorgängern sehe ich hier ab.

[7] Die Vita Alexandri Magni des Archipresbyters Leo (Historia de preliis). Erlangen 1885.

[8] Zacher S. 44. [9] Landgraf S. 6.

an Rezension A′, sondern zeigt bereits Berührungen mit B′. Abgefaßt ist diese Übersetzung zwischen den Jahren 270 und 340[1]. Die abendländischen Dichter haben die letztere kaum benutzt, sondern eher den weit verbreiteten Auszug aus derselben[2], der seit dem 9. Jahrhundert auftaucht[3]. Eine andere Bearbeitung des Julius Valerius stellt das um 340 verfaßte Itinerarium Alexandri dar, auf das wir nicht näher einzugehen brauchen[4]. Interessanter für unsere späteren Untersuchungen ist der nachweislich[5] als selbständiges Werk auftretende Brief des Königs an Aristoteles über die Wunder Indiens[6]; desgleichen ist eine selbständige Fassung des Briefes an Dindymus, den König der Brahmanen, erhalten. Pseudo-Kallisthenes weiß nur von dem philosophischen Dialog mit diesem Könige zu berichten[7]. Der obengenannte Archipresbyter Leo, der als Gesandter in Konstantinopel um die Mitte des 10. Jahrhunderts eine Abschrift und später eine Übersetzung des griechischen Pseudo-Kallisthenes anfertigte, interessiert uns hier weniger; bemerkenswert ist vielleicht nur, daß auch seine Vorlage bereits Züge der mutmaßlich jüngeren Rezension trägt[8]. Kurz erwähnt sei auch noch das Abcdarium aus dem 9. Jahrhundert, das deshalb für uns Interesse hat, weil es den großen Macedonier als „puer magnus" einführt, was auch in einer Redaktion des Presbyterbriefes, die von der Einschließung der Völker Gog und Magog durch Alexander erzählt, geschieht[9].

Streng genommen nicht hierher gehörig ist das Iter ad paradisum, das aber der Vollständigkeit halber hier erwähnt sei; es schildert ganz unabhängig von Pseudo-Kallisthenes Alexanders Zug zum Paradiese[10]. Schon Zacher konnte auf eine analoge Stelle im Talmud aufmerksam machen, die

---

[1] Kübler S. VII, ebenda auch die Mutmaßungen betr. des Verfassers.

[2] *Iulii Valerii* Epitome, zum ersten Male herausgegeben von J. Zacher. Halle 1867. Vgl. die ergänzenden Notizen bei *Paul Meyer,* Alexandre le Grand dans la littérature française (Paris 1886) 20sv.

[3] *Meyer* l. c. 18.

[4] Vgl. *K. Kluge,* De Itinerario Alexandri Magni. Vratislaviae 1861. Zacher S. 48. *Budge,* The history of Alexander the Great, being the Syriac version of the Pseudo-Callisthenes (Cambridge 1889), 54.

[5] *Meyer* l. c. 27.

[6] Über die Ausgaben vgl. Zacher S. 107; *Meyer* p. 28; Kübler S. XXX. Bei letzterem im Anhange.

[7] Lib. 3, c. 5. 6. Näheres über diesen Brief bei *Meyer* p. 30.

[8] Vgl. die Einleitung der citierten Ausgabe von Landgraf und die andere Ausgabe bei O. Zingerle, Die Quellen zum Alexander des Rudolf von Ems. Breslau 1885; sowie *Meyer* l. c. 34ss. Erwähnt sei noch das Vorkommen der Gog und Magog betreffenden Sage, die uns viel beschäftigen wird. Vgl. O. Zingerle S. 61.

[9] F. Zarncke, Über das Fragment eines lateinischen Alexanderliedes in Verona, in den Berichten der sächs. Ges. der Wissensch. 1877, S. 57ff. Derselbe kommt darauf zurück in seinem Aufsatz „Der Priester Johann", in den Abhandlungen der sächs. Ges. der Wissensch., phil.-hist. Klasse, XVII (1873—1879), 926. Vgl. *Meyer* p. 44sv.

[10] Veröffentlicht von Zacher: Alexandri Magni Iter ad Paradisum. Königsberg 1859.

aber seiner Ansicht nach nicht als direkte Quelle benutzt wurde[1]. Die Übersetzung wurde nach Meyer[2] in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts angefertigt. Derselbe Meyer glaubt, daß der Pfaff Lamprecht dieses Iter zu seinem Alexanderroman nicht direkt benutzte, sondern einen verwandten Text.

Erwähnen müssen wir schließlich noch die Übersetzungen in andere Sprachen wegen ihrer etwaigen Bedeutung für die Rekonstruktion des Urtextes. Obenan steht die armenische, die zuerst durch die Mechitaristen im Jahre 1842 veröffentlicht wurde[3]. Nach Budge[4] repräsentiert dieser armenische Text die älteste Form des Pseudo-Kallisthenes; nach den Herausgebern gehört er dem 5. Jahrhundert an und stammt vielleicht von Moses von Chorene[5]. Nach dem neuesten Herausgeber des armenischen Textes hat der Übersetzer nicht nach einer Handschrift gearbeitet, sondern mehrere Rezensionen zur Gestaltung seines Textes benutzt, „deren eine dem Codex A, die andere dem Codex B, eine dritte einer Form des Stoffes entsprach, wie sie der lateinischen Bearbeitung zu Grunde gelegen hat“[6]. Daß die Verwandtschaft mit der Rezension A′ aber die nächste ist, wie ein oberflächlicher Vergleich darthut, wird auch dieser letzte Herausgeber nicht leugnen. Einen ähnlichen Verwandtschaftsgrad weist die syrische Übersetzung auf, um deren Herausgabe sich Budge große Verdienste erwarb, welcher im Jahre 1889 den Text nach fünf Handschriften herausgab und zugleich den Nicht-Orientalisten eine englische Übersetzung darbot[7]. Nicht viel später untersuchte Theodor Nöldeke die Abfassungszeit dieser syrischen Übersetzung und ihr Abhängigkeitsverhältnis von den Textrezensionen des Pseudo-Kallisthenes[8] sowie seiner Übersetzungen und Bearbeitungen. Während Wright[9] und Budge annahmen, daß diese Übersetzung auf Grund einer arabischen Version des griechischen Urtextes verfaßt sei, entscheidet sich Nöldeke dafür, daß sie von einem Ostsyrer stamme, der im 8. Jahrhundert eine Pehlewî-Übersetzung des Pseudo-Kallisthenes, die etwa im 7. Jahrhundert verfertigt war, ins Syrische übertrug. Nöldeke plaidierte ferner dafür, daß diese Übersetzung der Rezension A′ des Urtextes

---

[1] A. a. O. S. 16ff. Wir werden darauf noch zurückkommen und notieren vorerst nur, daß G. Levi (Parabole, legende e pensieri raccolti da libri talmudici [Firenze 1861] 218sg.) eine freie Übersetzung des talmudischen Berichtes darbietet. Vgl. auch Eisenmenger, Entdecktes Judentum II, 321, und J. Lévy in der Revue des études juives II (1881), 298: La légende d'Alexandre dans le Talmud, und XII (1886), 117: Le voyage d'Alexandre au paradis.

[2] *Meyer* l. c. 49. Vgl. auch *Favre,* Mélanges d'hist. littéraire (Genève 1856) 86. 87.

[3] Der Titel lautet in deutscher Übersetzung: Geschichte Alexanders des Macedoniers. Venedig, in der Druckerei des hl. Lazarus. Im Jahre 1842.

[4] *Budge* p. 56f. [5] Vgl. hierzu die Angaben bei Zacher S. 87.

[6] R. Raabe, Ἰστορία Ἀλεξάνδρου, die armenische Übersetzung der sagenhaften Alexanderbiographie (Pseudo-Callisthenes) auf ihre mutmaßliche Grundlage zurückgeführt (Leipzig 1896) VI. Raabe giebt eine griechische Übersetzung des armenischen Textes.

[7] In seinem wiederholt genannten Buche.

[8] Th. Nöldeke, Beiträge zur Geschichte des Alexanderromans, in den Denkschriften der Akad. der Wissensch. in Wien XXXVIII (1890), 11f.

[9] Syriac litterature, in der Encyclopaedia Britannica XXII (1887), 850 col. 2.

zuzurechnen sei[1]. Nachdrücklich weist ein neuerer Übersetzer des syrischen Textes, Ryssel, darauf hin, daß uns manche Partien des griechischen Originales nicht erhalten sind, die uns aber durch Übersetzungen überliefert werden; so fehle die ganze zweite Hälfte des Briefes an Aristoteles l. 3, c. 17 in unsern griechischen resp. lateinischen Handschriften, und das astrologische Gespräch l. 1, c. 14 sei uns nur in der syrischen und der armenischen Übersetzung überliefert. Die Textrezension A' wird seiner Ansicht nach durch letztere in manchen Stücken ergänzt, aber es fehlt auch nicht an Stücken, wo der syrische Pseudo-Kallisthenes mit der Rezension B' und C' korrespondiert; manches wiederum ist uns nur bei Julius Valerius überliefert[2]. Charakteristisch ist, daß es hier und da möglich ist, spätere Zusätze zu A, und zwar besonders historische Notizen, die dem wirklichen Geschichtsverlauf entsprechen, auf Grund ihres Fehlens beim Syrer auszuscheiden[3]. Auf die wichtige christliche Legende, die am Schlusse der syrischen Übersetzung folgt, werden wir eingehend zurückkommen. Die späte hebräische Übersetzung, welche Joseph ben Gorion abfaßte[4], interessiert uns nicht; mehr Interesse gewinnen wir einer andern hebräischen Übersetzung ab[5], in der Budge[6] das Original des Iter ad paradisum vermutet. Von den Arabern zeigt zunächst Bar Hebräus genauere Bekanntschaft mit der Legende[7]. Persische Übersetzungen und Bearbeitungen treffen wir zwischen dem 10. und 14. Jahrhundert an; am bedeutendsten treten Firdausî, Nizâmi und Mirkhwând hervor[8]. Die späte äthiopische und koptische Version interessiert uns nicht[9].

Ehe wir eine kurze Inhaltsübersicht geben, sei noch ein Wort über die Abfassungszeit gestattet. Wir begnügen uns vorerst, unsere kritischen Bemerkungen für ein eigenes Schlußkapitel aufsparend, die Ansichten der berufensten Forscher hierherzusetzen. Der zuletzt genannte Budge[10] schließt sich

---

[1] Vgl. die Ausführungen von V. Ryssel, Die syrische Übersetzung des Pseudo-Callisthenes, im Archiv für das Stud. der neueren Sprachen Bd. XC (1893). Derselbe schließt sich Nöldeke im wesentlichen an und hebt die Stelle lib. 1, c. 40—42 und den Brief an Aristoteles besonders heraus.

[2] Besonders 3, 27. [3] Z. B. 3, 1. 4.

[4] Iosippon sive Iosephi Ben-Gorionis Historiae Iudaicae libri sex (Oxon. 1706), l. 2, c. 6sq. Nicht benutzen konnte ich *J. Lévi*, Le Roman d'Alexandre. Texte hébreu anonyme. Publié pour la première fois. Paris 1887. Näheres darüber in den oben citierten Arbeiten Steinschneiders.

[5] Vgl. die oben angeführten Aufsätze von Lévy. [6] L. c. p. LXXXV.

[7] *Procock,* Historia Compendiosa Dynastiarum auctore Gregorio Abul-Pharagio (Oxon. 1663) 89. *Gregorii Abul-Pharagii* Chronicon Syriacum ed. G. W. Kirsch (Lipsiae 1789) 34sq. Vgl. *Budge* p. LXXXV. F. Spiegel, Die Alexandersage bei den Orientalen (Leipzig 1851), worauf ebenso allgemein verwiesen sei wie auf H. Weismann, Alexander, Gedicht des 12. Jahrhunderts vom Pfaffen Lamprecht, Bd. II. Frankfurt 1850. [8] Vgl. *Budge* p. LXXXVI f.

[9] Einige Notizen über die äthiopische Version bei *Budge* p. LXXXIX f. Die koptische Version (Text und Übersetzung) gab derselbe Budge heraus: The Life and Exploits of Alexander the Great being a Series of Ethiopic Texts. 2 vols. London 1896.

[10] The History of Alexander the Great being the Syriac version of the Pseudo-Callisthenes (Cambridge 1889) LII.

an Yule[1] an, welch letzterer das Jahr 200 n. Chr. als Abfassungszeit annimmt. Kurt Wachsmuth[2] sagt zusammenfassend: „In halb gelehrten Kreisen zu Alexandria, wohl nicht vor der ersten Kaiserzeit entstanden, ein wunderliches Gemisch litterarischer Phantastereien mit einigen volkstümlichen Zügen, wurde dieser den Namen Kallisthenes an der Stirn tragende βίος 'Αλεξάνδρου ein überaus beliebtes Volksbuch, das in den verschiedensten Versionen umlief und alle möglichen Weiterbildungen erfuhr, schon vor Ende des 3. Jahrhunderts von Julius Valerius ins Lateinische, früh ins Armenische und Syrische übersetzt." Erwin Rohde[3] geht noch über diese frühe Ansetzung hinaus, wenn er mit dem ersten Herausgeber, Müller[4], annimmt, daß der wesentliche Inhalt dieses Romans etwa zur Zeit der letzten Ptolemäer zuerst in eine feste Gestalt gebracht wurde und weiterhin um seiner großen Beliebtheit willen einer unaufhörlichen Um- und Weiterdichtung unterzogen wurde. Julius Zacher, der verdienstvollste Forscher auf diesem Gebiete, nimmt an, daß als Abfassungszeit „mit hoher Wahrscheinlichkeit" das Jahr 200 anzusehen sei. Dieser auch von Budge und Yule geteilten Ansicht schließt sich auch Landgraf[5] an. Kroll[6] endlich, von dem wir eine neue Edition erwarten dürfen, trägt wegen ihres Inhaltes Bedenken, die Rezension A vor das 2. Jahrhundert zu setzen. Neuerdings verweist er[7] unter Heranziehung mehrerer inneren Gründe auch auf die im Roman vorkommenden, seiner Ansicht nach vom Autor des Romanes verfaßten Verse und bemerkt dazu wörtlich: „Diese Verse können kaum vor dem 3. Jahrhundert n. Chr. gedichtet sein. Und da unser Autor den Favorinus (einen um 130 n. Chr. lebenden Schriffsteller) citiert, da ferner um 300 Julius Valerius sein Werk übersetzt, so werden wir ihn in der That diesem Jahrhundert zuweisen können."

2. Inhaltsübersicht.

Im engen Anschlusse an Zachers[8] vortreffliche Inhaltsübersicht, aber nicht ohne die armenische [Ar] und syrische [S] Übersetzung verwertet zu haben, was sich freilich als für unsere Zwecke fast gänzlich belanglos herausstellte, lasse ich hier eine kurze orientierende Skizzierung der Erzählung des Pseudo-Kallisthenes folgen.

In den ersten Kapiteln gehen alle Textüberlieferungen parallel, wobei nur zu bemerken ist, daß die Epitome für die Lücke am Anfange des Julius

[1] *H. Yule*, The book of Sir Marco Polo vol. I[2] (London 1875), 110.

[2] Einleitung in das Studium der alten Geschichte (Leipzig 1895) 577.

[3] Der griechische Roman und seine Vorläufer (Leipzig 1876) 184.

[4] L. c. Introd. xx sq.

[5] A. a. O. 3.

[6] E. Bratke, Das sogen. Religionsgespräch am Hofe der Sasaniden (Texte und Untersuchungen, N. F. IV, 3. Leipzig 1899) 147.

[7] W. Kroll, Der griechische Alexanderroman, in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1901, Nr. 38, S. 5.

[8] A. a. O. 112ff.

Valerius eintritt. Nectanebus, der letzte eingeborene König und tiefe Kenner der Magie, entflieht vor heranziehenden Feindesscharen nach Macedonien. Den Ägyptern, die ihren König suchen, antwortet Sarapis, er sei geflohen und werde als junger Mann zurückkehren. Seine astrologischen Kenntnisse erwarben ihm die Gunst der Olympias, zu der er in Liebe entbrennt und mit der er unter der Vorspiegelung, Gott Ammon habe ihr beigewohnt, einen Sohn erzeugt. Es folgt dann eine uns später interessierende Verheißung der Größe des zu erwartenden Sohnes. Ein Vogel legt ein Ei auf Philipps Schoß, welches auf die Erde fällt und zerbricht. Eine daraus schlüpfende kleine Schlange umkreist das Ei, stirbt aber, ehe sie wieder zur Ausgangsöffnung zurückgelangt ist. Dies deutet der Wahrsager auf des künftigen Sohnes Ruhm und frühen Tod. Abermals übereinstimmend wird die Geburt und Jugendzeit Alexanders von den verschiedenen Rezensionen geschildert, desgleichen sein Zug gegen die aufsässigen Bewohner von Methone, ferner der Tod Philipps und der Aufruf Alexanders zur Heerfahrt gegen Persien. Dann lassen ihn alle Handschriften — von kleineren Varianten abgesehen — nach Italien gelangen. Übereinstimmend — wiederum von kleineren Zuthaten der Rezension A′ abgesehen — erzählen dann sämtliche Rezensionen die Unterwerfung der Römer, die Überfahrt nach Karthago, die Verheißung im Libyschen Ammonium, daß er des Gottes Sohn sei, und die Gründung Alexandrias. Gleichfalls parallel laufen die Berichte über Alexanders Zug nach Memphis, über des Darius bekannte spöttische Geschenke, über Alexanders kluge Antwort und des Darius Rüstungen, über die Schlacht bei Issus. Nun tritt das erste bemerkenswerte Auseinandergehen der Rezensionen ein. B′ und C′, dazu aber stellenweise auch Julius Valerius und die syrische Übersetzung, berichten über Züge des Königs nach Phrygien, Amphipolis, Abdera, Chalcidice; A′ dagegen mit Einschluß von Julius Valerius erzählen Thebens Unterwerfung und die Kämpfe in Griechenland.

Auch das zweite Buch wird eingeleitet von Rezension A′ mit Einschluß von Julius Valerius und der syrischen und armenischen Übersetzung, indem es die Unterwerfung der Athener schildert. Dann folgt wieder eine übereinstimmende Erzählung vom Kriegsrate des Darius, von der Erkrankung Alexanders und von dem weiteren Zuge des letzteren. Auch Alexanders kühnes Wagnis, als sein eigener Gesandter zum Perserkönig zu gehen, wird in gleicher Weise berichtet, desgleichen die Niederlage des Darius am Flusse Stranga, ferner der Tod des Darius. A′ schließt hiermit das zweite Buch; in B′ und C′, desgleichen in der armenischen Übersetzung folgt der Brief Alexanders an Olympias und Aristoteles. C′ weicht freilich im einzelnen bedeutend ab, und Zacher[1] nimmt an, daß diejenigen Stücke, welche diese Rezension allein enthält, und die eine durchaus jüdische Färbung tragen, als Interpolationen jüngsten Charakters anzusehen seien. Beide Rezensionen berichten zu Eingang über die Schlacht bei Issus, dann erzählt aber C′ allein den Zug

[1] A. a. O. 132f.

nach Ägypten, die Verheißung der Weltherrschaft in Alexandria, die Unterwerfung der gesamten bewohnten Erde unter absonderlichen Gefahren. Dann nimmt B′ parallel mit C′ den Faden der Erzählung wieder auf, gleichfalls in Wunderberichten schwelgend. Dazwischen aber kommt abermals C′ wieder allein zum Wort und läßt Alexander zu den Bildsäulen des Herakles und der Semiramis sowie zum unbewohnten Palaste der letzteren gelangen und bis zu einer an Fruchtbäumen reichen Gegend am Meere kommen, wo die Insel der Brahmanen liegt. Hier schaltet C′ die Erzählung vom Verkehre Alexanders mit den Bewohnern dieser Insel ein, welche A′ und B′ erst nach der Besiegung der Perser bringen. B′ und C′ schildern dann die weiteren wunderbaren Züge durch das Dunkel der Wüste bis zum Meere, wo er nach C′ in einem gläsernen Fasse auf den Meeresgrund herabsteigt. Dann lassen ihn B′ und C′ in das Land der Seligen gelangen, wo er — C′ weicht hier wieder im einzelnen ab — eine leuchtende Quelle findet, in der ein gesalzener Fisch lebendig wird. Zwei Vögel warnen ihn, das Land der Seligen zu betreten. Was man mitgenommen hat, ist zu Gold geworden. Während B′ hier den Brief beschließt, folgt in C′ noch die Erzählung von der Verstoßung des Koches und einer Tochter Alexanders, die vom Lebenswasser getrunken hatten, desgleichen die Schilderung von der Luftfahrt[1] Alexanders und noch einige weitere unbedeutende Berichte.

Parallel laufen die Erzählungen wieder zu Anfang des dritten Buches, wo die Niederwerfung des Porus geschildert wird. In A′ und B′ folgt darauf der Verkehr des Königs mit den Brahmanen, wo A′ noch ganz unvermittelt das unter dem Namen des Palladius gehende Werk über die Brahmanen einschiebt. Es folgt nunmehr der in allen Texten „zerrüttete und verstümmelte“ Brief Alexanders an Aristoteles über die Wunder Indiens, den die Überlieferungen der A′-Klasse zunächst enthalten. Hier wird zu Anfang von dem großen Tiere erzählt, das man für eine Insel hielt. Aus den weiteren Schilderungen der gesehenen Wunder seien die Bäume der Sonne und des Mondes — hier setzen nun B′ und C′ in der Form eines Berichtes wieder ein — erwähnt. Nunmehr folgt eine interessante Episode in der Residenz der Semiramis, wo die schöne Kandake, die Königin von Meroe, herrscht. Kandake erkennt — hier stimmen die Rezensionen wieder überein — den Alexander durch eine List und nimmt ihn trefflich auf. Bei seiner Rückkehr gelangt der König zu den Wohnungen der Götter und erblickt den Sesonchosis und den Sarapis, der über die Zukunft Alexanders weissagt. In gleicher Übereinstimmung wird sodann der Zug gegen die Amazonen erzählt; hier schaltet C′ die durch Alexanders Gebet bewirkte Einschließung der Völker Gog und Magog ein, wovon B′ — und C′ wiederholt sie mit ihr — erst später berichtet. Daran reiht sich der gleichfalls in der Überlieferung „verderbte und zerbröckelte“ Brief Alexanders an Olympias. Julius Valerius leitet ihn ein,

[1] Auf die Abweichungen der Leidener Handschrift kann hier nicht eingegangen werden.

dann erst folgt A′. Beide lassen Alexander zu den Säulen des Herakles vordringen. B′ in Briefform, C′ in Erzählungsform setzen dann mit A′ die Wunderberichte fort, wobei sie den König zur Stadt der Sonne und zur nysäischen Flur — letztere Nachricht nur bei B′ und C′ — gelangen lassen. Hier war ein hoher Berg und auf dem Berge ein Tempel, in dem ein Mann auf goldenem Ruhebette lag. Ein Vogel ruft dem wagemutigen König zu: „Alexander, höre auf, dich dem Gotte gegenüberzustellen, kehre nach Hause zurück und strebe nicht unbesonnen in die himmlischen Bahnen!" Alle Rezensionen lassen den König dann zur Burg des Cyrus und Xerxes kommen. B′ und C′ bieten dann noch die schon erwähnte Episode mit den Völkern Gog und Magog. Nunmehr schildern alle Rezensionen das Ende des Königs. Ein Adler und ein großer Stern fuhren herab ins Meer, und die Statue des babylonischen Zeus wankte; Stern und Adler kehrten wieder in den Himmel zurück, Alexander aber sank in den ewigen Schlaf.

3. Bestandteile.

Die Forschung, welche sich dem Alexanderroman zuwandte, war bislang — vom ersten Herausgeber, Karl Müller, abgesehen — fast ausschließlich auf Sammlung und Verzeichnung der verschiedenartigen Texte und Bearbeitungen, Vergleichung ihres Inhaltes und Bestimmung ihres Charakters gerichtet [1]. Dem der Wissenschaft zu früh entrissenen Erwin Rohde war es vorbehalten, zuerst wieder einen wichtigen Schritt vorwärts zur Erkundung der eigentlichen Quellen des alexandrinischen Machwerkes zu thun [2]. In seiner glänzenden Art schildert Rohde die Entstehung der griechischen Reisedichtung in prosaischer Form, die in der phantastischen Darstellung der Wunder Indiens schwelgte. In indischen Erzählungen, deren eine uns in dem jungen arabischen Abenteuerroman von Sindbad dem Seefahrer erhalten ist [3], erkennt er die Vorbilder, nach denen die Griechen arbeiteten. Die wunderbare Insel, die sich als Fisch ausweist, die Luftfahrt und andere kleine Züge finden sich übereinstimmend in diesem Märchen und bei Pseudo-Kallisthenes. Damit schon weist Rohde auf eine wichtige Quelle für die Wunderberichte des alexandrinischen Romans hin; er geht aber noch weiter und sagt: „Eine genauere Analyse der einzelnen Akte dieser heroischen Handlung, welche sich trotz der Verwirrung und Verschlingung, in welcher sich uns gegenwärtig alles darbietet, gleichwohl noch mit ziemlicher Zuversicht durchführen läßt, ergiebt, daß in der ursprünglichen Form der Erzählung der auch gegenwärtig noch so deutlich zu erkennende orientalisch-griechische Charakter der Sage weit entschiedener hervortrat. Von dem Hintergrund seiner europäischen Heimat

[1] Ad. Ausfeld, Zur Kritik des griechischen Alexanderromans (Progr. d. Gymnas. zu Bruchsal 1894) 3.

[2] Erw. Rhode, Der griechische Roman und seine Vorläufer (Leipzig 1876) 184 ff.

[3] Siehe die Ausführungen darüber bei Rohde S. 179 ff.

fast völlig losgelöst, erschien der große König darin noch ausschließlicher als der Eroberer und Ordner des Ostens, als welcher er allein für die Völker Asiens und Ägyptens eine Bedeutung hatte."[1] So stellt Rohde die These auf, daß es vor der uns bekannten ältesten Rezension A′ eine Gestalt des Romans gab, welche die Kämpfe in Griechenland noch gar nicht erwähnt, und fährt dann fort: „Dieser orientalische Charakter des Alexanderromans zeigt sich nun ganz besonders klar, wenn man, noch über die in Alexandria festgestellte älteste Form der genannten Erzählung hinausgehend, über das Alter der dort zu zu einem nicht durchaus einheitlichen Ganzen vereinigten einzelnen Bestandteile sich Rechenschaft zu geben versucht. Da erkennt man nämlich leicht, daß kein Teil dieser wunderlichen Komposition älter sei als die in die Erzählung an mehreren Stellen eingelegten Briefe, in welchen der König selbst von seinen Zügen in die fernsten Länder des Ostens berichtet. Diese Briefe sind ganz ersichtlich ohne alle Rücksicht auf die uns vorliegende eigentliche Erzählung verfaßt, der sie sogar in manchen Einzelheiten widersprechen. Anderseits kann man aus dem lockeren Gefüge des Romans die in diesen Briefen erzählten Erlebnisse nicht herausnehmen, ohne die wesentlichsten Lücken hervorzubringen, welche durch keine erzählende Partie des Ganzen ausgefüllt würden. Es ist eben bei der Anlage des Ganzen schon auf jene Briefe gezählt; der Erzähler ließ mit gutem Vorbedacht an denjenigen Stellen Raum in seiner Erzählung, wo statt ihrer die Briefe schicklich eintreten konnten. Dieses ganze Verfahren kann nicht darüber in Zweifel lassen, daß schon vor der ältesten Aufzeichnung und Gruppierung der ganzen Sage jene Briefe umliefen. Was sie uns bieten, ist also wahrscheinlich der älteste, jedenfalls wohl der am frühesten und weitesten beliebte und eben darum zuerst fest ausgebildete Kern der genannten Sage." Auch hier skizziert Rohde nur die Ergebnisse seiner Untersuchungen, indem er behauptet, daß es Darstellungen der Alexandersage gab, welche alle hauptsächlichen Ergebnisse in Briefform vortrugen, und zwar existierten seiner Ansicht nach mehrere parallele Briefe[2].

Erscheinen dem großen Philologen die Abenteuer Alexanders als „nicht viel mehr denn ein zufällig erhaltener Rest einer weit ausgedehnten Fülle ähnlicher Märchen"[3], so kommt ein neuerer Kritiker, Adolf Ausfeld, der sich um die Erforschung des Pseudo-Kallisthenes wohl die größten Verdienste nächst

---

[1] Rohde a. a. O. 185.

[2] Rohde S. 187 f. nimmt folgende Briefe an: 1. α) ein Brief Alexanders an Aristoteles, der bis zu der Zusammenkunft mit den Brahmanen reicht, β) ein Brief an Aristoteles, welcher die weiteren Züge nach Prasiaka berichtet; 2. ein Brief an Aristoteles, unmittelbar nach der Besiegung des Darius beginnend, schildert den Zug nach Prasiaka; 3. ein Brief Alexanders an Olympias, den Zug von Babylon zu den goldenen Säulen des Herakles, die Unterwerfung der Amazonen, den Zug zur Königsburg des Cyrus und Xerxes schildernd; 4. ein Brief an dieselbe, welcher in größter Kürze über die Ereignisse bis zum Tode des Darius erzählt und dann von dem Zuge durch die Wüste und in das Land der Seligen berichtet; 5. ein Brief irgend eines Mitgliedes des Heeres, der von den gröberen Wundern jenes Zuges nach Osten und endlich von der Luftfahrt handelt.

[3] Rohde S. 190.

Zacher erworben hat, zu anders gearteten Ergebnissen. Ausfeld schließt sich der Annahme Rohdes an, daß die Geschichte des griechischen Feldzuges späterer Zusatz ist, desgleichen, daß die Briefe ohne Rücksicht auf die uns vorliegende eigentliche Erzählung verfaßt sind; dagegen glaubt er, „daß erst durch Beseitigung dieser Briefe die ursprüngliche Komposition des Werkes einigermaßen erkennbar wird"[1]. Mit den Briefen scheidet das meiste Phantastische für ihn aus dem Roman aus; eine freie Erzählung der Thaten des Königs mit der Tendenz des Alexandriners, „den litterarischen Kreisen seiner Vaterstadt an Stelle der allbekannten und darum nicht mehr anziehenden wirklichen Geschichte ihres Stifters eine ganz neue Zeichnung seines Wesens und seiner Erlebnisse zu bieten", bleibt für Ausfeld als Kern des Romans bestehen.

Ausfeld bietet dann eine kritische Analyse der einzelnen Briefe, aus der wir einige wesentliche Stellen herausheben. Zuerst untersucht er den Brief Alexanders an Aristoteles im 17. Kapitel des dritten Buches. Derselbe besteht aus folgenden Stücken: 1. Abenteuer bei Prasiake an der Meeresküste, 2. Abenteuer nach dem Tode des Darius bei einem Zuge in die Wüste jenseits des Kaspischen Passes; Zug nach Prasiake; Zug zu den Bäumen der Sonne und des Mondes und Rückweg nach Prasiake rc. Beide Stücke gehörten ursprünglich nicht zusammen[2]. Die Begegnung mit den Ichthyophagen, die Insel mit dem Grab eines alten Königs, welche aber in die Tiefe untertaucht, wovon der erste Teil berichtet, gehen zurück auf Abenteuer Nearchs, von denen Arrian und Curtius das meiste mitteilen. „Curtius berichtet[3] von einer Insel im indischen Meer, Nearchs Leute hätten sich von den Eingeborenen sagen lassen: esse haud procul a continenti insulam palmis frequentibus consitam et in medio fere nemore columnam eminere, Erythri regis monumentum, litteris gentis eius scriptam. Adiciebant (Nearchus et Onesicritus) navigia, quae lixas mercatoresque vexissent, famam auri secutis gubernatoribus in insulam esse transmissa nec deinde ab iis postea visa." Ähnlich berichtet auch Arrian[4]. Im zweiten Teil des Briefes ist nach Ausfeld der ursprüngliche Inhalt durch Auslassungen und Verschiebungen beträchtlich entstellt. „Die Komposition wird erst erkennbar, wenn man die Fassung des Romans mit der selbständig überlieferten lateinischen ‚Epistola Alexandri Magni ad Aristotelem magistrum suum de itinere suo et de situ Indiae' und beide mit der historischen Grundlage zusammenhält, wonach sich die wichtigsten Fehler der Überlieferung beseitigen lassen." Nach den Untersuchungen Ausfelds stellt sich dieser Brief dar als das „Machwerk eines gedankenlosen Bearbeiters, der zwei verschiedene Briefe, unter denen der zweite seinerseits wieder aus zwei Stücken verschiedenen Ursprungs bestand, in einem ungeschickten Auszug vereinigte und das Ganze durch Einleitung und Schluß in das Gefüge der Erzählung einzupassen versuchte"[5].

[1] Ausfeld a. a. O. 5.
[2] Dieser Ansicht Rohdes (S. 187 f.) schließt sich Ausfeld (S. 6) an.
[3] *Curtius* 10, 14 sq. [4] *Arrian.*, Ind. 37, 3. [5] Ausfeld S. 16.

Auch der nunmehr von Ausfeld analysierte Brief an Olympias, der die Kapitel 27 und 28 des dritten Buches einnimmt, besteht aus zwei Teilen, einem sagenhaften, der Alexanders Zug zu den Säulen des Herakles und zu den Amazonen erzählt, und einem in seiner Grundlage historischen, der einzelne Momente aus dem Rückweg der Macedonier von Indien nach Persien darstellt. Interessant ist Ausfelds Nachweis, wie im zweiten Teile Angaben des Historikers ins Fabelhafte übertrieben wurden. Die Darstellung entspricht der Schilderung bei Arrian und Curtius [1].

Der nur von den Rezensionen B′ und C′ im zweiten Buche [2] gebrachte Brief an Aristoteles und Olympias mit seinen Wunderberichten findet für seine Phantastereien Anhaltspunkte bei den Alexanderhistorikern [3].

Am Schluß seiner Ausführungen über diese Briefe sagt Ausfeld endlich, daß die verschiedenartigen Darstellungen derselben Sache eine Vielheit von Verfassern, eine reiche Litteratur voraussetzen, von der uns nur dürftige Bruchstücke in diesen Briefen geblieben sind [4]. Nachdem der scharfsinnige Kritiker dann noch gezeigt hat, daß der Briefwechsel des Darius mit seinen Satrapen aus einer anders gearteten Briefsammlung eingeschoben wurde, die sich dem thatsächlichen Gang der Ereignisse anschließt, behandelt er eingehend die Interpolation der Geschichte des griechischen Feldzuges, um dann — von unbedeutenderen Zügen des Romans abgesehen — die interessante Episode mit der Königin Kandake zu beleuchten. Auch in diesem Stücke, das seiner Ansicht nach gleichfalls nicht dem ursprünglichen Texte des Romans angehört hat, unterscheidet Ausfeld [5] einen historischen Bestandteil: Alexanders Zug zu der festen Stadt der Semiramis, und einen sagenhaften oder frei erfundenen: Alexanders Besuch bei Kandake, Königin des äthiopischen Reiches Meroe. Diese Episode wird uns selbst bald eingehend beschäftigen.

Als Kern des ursprünglichen Romans scheidet Ausfeld, seine Ergebnisse zusammenfassend, folgende Abschnitte aus: 1. Alexanders Eltern 1, 1—14; 2. Thaten des jungen Alexander 1, 15—24; 3. Thronbesteigung, Kriegsrüstung und erste Unternehmungen bis zum Eingreifen des Darius 1, 25—35; 4. die Unterwerfung der Perser 1, 36—42; 2, 8—17. 20—22; 5. Alexanders Erlebnisse in Indien 3, 1—6. 25—27; 6. Alexanders Tod 3, 30—34.

Gegen Ausfeld wendete sich unlängst W. Kroll [6]; er sagt, daß der im 3. Jahrhundert lebende Verfasser auch der eigentliche Vater des Romans sei, und glaubt nicht, daß dieser schon lange vor ihm im wesentlichen fertig vorlag und von ihm nur durch Einschiebung der Briefe und mancher andern Stücke erweitert wurde, wie das Ausfeld zu zeigen versuchte. Dann fährt er wörtlich fort: „Die romanhaften Züge der Alexandergeschichte sind allerdings zum großen Teil älter, bereits in der Generation nach seinem Tod

[1] Näheres bei Ausfeld S. 17f.

[2] Kap. 23. 32. 33. 36—41. Bruchstücke auch beim Syrer und Leo.

[3] Näheres bei Ausfeld S. 20. [4] Ebd. S. 23. [5] Ebd. S. 30.

[6] Der griechische Alexanderroman, in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1901, Nr. 38, S. 5.

ausgebildet; aber den Roman selbst mit seiner jämmerlichen Halbbildung und dem kläglich niedrigen Niveau aller Kenntnisse kann ich mir nicht vor dem Niedergang der antiken Kultur entstanden denken." An anderer Stelle schreibt er[1]: „Wir haben das Machwerk eines zwar nicht gelehrten, aber doch halb gelehrten Mannes vor uns, der aus einigen historischen Kompendien eine halbwegs vernünftige Erzählung zusammenzustoppeln sucht und sie mit Zuthaten theils aus gelehrten Quellen teils aus Wunderbüchern verbrämt, und wo es ihm paßt, die Ereignisse nach seinem Belieben verschiebt; die vielen kleinen Briefe dürfen wir getrost auf seine Rechnung setzen." Zu den fremden Stücken, die er in seinen Roman hineingearbeitet hat, rechnet Kroll einmal den sachkundigen Bericht über die Anlage von Alexandria, sodann die beiden großen Briefe an Aristoteles und Olympias, „die in sich geschlossen sind, aber zu der eigentlichen Erzählung in direktem Widerspruch stehen", endlich den romantischen Bericht über den Tod des Königs, der wörtlich abgeschrieben ist „aus einer kurzen Darstellung der Geschichte Alexanders, deren Verfasser wir nicht kennen und deren Schluß uns in lateinischer Übersetzung in einer Metzer Handschrift noch erhalten ist". Letztere wurde unlängst herausgegeben von O. Wagner[2]. Des weiteren verweist Kroll dann noch auf die teilweise an die zeitgenössische Legende über Alexander anknüpfenden fabelhaften Elemente des Romans, auf den gänzlichen Mangel an Sachkenntnis bei unserem Verfasser, namentlich auf die bei ihm hervortretende geographische Konfusion, endlich aber auch wieder auf die Beweise einer gewissen Bildung des Autors.

---

[1] Ebd. S. 4.

[2] Incerti auctoris epitome rerum gestarum Alexandri Magni. E codice Mettensi ed. O. Wagner, in den Jahrbüchern für klass. Philologie XXVI. Suppl.-Bd. (Leipzig 1900), 91—167.

III.

Die syrische Alexanderlegende und ihre Beziehungen zur jüdisch-orientalischen Eschatologie.

Das bunte Gewirr phantastischer Schilderungen vorerst verlassend, wenden wir uns einer ganz anders gearteten litterarischen Schöpfung zu. Schon oben nahmen wir, von inneren Gründen ermutigt, an, daß die syrische Legende, wenn auch nicht das Prototyp, so doch die älteste Überlieferung der Alexandersage sei[1]. Erhalten ist sie uns als Appendix zu den syrischen Texten des Pseudo-Kallisthenes[2]. Nöldeke datierte diese Legende auf Grund der in ihr enthaltenen Weissagung, daß Gog und Magog nach 826 Jahren die Thore durchbrechen würden, in das Jahr 514, unter Hinweis auf den Einfall der Sabir-Hunnen, der in diesem Jahre vom Kaukasus her in Armenien erfolgte[3]. Mit Recht fügt Bousset[4] dem hinzu, daß dann in dem folgenden Satze, der von einem Einfall der Hunnen im Jahre 940 redet, die Legende eine Bearbeitung aus dem Jahre 628/9 erhalten hat, nachdem im Jahre 627 die wilden Völkerstämme der Chazaren von Heraklius gegen die Perser herbeigerufen waren. Dieselbe Legende finden wir zu einer Homilie verarbeitet bei dem im Jahre 521 gestorbenen syrischen Dichter Jakob von Sarug[5]. Bezüglich dieser Dichtung macht Bousset gegen Nöldeke geltend, daß es recht zweifelhaft ist, ob, wie Nöldeke glaubt, jene Homilie die Legende in der vorliegenden Form verarbeitet habe, betont aber dann, daß es sich hier gar nicht darum handle, daß eine von beiden Quellen von der andern abhängig sein müsse, sondern daß beide auf ältere Quellen zurückzuführen seien[6]. Die Richtigkeit dieser Behauptung wird sich erweisen. Geben wir hier zunächst den Inhalt der uns überlieferten syrischen Texte.

---

[1] Oben S. 33.

[2] Abgedruckt und übersetzt bei *C. A. W. Budge,* The history of Alexander the Great, being the Syriac version of the Pseudo-Callisthenes (Cambridge 1889) 144—158. Vgl. oben S. 60.

[3] Th. Nöldeke, Beiträge zur Geschichte des Alexanderromans, in den Denkschriften der Wiener Akademie der Wissensch., phil.-hist. Klasse, XXXVIII (1890), 27.

[4] W. Bousset, Beiträge zur Geschichte der Eschatologie, in der Zeitschrift für Kirchengeschichte XX (1899), 114.

[5] Bei *Knös,* Chrestomathia Syriaca (Göttingen 1807) 66—107. A. Weber, Des Mor Jaqûb Gedicht über den gläubigen König Aleksandrûs und über das Thor, das er machte gegen Ogûg und Mogûg. Deutsche Übersetzung Berlin 1852.

[6] Bousset S. 115.

Alexander begehrt nach dieser Legende im siebenten Jahre seiner Regierung zu wissen, wieweit die Erde sei, worauf der Himmel stehe, und vieles andere. Seine Räte sagen ihm, er könne nicht an das Ende der Welt gelangen wegen eines Ozeans, dessen Wasser wie Eiter sei. Alexander aber vertraut auf Gott und Christus, dessen Ankunft er noch zu erleben wünscht, und spricht zu Gott: „Ich weiß, daß Du mir Hörner auf meinem Haupt hast wachsen lassen, daß ich damit die Reiche der Welt zerstoße." Alexander bricht auf; aber thatsächlich hemmt das stinkende Meer sein weiteres Vordringen. Zwischen diesem und dem hellen Meere, das die Erde umgiebt, wandert er bis dahin, wo die Sonne in das Fenster des Himmels eintritt. Von dort zieht er nach Norden und gelangt zum Kaukasus. Jenseits desselben wohnen die wilden Völker der Hunnen, deren Namen mit Einschluß von Gog und Magog aufgeführt werden. Daran reiht sich eine Beschreibung dieser schrecklichen Barbaren, welche rohes Fleisch essen, Menschenblut trinken, in Felle gekleidet und äußerst rasch sind. Ihre Waffen machen sie dadurch unbesiegbar, daß sie dieselben mit dem Blute eines menschlichen Embryo bestreichen. Hinter diesem Volke, das Gott zur Strafe sendet, ist das Land der Hundsmenschen und Däumlinge; dahinter dehnt sich eine Wüste voller Schlangen aus, und dahinter ragt zwischen Erde und Himmel, von Nebeln umwallt, das irdische Paradies auf. Alexander erbaut das mächtige Thor gegen die Barbaren, und dieser Bau wird eingehend beschrieben. Ebenso ausführlich ist die Inschrift, welche er am Thore anbringen läßt. Diese besagt, daß die Hunnen dereinst doch durch das Thor dringen, das Perser- und Römerland überfallen und dann zurückkehren werden. Nach 826 Jahren jedoch würden sie auf dem schmalen Pfad, der nach Halôras[1] führt, herausbrechen und großes Unheil anrichten, und nach 940 Jahren, wenn die Sünden allzu arg geworden seien, werde Gott den Hunnen das Thor öffnen. Da würden dann die 24 Reiche der Hunnen, Perser und Araber von den Enden der Erde kommen und übereinander herfallen, so daß der Boden in Blut schwimmen müsse. Dann aber nimmt das griechische Reich einen eisernen Hammer in die Rechte, einen ehernen in die Linke und schlägt sie auf einander; damit wird die Kraft aller Reiche vor dem griechischen, welches das römische ist, hinschmelzen. Perser und Hunnen werden einander vernichten und nur wenige heimkommen. Das Reich Alexanders des Großen wird dann die ganze Erde umfassen. Nun sammelt der Perserkönig Tubarlaq seine Kriegsmacht gegen Alexander. Dieser wird von Gott im Traume zum Kampfe ermahnt: „Ich habe dir eiserne Hörner auf dem Haupte wachsen lassen, daß du damit die Reiche der Erde zerstoßest." Tubarlaq wird besiegt, und man beschließt, daß fürderhin 6000 Römer und 6000 Perser das Thor gegen die Hunnen bewachen sollen. Tubarlaq erhält noch die Weissagung, daß am Ende der Tage die Römer alles Land unterwerfen, der derzeitige König von Persien getötet, Babylonien und Assyrien verwüstet werden

[1] Kleines Örtchen am Tigris. Nöldeke S. 28, hier auch der Text.

sollen. Das römische Reich soll dauern, bis es seine Gewalt an den wiedererscheinenden Christus abtritt. Nunmehr verläßt Alexander Persien, geht durch die Wüste nach dem Gebirg der Römer. Nachdem er noch in Jerusalem angebetet hat, schifft er sich nach Alexandria ein, und als er stirbt, bestimmt er, daß sein Königsthron nach Jerusalem überbracht werden solle[1].

Jakob von Sarûgs metrische Überarbeitung dieser Legende enthält eine breite, aber zugleich auch eine den Augenzeugen verratende, tiefempfundene Schilderung des Schreckens, den die Mongoleneinfälle über Syrien und die angrenzenden Länder verbreiteten, und beschränkt sich demgemäß fast ausschließlich auf die im Prosatexte gebotene Erzählung von der Umwallung der mit den Mongolen identifizierten Völker Gog und Magog. Für unsere späteren Untersuchungen ist gerade diese Homilie des syrischen Poeten von größtem Interesse wegen ihrer leicht zu beweisenden Verwandtschaft mit der sibyllinischen Litteratur, sodaß wir ihre charakteristischen Teile hier folgen lassen müssen. Alexander beginnt, zu seinen Mannen gewandt:

Groß ist mein Verlangen, hinauszugehen, die Länder zu schauen
Und auch die fernen Lande zu schauen, wie sie sind,
Und hinauszugehen zu den Meeren, Furten und Gestaden an ihren Seiten,
Und mehr als alles: hineinzubringen und zu sehen das Land der Finsternis,
Ob in Wahrheit, wie ich gehört habe, so sie sind.

Er unterwirft darauf Maqdûnia und Ägypten und erwirbt große Macht; seine Fürsten aber warnen ihn:

Herr, nicht lassen dich die furchtbaren Meere,
Welche die Welt umgeben, übersetzen und sehen das Land der Finsternis.

Und weiter:

Herr, jenseits dieser furchtbaren Meere
Ist ein stinkendes Meer, das in Wahrheit voll Stürme ist.

Alexander zieht indes aus; er gelangt an das stinkende Meer und an den Berg Masîs[2]. Von einem unterworfenen Volke begehrt er trotz der Warnungen alter Leute Führer in das Land der Finsternis und nimmt auf den Rat von Greisen Eselinnen mit, deren Junge im Lager zurückgelassen werden. Alexander durchdringt die Finsternis, findet das Lebenswasser, in dessen Fluten ein gesalzener Fisch lebendig wird, darf sich aber nicht darin baden:

Denn nicht war von Gott ihm beschieden, daß er leben bleiben solle.

[1] *Budge* p. 158. Über die Bedeutung des Thrones in der orientalischen Auffassung unterrichtet S. Cassel, Weltgeschichtliche Fragmente, in den Wissenschaftlichen Berichten der Erfurter Akad. gemeinnütz. Wissensch. I (1853—1854), 3 ff. S. 130 wird erzählt, daß Alexander nach der späteren Sage den Thron Salomons gewann und ihn nach Ägypten brachte, woran sich dann die Gründung von Alexandria knüpfte.

[2] Weber a. a. O. 13 spricht die Vermutung aus, daß dieser Berg mit dem Meros identisch sei.

Es folgt hierauf die Episode mit Gog und Magog. Alexander errichtet gegen sie ein gewaltiges Thor. Dann heißt es weiter:

Es sprach der Herr durch den Engel: Ich habe dich erhöhet
Vor allen Königen und Herrschern dieser ganzen Welt.
Und dies große Thor, das du gemacht in diesem Lande,
Wird verschlossen sein, bis da kommt das Ende der Zeiten.
Darüber weissagt auch Jeremias, und die Erde hat es gehört,
Daß am Tage des Endes der Welt sich öffnet das Thor des Nordens
Und an diesem Tage herausgehen wird Übel über die Bösen
Und Wehe sein wird über Schwangere und Wöchnerinnen.
Es sprach der Herr: In jenem siebentausendsten Jahre
Werden böser Ruf und Verwirrung in allen Landen sein,
Und groß wird sein auf Erden das Sündigen und die Bosheit und alles Schlechte,
Neid und Trug und Ehebruch und Mord und alles Hassenswerte,
Falschheit und Verleumdung von seiten der Bösen,
Und es wird groß sein auf Erden Übermut und Stolz
Und Überheben und Niederträchtigkeit und Unglaube,
Und es werden fallen Trennung und Zwistigkeit über die Menschen.
Der Himmel wird wie Dunkelheit sein und die Erde erschüttert werden.
Die Liebe wird schwinden von dem größten Teil in jenen Tagen,
Und viel werden sein Krieg und Gefangenschaft und Mord unter den Menschen,
Und Hungersnöte und harte Verwüstungen werden in allen Landen herrschen,
Und auch auf den Inseln im Meer werden Erschütterungen sein.
Sonne, Mond und Sterne werden dunkel sein bei ihrem Aufgange.

— — — — —

Und wenn dies sich vollendet, vor dem Ende
Wird erbeben die Erde, und das Thor, das du gemacht, wird sich öffnen.

— — — — —

Und das Volk jenseits dieses Thores wird erwachen,
Und wieder sich sammeln die Scharen von Ogûg und Bait Mogûg,
Die da grimmiger sind als alle andern Geschöpfe
Aus dem großen Hause Japhet, denen unser Herr gesagt, daß sie ausziehen über die Erde
Und bedecken die ganze Schöpfung wie Heuschrecken.

Nunmehr folgt eine breite Schilderung des dereinstigen Schreckens, den Gog und Magog verbreiten werden, und darauf heißt es:

Und als dies erzählt war von dem Engel
Dem erfahrenen König Aleksandrûs Bar Fîlîpûs,
Sprach er zum König mit dem Geist der Offenbarung[1],
Daß er dies aufschreibe und lehre die Welt, daß dies sein werde.
Und als dies alles vom Engel geredet war,
Kam der Geist des Herrn über den König, wie über Jeremias:
Er schrieb die Geheimnisse, wie Daniel und wie Jesaias,
Und er vertilgte Heere und vernichtete Könige in ihren Kriegen.
Er zerstörte Götzen, wie Hiskias und Josias,
Der gerechte König, der Recht und Gerechtigkeit pflegte.
Es glänzte die Erde durch seine Weisheit voll Herrlichkeit,
Und er saß und lehrte alles, was kommen sollte, wie Daniel.

[1] Dieser wörtlich übersetzte Vers ist sichtlich unrichtig überliefert.

Es sprach der König Aleksandrûs Bar Filipûs:
Die Könige werden erbeben mit ihren Scharen und Unterthanen
An dem Tage, wo sie (Ogûg und Mogûg) hinausziehen über die Erde am Ende der Zeiten.
Es werden erzürnen die Menschen und alle Enden den Herrn Zebaoth.
Und sein Zorn wird aufsteigen und bedecken die Erde mit großer Verwüstung.
Das große Rûmi wird er von seiner Höhe in die Tiefe stürzen.
Die Meere brausen, und die Erde ruft, und die Berge wehklagen u. s. w.[1]

Bereits Nöldeke konstatierte, daß der Übereinstimmungen dieser syrischen Texte mit dem griechischen Alexanderroman nur sehr wenige seien; nur dessen jüdische Bearbeitung, also im wesentlichen die Rezension C', wiesen Anklänge auf[2]. Wir werden im nächsten Kapitel, das sich eingehender mit dem Zug zur Lebensquelle befaßt, auf dieses Abhängigkeitsverhältnis näher einzugehen haben; hier sei vorerst die dort zu erweisende Behauptung hingestellt, daß Meißner im Recht ist, wenn er sagt, „daß, wo Talmud und Pseudo-Kallisthenes zusammengehen, meistens der erste die Quelle des zweiten ist“[3]. Das vorausgesetzt, wenden wir uns dem eschatologischen Gehalte unserer syrischen Texte und in erster Linie dem Gog und Magog betreffenden Teile zu.

Beide apokalyptische Völker werden, soweit ich sehe, in der außerbiblischen Litteratur zuerst in dem dritten der sibyllinischen Bücher erwähnt[4], aber überaus farblos und des ursprünglichen apokalyptischen Charakters entkleidet. Alexander der Große tritt in dieser durchaus griechenfeindlichen Orakelsammlung, deren scharf zu trennende drei Gruppen alle auf die Zeit des siebenten Ptolemäers hinweisen[5], vollständig zurück. Die nächste Erwähnung finden wir bei Josephus und hier schon unter deutlicher Beziehung auf den Macedonier[6]. Weiter hat Plinius ersichtlich diese Sage im Auge, wenn er schreibt: sunt autem aliae (portae) Caspiis gentibus iunctae, quod dignosci non potest, nisi comitatu rerum Alexandri magni[7]. Deutlicher wird bereits Hieronymus; er schreibt[8]: ab ultima Maeotide inter glacialem Tanain et Massagetarum immanes populos, ubi Caucasi rupibus feras gentes Alexandri claustra cohibent, erupisse Hunnorum examina. Ähnlich berichtet ein Sermo Mar Ephraems De fine extremo. In der vorliegenden Fassung stammt dieser Sermo aus der Zeit des Islam; aber gerade diese den Islam betreffende, außer allem Zusammenhang stehende

[1] In der deutschen Übersetzung a. a. O. 25ff. Erwähnt sei an dieser Stelle, was für die späteren Untersuchungen nicht ohne Interesse ist, daß J. Dashian, Katalog der armenischen Handschriften in der Mechitaristen-Bibliothek in Wien (Wien 1895) 263, unter dem Namen Jakob v. Nisibis (Jakob v. Sarug) eine „Rede über den Stern und die Magier“ notiert. Vgl. Bratke, Religionsgespräch 175, Anm. 5.

[2] Nöldeke S. 30.

[3] B. Meißner, Alexander und Gilgamos (Leipzig 1894) 10.

[4] Orac. sib. 3, 320. 510.

[5] E. Schürer, Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi III[3] (Leipzig 1898), 437f. Vgl. oben S. 29f. das über diese Sibylle Gesagte.

[6] Siehe die Stelle oben S. 53f.

[7] *Plinius,* Hist. nat. 6, 15.

[8] Ep. 77, 8 ad Oceanum. Vgl. Bousset, Beiträge 115.

Stelle erweist sich als Interpolation[1], nach deren Ausscheiden eine Apokalypse bleibt, gegen deren Abfassung im 4. Jahrhundert sich nichts einwenden läßt. In letzterer heißt es ausdrücklich in der Übersetzung[2]: Tunc divina iustitia advocat reges exercitusque fortissimos, qui sunt ultra portas, quas fecit Alexander; darunter befinden sich Gog und Magog. In engen Beziehungen zu diesem Sermo steht eine unter dem Namen des hl. Ephraem oder unter dem des Isidor von Sevilla verbreitete Predigt, die uns in lateinischen Handschriften erhalten ist[3], und welche um das Jahr 373 abgefaßt wurde[4]. Hier werden gleichfalls, ohne namentlich aufgeführt zu werden, Gog und Magog in ähnlicher Weise wie in der Legende geschildert; sobald diese Völker erscheinen, wird hier verkündet, wird das Reich der Christen, das heißt die römische Weltmacht, in die Hände Gottes und des Vaters zurückgegeben werden. Ausdrücklich sei schon jetzt die Parallele bezüglich der Thronübergabe nach Jerusalem in der Legende und die Reichsübergabe in der Predigt hervorgehoben. Die Predigt enthält zwar nicht die Sage, daß Alexander die wilden Völker eingeschlossen habe; das verschlägt aber nichts, wenn wir die engen Wechselbeziehungen zwischen ihr und der vorgenannten, gleichfalls dem Ephraem zugeschriebenen Predigt in Betracht ziehen. Im 8. Jahrhundert hält Ambrosius Autpert († 781) es für nötig, gegen diese Sage einzuschreiten, die er mit den Worten erwähnt: Dicunt etiam alii Alexandrum Magnum Macedonem in partibus Aquilonis has gentes Gog et Magog inclusisse easque in tantum multiplicatas fuisse, ut viginti et quatuor regna de se reddidissent[5]. „Es gab also Leute", schrieb mir in liebenswürdiger Weise Herr Professor Haußleiter, „die noch im 8. Jahrhundert zwischen Alexander dem Großen und Apokalypse 20, 7 eine Brücke schlugen." Es ist somit erwiesen, daß die Sage von der Einschließung der Völker Gog und Magog durch Alexander den Großen lange vor die uns vorliegende Fassung der syrischen Legende zurückreicht und mutmaßlich der vorchristlichen Zeit angehört.

---

[1] Zu dieser Ansicht bekehrten mich Boussets Ausführungen (S. 116) gegen Nöldekes Aufstellungen in seiner Besprechung der gleich zu citierenden Schrift von Lamy in der Wiener Zeitschrift für Kunde des Morgenlandes IV (1890), 245 ff.

[2] *Th. J. Lamy,* Sancti Ephraem Syri Hymni et Sermones III (Mechliniae 1889), 196. Vgl. auch W. Bousset, Der Antichrist in den Überlieferungen des Judentums, des Neuen Testaments und der alten Kirche (Göttingen 1895) 35.

[3] C. P. Caspari, Briefe, Abhandlungen und Predigten aus den zwei letzten Jahrhunderten des kirchlichen Altertums und dem Anfang des Mittelalters (Universitäts-Programm Christiania 1890) 208 ff. (Text) und 429 ff.

[4] Von dieser Ansicht gehe ich auch nach Sackurs Einspruch (S. 93) nicht ab. Es freut mich, zu sehen, daß auch Bousset (S. 118) bei dieser von mir und unabhängig auch von ihm gefundenen Annahme stehen bleibt.

[5] ***Ambrosii Ansberti*** [andere Lesart ***Autperti***] in Apocalipsim libri decem in Maxima Bibliotheca vet. patr. XIII (Lugd. 1677), 623. Vgl. Haußleiters Artikel in der Realencyklopädie für protest. Theologie II[3], 308 f. Vgl. u. a. auch noch *Hegesippus,* De bello iudaico 5, 50; *Procopius,* De bello persico 1, 10. M. Uhlemann, Über Gog und Magog, in der Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie V (1862), 265 ff., sucht beide antichristlichen Völker geographisch zu fixieren.

Die Sage verlegt die Einschließung jener apokalyptischen Völker in die Vergangenheit, während Ezechiel, wo er von den beiden Völkern als Repräsentanten des letzten Anpralles der feindlichen Mächte gegen das Heiligtum in Jerusalem redet, zweifellos an das Ende der Tage denkt. Vom äußersten Norden her erheben sich bei dem Propheten „am Ende der Tage" die Horden des Gog, lange nachdem Israel aus dem chaldäischen Exil und aus andern Ländern der Zerstreuung zurückgekehrt ist und sich in seinem Lande friedlich und harmlos des Heiles freut, das ihm sein Gott beschieden hat. Die Völker des Nordens und des äußersten Südens leisten Heeresfolge; Gott aber vernichtet sie und vereitelt den Ansturm wider sein Heiligtum[1]. Ebenso erscheinen Gog und Magog noch, hier aber, wie gesagt, in verblaßter Form, in den sibyllinischen Büchern mit andern historischen Völkern als letzte Repräsentanten der widergöttlichen Mächte[2], und in innerer Übereinstimmung damit bezeichnet auch die Apokalypse des hl. Johannes[3] mit Gog und Magog diejenigen Nationen an den vier Enden der Erde, welche der zum letztenmal entfesselte Satan nach dem tausendjährigen Reiche zum Kampfe wider Gottes Heiligtum zusammenruft. Unsere sonst eng verwandte Alexandersage weicht somit in einer uns zunächst unverständlichen Form von der biblischen Tradition ab. Jedoch schon die Homilie Jakobs von Sarûg geht in bemerkenswerter Weise über die äußerlich fast in annalistischer Form wiedergegebene Sage hinaus, indem sie den König die Wiederkehr Gogs und Magogs sowie den Sturz Roms verkünden läßt. Augenscheinlich ist hier der ursprüngliche Charakter der apokalyptischen Vorstellung, die man mit den Namen dieser Völker verband, gewahrt. Dasselbe bemerken wir in einer eng verwandten und zweifellos auf jüdischen Einfluß zurückgehenden muhammedanischen Tradition. In der 18. Sure des Korans lesen wir wörtlich[4]:

„Die Juden werden dich auch über den Dhulqarnain befragen. Antworte: Ich will euch eine Geschichte von ihm erzählen. Wir befestigten sein Reich auf Erden, und wir gaben ihm die Mittel, alle seine Wünsche zu erfüllen. Er ging einst seines Weges, bis er kam an den Ort, wo die Sonne untergeht, und es schien ihm, als ginge sie in einem Brunnen mit schwarzem Schlamm unter. Dort traf er ein Volk. Wir sagten zu ihm: O Dhulqarnain, entweder bestrafe dieses Volk oder zeige dich milde gegen dasselbe. Er aber sagte: Wer ungerecht von ihnen handelt, den wollen wir bestrafen, und dann soll er zu seinem Herrn zurückkehren, der ihn noch strenger bestrafen wird. Wer aber glaubt und rechtschaffen handelt, der empfängt den herrlichsten Lohn, und wir wollen ihm unsere Befehle leicht machen. Dann verfolgte er seinen Weg weiter, bis er kam an den Ort, wo die Sonne aufgeht. Er

[1] Vgl. den Artikel Gog (v. Orelli) in der Realencyklopädie für protest. Theologie VI³, 761 ff.

[2] Schürer a. a. O. II³, 533.

[3] Apok. 20, 7 ff.

[4] Der Koran. Aus dem Arabischen wortgetreu übersetzt und mit Anmerkungen versehen von L. Ullmann (Crefeld 1840) 249.

fand sie aufgehen über einem Volke, dem wir nichts gegeben hatten, um sich vor ihr schützen zu können. Dies ist wahr, denn wir umfaßten in unserer Kenntnis alle die, welche mit ihm waren. Er verfolgte seinen Weg weiter, bis er kam zwischen zwei Berge, wo er ein Volk fand, das kaum seine Sprache verstehen konnte. Sie sagten zu ihm: O Dhulqarnain, Jadschudsch und Madschudsch richten Verderben im Lande an. Bist du es nun zufrieden, daß wir dir einen Tribut zahlen unter der Bedingung, daß du zwischen uns und ihnen einen Wall errichtest? Er aber erwiderte: Die Kraft, mit welcher mein Herr mich ausgerüstet, ist besser als euer Tribut. Steht mir nur kräftig bei, so will ich einen festen Wall zwischen euch und ihnen aufführen. Bringet mir große Stücke Eisen, um den Zwischenraum der beiden Bergwände auszufüllen. Er sagte weiter: Blaset nur (mit den Blasebälgen), damit das Eisen wie Feuer glühe. Dann sagte er: Bringet mir geschmolzenes Erz, daß ich es darauf gieße. So konnten sie (Jadschudsch und Madschudsch) den Wall weder übersteigen noch durchlöchern. Da sagte Dhulqarnain: Dies habe ich nun mit der Gnade meines Herrn gethan. Wenn aber einst die Verheißung meines Herrn in Erfüllung gehen wird, dann wird er den Wall in Staub verwandeln; die Verheißung meines Herrn aber ist wahr. An jenem Tage werden wir die Menschen, einen über den andern, gleich den Wellen des Meeres herstürzen lassen; und wenn in die Posaune gestoßen wird, dann wollen wir sie allesamt versammeln."

Daß diese Sure entweder direkt von der Legende abhängig sein muß oder aber mit ihr gemeinsam eine einzige Quelle benutzte, liegt auf der Hand; nur fragt sich hier, wie Alexander zu dem Namen „der Zweigehörnte" kommt. Daß Alexander mit diesem Titel wirklich gemeint ist, muß nach den vorher gegebenen Ausführungen als sicher erscheinen und dürfte auch nach lebhafter gelehrter Kontroverse kaum mehr in Zweifel gezogen werden[1].

Dhulqarnain und das entsprechende hebräische Wort bedeutet: „Besitzer zweier Hörner". Im Exodus[2] wird dieses Wort auf Moses angewandt, als er nach dem Verkehr mit Gott den Berg verließ[3]. Qeren hat aber zwei verschiedene Bedeutungen: Strahl und Horn. Dementsprechend bezeichnen die Semiten die Morgenröte mit Hirschkuh[4]. Die Septuaginta entschied sich in ihrer Übersetzung der Exodusstelle für die erste Bedeutung, die Vulgata indes für die letztere, und die christliche Ikonographie schloß sich gleichfalls entweder

---

[1] Th. Nöldeke, Beiträge 32. K. H. Graf, Über den „Zweihörnigen" des Korans in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft VIII (1854), 447.

[2] Exod. 34, 29. 30. 35.

[3] H. Steinthal, Die Sage von Simson, in der Zeitschrift für Völkerpsycholog. und Sprachw. II [1862], 163, führt auch die Hörner Mosis auf solarischen Ursprung zurück. Dazu bietet indes der Wortlaut der mißdeuteten Bibelstelle nicht die zwingende Veranlassung.

[4] Den Grund erkannte bereits der Talmud; im babyl. Talmud Jôma lesen wir nämlich: „So wie die Hirschkuh ihre Hörner nach allen Seiten verzweigen läßt, so breitet sich auch die Morgenröte nach allen Seiten hin aus." Vgl. J. Goldziher, Der Mythos bei den Hebräern und seine geschichtliche Entwickelung (Leipzig 1876) 204 f.

an die Septuaginta oder an die Vulgata an. Bei diesen sprachlichen Beziehungen und bei der Übereinstimmung der jüdischen und mohammedanischen Tradition liegt es nahe, auch die Hörner des Alexander im Koran aus semitischen Quellen herzuleiten, wenngleich diese poetische Identifizierung der Sonnenstrahlen mit Hörnern verschiedenen orientalischen Völkern eigen ist[1]. Freilich sind auch andere Erklärungsversuche laut geworden, und recht verführerisch klingt die Ableitung der Alexanderhörner von seiner Eigenschaft als Sohn des Jupiter Ammon, den diese als Attribut auszeichneten[2]. Berichtet doch Athenäus, daß Alexander sich in der Kleidung des Gottes zeigte, und klagt doch Clemens Alexandrinus, daß Alexander sich in der Gestalt des Gottes habe darstellen lassen und die menschliche Gestalt durch Hörner verunziert habe[3]. Dieser Erklärungsversuch läßt indessen eines außer acht: die enge Verbindung, welche die Vorstellung vom Zweigehörnten mit der Sage von der Umwallung der Völker Gog und Magog eingegangen ist[4]. Wir sind gezwungen, in den Hörnern das Attribut des Messias zu erkennen.

Durch Widderhörner wird nach jüdischer Anschauung das Signal der messianischen Erlösung weit über alles Land ertönen, und daher wird der Heilsbote „Mann der Hörner" oder wie im Koran „Dhulqarnain" genannt[5]. Das Bild des Hornes ist ja auch sonst in der biblischen Litteratur sehr beliebt; beispielsweise wenden es Zacharias und Daniel auf die letzte Weltmacht an[6]. Der apokalyptische Grundcharakter unserer Sage von der Einschließung Gogs und Magogs durch Alexander schimmert immer mehr durch und wird ganz zu Tage treten, wenn wir die Parallele unserer Sage mit den alttestamentlichen Schriften weiter verfolgen und namentlich deren spätere Deutungen in Betracht ziehen[7].

---

[1] W. Gesenius, Hebräisches und aramäisches Handwörterbuch (12. Aufl. Leipzig 1895) 703f. G. W. Freytag, Lexicon arabico-latinum II (Halis Sax. 1835), 435. J. Fürst, Hebr. und chald. Handwörterbuch über das Alte Testament II (Leipzig 1861), 335, hier auch ein Hinweis auf Alexanders Hörner. Herrn Oberbibliothekar Aumer und Herrn P. Fonk danke ich für die mir hier gegebenen Winke.

[2] F. Spiegel, Eranische Altertumskunde (Leipzig 1873) hat unrecht, wenn er S. 606 sagt: „Wer unter Dhulqarnain den Iskender versteht, der wird kaum umhin können, zu den Hörnern des Jupiter Ammon seine Zuflucht zu nehmen und die beiden Hörner von diesem abzuleiten", während er vorher (S. 605) dem weiter unten folgenden Beweise Beers für das Vorkommen des Namens des Zweigehörnten als Beinamen des Messias ben Joseph seine Zustimmung erteilt.

[3] *Athenaei* Deipnosoph. 12, 537. Graf a. a. O. 147.

[4] Vgl. hierzu auch L. Donath, Die Alexandersage in Talmud und Midrasch (Rostocker Diss., Fulda 1873) 20f.

[5] Genesis Rabbah c. 56; Leviticus Rabbah c. 29. Donath S. 20.

[6] Zach. 1, 18. 19. Dan. 8.

[7] B. Beer, Welchen Aufschluß geben die jüdischen Quellen über den „Zweigehörnten" des Korans? — in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft IX (1855), 791ff., erbringt auf Grund der vormohammedanischen jüdischen Überlieferung für das Folgende den sichern Nachweis. In der Hauptsache vermag ich mich Beer aber nicht anzuschließen.

„Seitdem die Davidische Dynastie den Thron nicht mehr einnahm und die Nation ihre Unabhängigkeit von den Syrern vielmehr einem nicht aus Davidischem Blute entsprossenen Geschlechte, den Makkabäern, zu verdanken hatte, gewöhnte man sich daran, die eigentliche faktische Befreiung vom Drucke der Völker, jetzt der Römer, nicht geradehin von einem Manne aus Davidischem Stamme zu erwarten. In letzterem erblickte man zwar noch, getreu den alten Weissagungen, den wahren Messias, der gleichsam den Schlußstein der Erlösung bilden und selbige vollenden sollte; aber vorher wird ein Heros erwartet, zugleich mit allen sittlichen messianischen Eigenschaften ausgerüstet, hauptsächlich jedoch durch Mut und Tapferkeit ausgezeichnet, um die Völker allesamt zu bezwingen und sodann dem eigentlichen Messias Platz zu machen." Diese Behauptung Beers wird durch Schürer insofern gestützt, als nach diesem Forscher der Messias auch in der vorchristlichen jüdischen Auffassung als menschlicher König zur Besiegung der antimessianischen Mächte plötzlich aus der Verborgenheit hervortreten, und daß er nach Späteren von Rom ausgehen wird[1]. „Zweifellos erwarteten", fährt Beer fort, „die Juden vor Muhammed diesen Heros unter der Bezeichnung ‚der Zweihörnige', der sich durch abenteuerliche Züge und Großthaten auszeichnen, die Völker — insbesondere zuletzt den Gog und Magog — bezwingen, aber auch mit hoher sittlicher Kraft und Würde begabt sein sollte, sodaß der jüngste Tag und das ewige Gericht mit ihm in Verbindung gebracht werden."[2] Schon in den früheren Midraschim sollte „der Zweihörnige" das vielhörnige Edom bezwingen; die Hörner des Messias, des Sohnes Josephs, sollten nach allen Himmelsgegenden stoßen[3]. In den „Geheimnissen des Simon ben Jochai"[4], die zur Zeit des Sturzes der Ommajadenherrschaft geschrieben sind, wird der Sieg des „boshaften" byzantinischen Reiches über den Islam prophezeit; darauf erscheint der Messias ben Joseph, besiegt das römisch-byzantinische Reich und baut den Tempel; alsdann tritt Armillus, der Antichrist, auf, und im Kampfe mit diesem fällt der Messias. Im Midrasch Vajoscha, der eine etwas ältere Tradition zu vertreten scheint, wird statt der Erwähnung des Römerreiches die Vernichtung von Gog und Magog geschildert[5]. Das Stück Pesikta Sutarta berichtet gleichfalls, daß der Messias ben Joseph vor Gog und Magog

---

[1] E. Schürer, Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi II[3] (Leipzig 1898), 525ff. S. 532, Anm. 2 bezüglich der Erwartung eines von Rom ausgehenden Messias Hinweise auf Targum Jeruschalmi zu Exod. 12, 42 und bab. Sanhedrin 98a. Letztere Stelle mitgeteilt in F. Delitzsch, Commentar zum Briefe an die Hebräer (Leipzig 1857) 117; bei A. Wünsche, Die Leiden des Messias (Leipzig 1870) S. 57f. und Wünsche, Der babylonische Talmud II, 3 (Leipzig 1889), 200. Hier heißt es vom Messias: „Er sitzt am Eingange Roms."

[2] Beer a. a. O. 793.

[3] Vgl. Beer a. a. O. Daß darunter auch ein Nichtjude verstanden werden konnte, sahen wir bereits.

[4] Übersetzung bei Wünsche, Die Leiden des Messias (Leipzig 1870) 120. Vgl. Bousset, Antichrist 67.

[5] Bousset, Antichrist 67, Anm. 3 und Bousset, Beiträge 120.

fällt[1]. Allgemeiner drückt sich aus das alte aramäische jüdische Volkslied für die ersten Passahabende, worin die Hauptereignisse des Weltlaufs von der Erwählung Jakobs bis zum jüngsten Tage bildlich geschildert werden, in dem die Stelle unser Interesse in Anspruch nimmt: „Und es wird kommen der Ochs oder der Stier" — gemeint ist der Messias, Sohn Josephs — „und das Wasser trinken" — d. h. Ismael bekämpfen[2]. Es kommt noch hinzu, daß auch die mohammedanische Eschatologie die ältere, auf Ezechiel zurückgehende Tradition bewahrt hat. Leider sind wir bezüglich der Kenntnis der Vorstellungen des Islam vom Weltende noch immer auf J. von Hammers Zusammenstellung angewiesen, die jedoch wohl im wesentlichen die alte Tradition wiedergeben dürfte[3]. Nach der letzteren sind der vorzüglichsten Zeichen des Gerichtes neun an der Zahl: der Heerrauch, der die ganze Welt bedecken wird, der Dedschal (oder Antimuhammed), der Aufgang der Sonne im Westen, das Tier der Erde (der Apokalypse), die Erscheinung Jesu, des Sohnes Marias, der Ausbruch der Völker von Gog und Magog, das Feuer in Jemen, eine dreifache Sonnenfinsternis und die Sendung Mahadis. „Mahadi ist aus meinem Geblüte, sagt der Prophet. Er schlummert in einer Grotte und wird dann hervorgehen, um die Welt zu regieren als Chalife. Unter seiner friedlichen Regierung wird aller Groll, alle Feindschaft zwischen Menschen und Tieren ausgesöhnt; alle Sekten vereinigen sich, und es wird ein Schafstall und eine Kirche sein. Denn die Ungläubigen werden sich entweder alle bekehren oder getötet werden. Den Empörer Dedschal oder Antimuhammed wird der Herr Jesus mit eigener Hand erlegen." Bezüglich der letzteren wird beigefügt, daß derselbe identisch sei mit dem Antichristen der Nazaräer und dem Messias der Juden. Nach dem Tode dieses Widersachers durchbrechen die Völker Gog und Magog den Damm, welchen der zweigehörnte Alexander erbaute[4].

Daß diese ganze Tradition von Gog und Magog und ihrem Bezwinger dem zweigehörnten Alexander, ausschließlich auf jüdische Tradition zurückgeht, dürfte bewiesen sein. Stimmen doch sogar bemerkenswerte Einzelheiten dieser Alexanderlegende mit Zügen aus andern jüdischen Sagenstoffen überein. Eine ähnliche Sage erzählt der Midrasch Rabbah[5] von dem Durchzug der Israeliten durch das Thal Arnon. „Das Arnonthal hätte einen Engpaß zwischen zwei

---

[1] Bousset, Beiträge 120 verweist auf das mir unzugängliche Buch von Schöttgen, Jesus der Messias 163f.

[2] Beer S. 793.

[3] (J. v. Hammer,) Rosenöl I (Stuttgart und Tübingen 1813), 303ff. Derselbe stützt sich auf das Werk: Zahlperlen, nützlich zur Erklärung der Glaubensartikel, von Casisade Istamboli Achmed Effendi, gedruckt zu Skutari im J. d. H. 1220 (1805), 173ff. Als Ergänzung mag dienen, was R. Basset (Les apocryphes éthiopiens X [Paris 1900], 77 sv.) unter der Überschrift: Ibn el Ouardi, La perle des merveilles, übersetzt.

[4] Auch hierüber ist Hammer S. 288ff. zu vergleichen.

[5] Ich kann diese mir ganz unbekannte Litteratur naturgemäß nur aus zweiter Hand citieren. Vgl. Donath S. 21.

parallel laufenden Gebirgszügen gebildet, wovon der eine oben Höhlen gehabt, denen gegenüber auf dem andern ‚Brüste' hervorsprangen. Ein Teil der Feinde Israels stellte sich im Paß auf, um den Israeliten den Weg zu sperren, während der andere Teil sich in die oben befindlichen Höhlen versteckte, um von dort herab Pfeile und Steine auf sie zu schleudern. Gott aber hätte diesen Plan zu Schanden gemacht, indem er die Brüste des einen Gebirgszuges in die gegenüberliegenden Höhlen des andern stoßen ließ, sodaß die versteckten Feinde erdrückt wurden." Ob es nötig ist, mit Spiegel noch weiter hinabzusteigen und die Übertragung einer älteren Sage von Mauern im hohen Norden auf Alexander anzunehmen, kommt hier nicht in Betracht[1].

Aus dem bisher Gesagten ergeben sich zwei Gleichungen; die erste lautet: eine bis auf Josephus zurückgehende Tradition kennt Alexander als den Helden, der die wilden Völker Gog und Magog einschließt; auch die mohammedanische Legende weiß dasselbe vom zweigehörnten Alexander zu berichten; die zweite heißt: die jüdische Exegese bezeichnet mit dem Worte „der Zweigehörnte" den Vorläufer des Messias, und der Koran bezeichnet mit demselben Worte Alexander den Großen. Wir folgern daraus die dritte Gleichung: Alexander der Große war in der älteren jüdischen Exegese oder Sage der Held eschatologischer Erwartungen, die ihren Ursprung von der Verheißung jenes Volkes durch Ezechiel herleiteten.

Der letzten Gleichung widerspricht auf den ersten Blick, daß die Alexandersage die Einschließung der beiden apokalyptischen Völker in die Vergangenheit verlegt. Wie wäre eine derartige Projektion aus der Zukunft in die Vergangenheit zu denken? Die älteste, auch durch Josephus vertretene Anschauung lautet: Alexander h a t Gog und Magog eingeschlossen. Hätten wir nichts als diese Josephusstelle und die ihr verwandten späteren Nachrichten, so ergäbe sich bei dem apokalyptischen Charakter beider Völker für uns nur e i n e Interpretation. Ezechiel verheißt den Einbruch jener wilden Volksscharen; beim Auftreten Alexanders, beim drohenden Zusammenbruch der Weltmächte des Ostens mußten sich, gestützt auf die uralte Tradition von den sich ablösenden Weltreichen, aller Augen auf den Macedonier richten. Eschatologische Befürchtungen wurden rege; man erwartete von ihm, dem Träger der letzten Weltmacht, einen Vorstoß gegen die verheißenen antimessianischen Mächte und darauf die in Aussicht gestellte Sabbatzeit des Friedens. Die apokalyptischen Spekulationen schlugen fehl, und nur die Erinnerung an diesen von Furcht und Hoffen erzeugten Glauben ist uns geblieben in der ursprünglich in die Zukunft, in der folgenden Zeit aber, ihres apokalyptischen Charakters entkleidet, in die Vergangenheit verlegten Sage von der Einschließung Gogs und Magogs.

Diese rein empirischen Erwägungen gewinnen an Rückhalt, wenn wir noch in Betracht ziehen, daß die syrische Legende und die arabische Tradition nicht wie die Josephusstelle die apokalyptische Färbung des angeblichen Faktums

[1] S p i e g e l a. a. O. 605 erinnert an die Κιμμέρια τείχεα Herodots 4, 12.



entfernt haben. Alexander, heißt es hier, hat die Völker eingeschlossen; sie werden aber wieder hervorbrechen am Ende der Tage. Hier stehen also Einschließung und Wiederhervorbrechen in einem kausalen Verhältnis, das uns zunächst unerklärlich ist. Wie aber, wenn wir die folgende Voraussetzung zu Grunde legen? Der Einschluß der Völker bedeutet die Heraufführung der messianischen Sabbatzeit, und die Sage hat ursprünglich gelautet: Alexander wird die Völker Gog und Magog einschließen, und dann wird die selige Friedenszeit anbrechen. Die Josephusstelle und die syrische Legende erfordern meines Erachtens diese Interpretation und stützen an sich schon die oben postulierte dritte Gleichung. Indes fragen wir weiter, ob sich außer in dieser Sage von Gog und Magog nicht noch sonst Spuren einer eschatologischen Alexanderweissagung nachweisen lassen.

Auf das ursprüngliche Vorhandensein einer solchen könnte der merkwürdige prophetische Charakter, den die orientalische Sage der Mission Alexanders giebt, hinweisen. Wir erinnern uns, daß bereits die Version C′ des Pseudo-Kallisthenes[1] den großen König als Propheten in Alexandria den einen Gott verkündigen läßt. Weiter geht Jakob von Sarûg, nach welchem Alexander über die Geschicke der Welt beim Ende der Zeiten weissagt. Diese Prophezeiung ist nun ganz sibyllinisch gehalten; wir finden alle Einzelzüge wieder, wie wir sie u. a. in den sibyllinischen Büchern wahrnehmen. Während dieselbe aber bei Jakob in der Verheißung des Untergangs der großen Rûmi gipfelt, sagt noch der Verfasser der syrischen Legende, welcher Alexander die Weissagung in einen Stein einmeißeln läßt, daß nach dem Hervorbrechen jener wilden Völker das griechische Reich einen eisernen Hammer in die Rechte, einen ehernen in die Linke nimmt, die es aufeinanderschlägt; und damit, heißt es dann, wird die Kraft aller Reiche vor dem griechischen, welches das römische ist, hinschmelzen. Dann wird bemerkenswerterweise fortgefahren: „Das Reich Alexanders wird dann die ganze Erde umfassen." In gleich auffälliger Weise wird weiter berichtet, daß Alexander im Traume zum Kampfe mit den Persern aufgefordert sei mit den Worten: „Ich habe dir eiserne Hörner auf dem Haupte wachsen lassen, daß du damit die Reiche der Erde zerstoßest." Deutlicher heißt es dann weiter: „Das römische Reich soll dauern, bis es seine Gewalt an den wiederkehrenden Christus abtritt." Nachdem Alexander dann noch in Jerusalem angebetet hat, zieht er nach Alexandrien und bestimmt, daß sein Königsthron nach Jerusalem gebracht werden soll. Alexanders Berufung zur Prophetie, die auch noch bei Nizâmi eine Rolle spielt[2], erscheint hier in so merkwürdiger apokalyptischer Beleuchtung, setzt sich ersichtlich aus so verschiedenartigen Bestandteilen zusammen, daß man zu der Annahme gezwungen wird, Alexander habe mit seinem Thron auch die Herrschaft an den wiedererscheinenden Christus abgetreten, d. h. daß er als Träger des „Reiches Alexanders", von

[1] *Pseudo-Kallisthenes* 7, 28.

[2] W. Bacher, Nizâmîs Leben und Werke und der zweite Teil des Nizâmîschen Alexanderbuches (Leipzig 1871) 90.

dem ja deutlich die Rede ist, ursprünglich hier die Rolle gespielt hat, welche wir für ihn postulierten.

Zu unserer chiliastischen Auffassung der Josephusstelle und der syrischen Legende, die in der letzteren selbst eine starke Stütze findet, kann uns auch eine spätere Fassung der Alexandersage führen, welche entschieden auf jüdische Quellen zurückgeht. In dem alten Prosawerk der französischen Litteratur, in den Faits des Romains aus der Mitte des 13. Jahrhunderts, findet sich eine Alexandersage in folgender Fassung[1]: Als Alexander erobernd gegen Sonnenaufgang vorgedrungen war, lagerte er sich am Flusse Nil, welchen der heilige Hieronymus in der Bibel Gyon nennt. Um zu erforschen, ob er wirklich an der Grenze der bewohnten Erde angekommen sei, ließ er ein Schiff ausrüsten, welches den Nil aufwärts fahren sollte. Nach langer Fahrt erblickten sie fern am Wasser ein kleines schmuckes Häuschen mit einem schönen Garten. Auf dem entgegengesetzten Ufer erhob sich ein Berg bis in die Wolken; an dessen Fuß stand eine hohe Marmorsäule mit einem Eisenring, von dem aus eine starke Kette über den Fluß bis zu dem kleinen Hause hinüberlief, sodaß die Wasserstraße gesperrt war. Als sie die Kette schüttelten, streckte ein Greis in weißem Gewande, dessen Haar weißer als Wolle war, seinen Kopf aus dem Fenster heraus, fragte nach ihrem Begehr und mahnte sodann, nicht die Geheimnisse des Herrn erforschen zu wollen. „Wie?“ fragten die Gesandten, „giebt es noch einen andern Herrn der Welt als Alexander?“ „Ja“, erwiderte jener, „einen andern, der seinesgleichen nicht hat. Alexander ist älter als er, und dennoch war er vor Alexander. Er hat mir diesen Ort und diese Durchfahrt zur Bewachung übergeben. Denn da drüben ist ein herrlicher Garten, in den niemand eintreten soll. Dort ist ein Baum: wer von dessen Früchten esse, würde nicht sterben. Seit mehr als 3000 Jahre hüte ich diese Kette, und in der ganzen Zeit sind nur zwei Menschen vorübergekommen, der eine vor der Sündflut, der andere nachher, die leben in diesem Garten[2]. Ich werde von hier nicht weichen, bis ein anderer König kommt, der sein Reich noch weiter ausdehnen will als Alexander, denn er wird bis zu den Sternen steigen wollen[3]. Dann wird ihm mein König diese beiden Kämpen entgegensenden, und vor ihnen werde ich diese Kette aushängen. Mehr kann ich euch davon nicht sagen.“ Nunmehr fordert er zur Heimkehr auf und giebt ihnen den aus dem babylonischen Talmud schon bekannten Wunderstein in Gestalt eines Menschenauges.

Hier ist Alexander, ähnlich wie der Messias ben Joseph, sicherlich ursprünglich als Vorläufer des Antichristen gedacht. Aber wir bedürfen derartiger später Stützen für unsere chiliastische Erklärung der Legende gar

[1] Die uns angehenden Kapitel in Recueil des Historiens des Croisades, Histor. Occidentaux II (1859), 586sv. Vgl. W. Hertz, Aristoteles in den Alexanderdichtungen des Mittelalters, in den Abhandlungen der kgl. bayer. Akademie der Wissensch., 1. Kl., XIX (1890), 55f.

[2] Henoch und Elias. [3] Der Antichrist.

nicht. Nunmehr drängt sich uns die Erinnerung an die Verheißung jener auf Konstans, Konstantins Sohn[1], zurückgehenden merkwürdigen Sibylle auf, die das ganze Mittelalter hoch in Ehren hielt.

Die Übereinstimmungen zwischen dieser Sibylle, deren Text weiter unten abgedruckt werden wird, und die wir in anderem Zusammenhange noch eingehender würdigen werden, und der syrischen Legende liegen klar auf der Hand. Hier wie dort ist das römisch-griechische Weltreich — denn auch in der Sibylle wird der letzte König an andern Stellen als Rex Grecorum et Romanorum bezeichnet — die letzte Weltmacht; hier wie dort steht — nach einer Schilderung des schrecklichen eisernen Weltalters — der Kampf gegen Gog und Magog, dem die Reichsübergabe auf Golgatha folgt, im Vordergrunde des Interesses. Der Gedanke drängt sich auf, daß wir in diesen sibyllinischen Verheißungen einen Rest der von uns postulierten apokalyptischen Alexanderprophetie vor uns haben; dieser Gedanke wird später zur Gewißheit werden durch den Nachweis, daß der Held des auch in Pseudo-Methodius und Pseudo-Daniel vorkommenden Depositionsaktes nur Alexander sein kann. Von diesem Gesichtspunkte aus erhalten auf einmal die Verse, welche Gottfried von Viterbo dem großen Macedonier in den Mund legt, eine eigenartige Beleuchtung:

reddo tibi restituamque thronum,
Te solo dominante volo tibi regna relinqui[2].

Sollte der sibyllinische Gehalt, den wir in der Homilie wahrnehmen, nicht vielleicht auch durch die in der Tiburtina dargebotene Analogie gedeckt sein; sollten wir vielleicht Reste jener sibyllinischen Alexanderweissagung vor uns haben, die wir in den Fragmenten des echten Kallisthenes[3] erwähnt finden, und von der der Prolog, welchen der unbekannte Sammler der uns erhaltenen sibyllinischen Bücher diesen wahrscheinlich im 5. Jahrhundert voranstellte[4], berichtet?

Genug vorerst, der eschatologische Gehalt der syrischen Alexanderlegende

---

[1] Diese von mir zuerst in meinen Kaiserprophetien und Kaisersagen erwiesene Datierung hat nunmehr auch E. Sackur, Sibyllinische Texte und Forschungen (Halle 1898) 117 ff. mit neuen Gründen gestützt.

[2] Pantheon in *Pistorius-Struve,* Scriptores II, 165.

[3] *Callisthenes Olynthius*, Fragm. 16 bei *R. Geiger*, Alexandri M. historiarum scriptores aetate suppares (Lipsiae 1844) 257: περὶ δὲ τῆς εὐγενείας καὶ τὴν Ἐρυθραίαν Ἀθηναΐδα φησὶν ἀνειπεῖν· καὶ γὰρ ταύτην ὁμοίαν γενέσθαι τῇ παλαιᾷ Σιβύλλῃ τῇ Ἐρυθραίᾳ.

[4] Gerade diese vorausgehende Stelle scheint mir zu beweisen, daß die Angabe der Oracula Sibyllina (ed. *A. Rzach*, Oracula Sibyllina [Pragae 1891] 4): πρώτη οὖν ἡ Χαλδαία ἤγουν ἡ Περσὶς ἡ κυρίῳ ὀνόματι καλουμένη Σαμβήθη, ἐκ τοῦ γένους οὖσα τοῦ μακαριωτάτου Νῶε, ἡ τὰ κατὰ Ἀλέξανδρον τὸν Μακεδόνα, λεγομένη προειρηκέναι, ἧς μνημονεύει Νικάνωρ ὁ τὸν Ἀλεξάνδρου βίον ἱστορήσας, zum mindesten eine selbständige Erweiterung des Satzes Varros (Lactantius 1, 6, 8) ist: primam fuisse de Persis, cuius mentionem fecerit Nicanor, qui res gestas Alexandri Macedonis scripsit. Vgl. E. Schürer, Geschichte des jüdischen Volkes III[3] (Leipzig 1898), 427.

und ihr jüdischer Ursprung ist hinlänglich erwiesen. Nicht der Ehrgeiz, nicht seine Bekehrung zu einem echt orientalischen Quietismus, den wir später in den Alexandersagen noch beobachten werden, geben der syrischen Alexanderlegende ihren Inhalt, sondern einzig das Bestreben der jüdischen messianischen Hoffnung, die Bedeutung des erwarteten heroischen Vorläufers des Messias zu potenzieren, indem sie denselben zu einem der wichtigsten Faktoren des göttlichen Heilsplanes macht. Eines ist zweifellos nunmehr erwiesen, daß die ältere jüdische Exegese in dem letzten Weltreiche Daniels das griechische Weltreich erkannte, und daß Alexander, der Herrscher dieses letzten Weltreiches, als Vorläufer des Messias gefeiert worden ist. Leugnet man diese Thatsache, so hängt die ganze Sage von der Umwallung von Gog und Magog, die doch von der Weissagung Ezechiels nicht zu trennen ist, in der Luft.

IV.

Der Alexanderroman und der orientalische Mythus.

1. Direkte Parallelen zwischen einer Version des Pseudo-Kallisthenes und dem Nimrodepos.

Von einer ganz andern Seite aus suchte Hugo Winckler das gleiche Problem anzugreifen[1]; er geht von der Erwähnung der Völker Gog und Magog bei Ezechiel aus, die von Norden kommen sollen, und erkennt in dem ganzen Stück einen babylonischen Mythus. „Es ist die Götterdämmerung, das Weltschöpfungsepos der Babylonier, oder wie man es sonst nennen will, dessen Gedankengang zu Grunde liegt. Loki mit seinen Genossen oder Tiamat mit den Ihren kommt, um die Götter, welche auf dem Nabel der Erde, das ist dem Götterberge, thronen, zu vernichten, und ihre Besiegung läßt eine neue Welt entstehen." Winckler glaubt nun, der Verfasser der Gog und Magog betreffenden Prophetie habe dieses alte poetische Gut verwandt, um es auf Alexander umzudeuten[2], und fügt bei: „Daß mit der Deutung der mythischen, zu Grunde liegenden Darstellung von dem Gog, der am Ende der Tage kommen wird, und dessen Kommen das Zeichen einer neuen Zeit ist, auf Alexander keine vereinzelte biblische Erscheinung vorliegt, sondern daß es sich hier thatsächlich um eine allgemeine, dem ganzen Oriente gemeinsame, also auch in dessen geistigem Zentrum, in Babylon vertretene und verfochtene Meinung handelt, beweisen die Legenden der Alexanderromane. Die ‚Kirche', welche zu Alexander übergegangen war und ihn erst für Gog, der sein Ende finden würde, erklärt hatte, macht nun den Befreier Gilgamos aus ihm — die Gegensätze gehen in der Mythologie ineinander über. In unseren Gog-Kapiteln haben wir also eine gleichzeitige Urkunde der Lehren und Deutungen, welche der einem Erlöser und dem Erstehen einer besseren Welt entgegenharrende Orient auf Alexander anwandte, und welche seitdem in den jüdischen und sonstigen Apokalypsen uns in der Form von Prophezeiungen entgegentreten, wie sie in den Alexanderlegenden zu rein weltlicher Unterhaltungslitteratur, zu Romanen werden."[3] von Orelli[4] hat diesen Ausführungen entgegengehalten, daß hierzu nicht stimme, daß bei Ezechiel Gog aus dem äußersten Norden kommt, während gerade dort jener Götterberg liegen sollte[5];

---

[1] H. Winckler, Altorientalische Forschungen, 2. Reihe, Bd. I, Heft 4 (Leipzig 1898), 163ff.

[2] Ebd. S. 167. [3] Ebd. S. 170.

[4] In Haucks Realencyklopädie VI[3] (1899), 762. [5] Js. 14, 13.

auch glaubt derselbe Kritiker, daß bei dieser ganzen Hypothese außer acht gelassen ist, daß enge sprachliche und sachliche Verwandtschaft diese beiden Kapitel zu innig mit dem übrigen Buche Ezechiels verbindet, als daß sie sich davon losreißen ließen. Auch die Perser, fährt er fort, von welchen Ezechiel nicht soll gesprochen haben, finden sich schon 27, 16, so gut wie Kusch und Put schon 30, 5ff. Diesen Ausführungen Orellis können wir im wesentlichen beistimmen; wir meinen auch, daß die Deutung, welche Winckler der Lösung des gordischen Knotens giebt: Alexander habe sich dadurch rite zum König von Phrygien krönen lassen wollen, doch sehr gesucht ist. Anderseits aber müssen wir den Nachsatz von Orellis: „Die angeblichen Beziehungen Ezechiels auf Alexander sind nirgends einleuchtend", insoweit einschränken, als nach den Ausführungen des vorigen Kapitels Ezechiels Verheißung auf Alexander angewandt sein muß. Ob Alexander den Semiten vielleicht dadurch näher gerückt wurde, daß er, wie Winckler meint, Träger orientalisch-mythologischer Ideen wurde, das ist eine Frage, die wir losgelöst von der Gog- und Magogsage beantworten können, und der wir uns nunmehr zuwenden.

Bruno Meißner hat vor nicht langer Zeit die gewiß sich aufdrängende Frage aufgeworfen[1]: „Wie kamen die Orientalen dazu, gerade um die Gestalt Alexanders, der ihr Land unterworfen, solche Mythen zu bilden?" Die Frage ist nicht neu, aber frühere Forscher haben sie mehr auf äußere als auf innere Gründe fußend beantwortet. So meinte Spiegel in seiner sicherlich verdienstvollen Studie[2], es sei in der Erzählung von Dhulqarnains Zug zur Lebensquelle eine ursprünglich arabische Sage in die Alexandergeschichte eingedrungen. Dagegen sprach sich Vogelstein[3] aus; dieser versuchte den Nachweis, daß die Sage von den Persern zu den Juden gewandert sei und aus dem Talmud in den Alexanderroman. Erwin Rohde[4] konnte in diesem Nachweis nichts Überzeugendes finden und ebensowenig Nöldeke[5], der eine Beeinflußung der Talmudstelle durch Pseudo-Kallisthenes annimmt. Dem entgegen vermutet Lidzbarski[6], daß in der Erzählung von der Fahrt zum Lebensquell sich die Sage von der Wanderung Izdubar-Nimrods erhalten habe.

In der That ist weder der Weg, den Vogelstein, noch der, den Nöldeke einschlug, gangbar; erst der von Lidzbarski gewiesene und von Meißner gegangene führt zum Ziele. Dieser fügt der von ihm wieder aufgeworfenen Frage sogleich bei: „Auf diese Frage wird man antworten müssen, daß es

[1] B. Meißner, Alexander und Gilgamos (Hallenser Habilitationsschrift, Leipzig 1894) 11.

[2] Fr. Spiegel, Die Alexandersage bei den Orientalen (Leipzig 1851) 57f.

[3] *H. Vogelstein,* Adnotationes quaedam ex litteris orientalibus petitae ad fabulas, quae de Alexandro magno circumferuntur (Dissert. Vratislaviae 1865) 18sq.

[4] E. Rohde, Der griechische Roman 190.

[5] Th. Nöldeke, Beiträge 25f.

[6] M. Lidzbarski, Wer ist Chadhir? in der Zeitschrift für Assyriologie VII (1892), 111ff.

a priori nicht wahrscheinlich ist, daß diese Sagen erst nach Alexanders Tod entstanden sind. Dergleichen Fabeleien sind meistens sehr alt und werden je nach Belieben auf Personen übertragen, deren Erscheinung die Phantasie des Volkes beherrscht. Und zwar ist es eine Thatsache, daß, wo eine Sage von einer mythischen und historischen Persönlichkeit erzählt wird, die erstere die ältere ist." Meißner verweist dann noch darauf, daß Sagen von Nimrod auf Titus übertragen wurden[1], daß die Geschichte der Drachentötung von Alexander und Sapor erzählt wird, und daß die Taucherfahrt Alexanders schließlich im Midrasch zum Ps. 93, 4 dem Hadrian zugeschrieben wurde[2].

Schon Steinschneider schrieb bezüglich der Titussage den Satz: „Und Landau hat richtig bemerkt, daß die muhammedanische Legende von Nimrod die ursprünglichere sei."[3] An all diese Vorerörterungen knüpft Meißner wieder an, indem er auf die engen Berührungen zwischen dem Nimrodepos und den orientalisierenden Alexandergeschichten hinweist und behauptet, daß hier der Ursprung der Mythen über die fabelhaften Züge des kühnen Maceboniers liegt.

Vergegenwärtigen wir uns die einzelnen Vorgänge der Schilderung des Zuges zum Paradiese in der Alexandersage. Die Fassung, welche die syrische Legende dieser Episode gab, ist bereits bekannt; daß der Übereinstimmungen dieser mit dem griechischen Alexanderroman nur sehr wenige sind, wurde gleichfalls festgestellt. Nach der Redaktion C′ des letzteren, mit der B′ an einigen Stellen zusammengeht, zieht Alexander durch Schluchten und Wüsten, wo Riesenmenschen hausen, und kommt an einen Fluß, in welchem Wunderbäume wachsen und wieder verschwinden. Trotz der Warnung der Führer zieht er weiter durch merkwürdige Gegenden mit abenteuerlichen Tieren, bis das Tageslicht aufhört. Nach zehntägiger Reise in der Finsternis gelangen sie an die Meeresküste. Bis hierher gehen B′ und C′ zusammen, nach C′ macht Alexander nunmehr die berühmte Taucherfahrt und gelangt dann, wie auch B′ berichtet, in das Land der Seligen, das er auszukundschaften beschließt. Auf Stuten, fahren B′ und C′ dann fort (B′ hat später Eselinnen), die ihre Jungen im Lager hatten, reitet man in die Finsternis und findet nach längerem Ritt eine strahlende Quelle, deren Ausdünstung die Luft würzt. Darauf begegnen dem König in einer Gegend, die ohne Sonnenglanz ist, zwei Vögel[4], die ihm zurufen, daß er die Gefilde der Seligen nicht betreten könne. Man kehrt zurück und findet, als man das Licht wieder sieht, daß alles, was man aufgehoben hatte, zu Gold geworden war. Vorher hat die gleiche Redaktion C′ — die ganze Stelle entstammt dem Briefe Alexanders an Olympias und Aristoteles — die merkwürdige Nachricht vom Besuche des

[1] Im Talmud (Gittin). Näheres bei Lidzbarski a. a. O. 112.

[2] Nöldeke, Beiträge 26.

[3] M. Steinschneider, Zur Legendenkunde, im Magazin für die Litteratur des Auslandes XXVII (1845), 287. Lidzbarski S. 113.

[4] Die Parallele zu der Episode mit Henoch und Elias in dem französischen Prosawerke fällt auf.

Welteroberers in Jerusalem und von der Verkündigung des einen wahren Gottes auf den Zinnen der neugegründeten Stadt Alexandria.

Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß sich die Erzählung vom Besuche Alexanders in Jerusalem in ähnlicher Form im Talmud findet; indes lassen sich noch mehrere Parallelen zwischen Talmud und Pseudo-Kallisthenes ziehen. Unter anderem wird auch im Talmud von dem Zuge Alexanders durch die Berge der Finsternis zu den Pforten des Paradieses erzählt, die sich aber vor ihm verschließen[1]. Meißner weist ferner noch auf die Nebenumstände hin, in denen beide Berichte zusammenstimmen: in beiden wird der Zug auf libyschen Eseln unternommen, in beiden wird der gute Geruch der Quelle hervorgehoben, in beiden wird von dem Lebendigwerden eines Fisches erzählt. Im Pirke R. Eliezer[2] findet sich Alexanders Taucher- und Himmelfahrt. Auch Parallelen zum Sandfluß sind vorhanden. Genug, die uns interessierende Thatsache, daß der Zug zur Lebensquelle entweder direkt aus der Sage des Ostens oder aber durch Vermittlung des Talmuds in die syrische Legende und den Koran gedrungen ist, ist durch diese parallelen Züge erwiesen. Daß der jüdische Bericht vom Kompilator des Romanes mit einigen lokalen hellenischen Zügen ausgeschmückt wurde, kann, wie Meißner richtig bemerkt, nicht wundernehmen. So braucht man Züge wie den, daß Andreas in einen Dämon und die Kale in eine Nereide verwandelt wurde, nicht als ursprünglich anzusehen.

Schon oben[3] haben wir, gestützt auf innere Gründe, behauptet, daß die syrische Legende die primäre, Pseudo-Kallisthenes die sekundäre Fassung der ursprünglichen Alexandersage biete. Die Legende, dieses wohlgefügte und abgeschlossene Ganze, kann ihren Stoff nicht aus dem Roman genommen haben, aber das Umgekehrte ist auch nicht möglich, da Pseudo-Kallisthenes ersichtlich originäre talmudische Züge bietet. Sind wir, den Quellen der Alexandersage nachgehend, schon gezwungen gewesen, über die syrische Legende hinaus in alttestamentlichen Weissagungen den Ausgangspunkt von Legende und Roman zu suchen, so müssen wir auch hier wiederum über die Legende hinaus Nachforschungen anstellen, und diese führen uns mit Sicherheit zum babylonischen Mythus, zum Gilgamos- — oder wie andere das Ideogramm dieses Namens auflösen, zum Izdubar- — oder wie fast alle es bezeichnen, zum Nimrodepos.

Das Nimrodepos, das im 7. Jahrhundert als kostbarer Volksbesitz in der königlichen Bibliothek zu Ninive verewigt wurde, läßt uns einen Blick thun in endlose Fernen babylonischer Geschichte[4]. Gilgamos-Nimrod und sein Freund Ea-bani töten den Tyrannen Humbaba. Eine große Siegesfeier verbreitet den Ruhm der Helden; selbst Istar, die Liebesgöttin, wünscht die Liebe

[1] Tamid. Näheres bei Nöldeke S. 25 und B. Beer, Welchen Aufschluß geben die jüdischen Quellen über den „Zweihörnigen" des Koran? in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft IX (1855), 786.

[2] Näheres bei Meißner a. a. O. 6.

[3] Vgl. die Einleitung S. 33.

[4] Alfr. Jeremias, Izdubar-Nimrod (Leipzig 1891) 8. Vgl. die Einleitung S. 8 f.

des Helden zu erringen. Gilgamos aber weist sie zurück; da erzürnt die Göttin und verlangt von ihrem Vater Anu, daß er einen Himmelsstier gegen die Helden herbeischaffe. Die Helden töten den Stier und ziehen sich dadurch den Zorn der Götter zu. Anscheinend auf Anstiften Istars stirbt Ea-bani, und Gilgamos wird mit dem Aussatze geschlagen. Nun macht er sich auf zu seinem Ahn Ṣît-napištim, um zu erfragen, wie auch er des ewigen Lebens teilhaftig werden und vom Aussatze geheilt werden könne. Darauf beginnen die Parallelen zum Zuge Alexanders zur Lebensquelle. Gilgamos dringt durch Gebirgsschluchten, wo wilde Tiere hausen; sodann stößt er auf Skorpionsmenschen, die ein Gebirge Mâšu bewachen, dessen Rücken bis an den Damm des Himmels reicht. Dieses Gebirge ist bekannt aus dem Feldzuge des Asurbanipal und Sargon als das Land der syrisch-arabischen Wüste an der Süd- uud Südostgrenze des Euphrat- und Tigrisgebietes[1]. Man beachte, daß Alexander auch in der Legende und in der Homilie das Gebirge Musai oder Masis passiert[2]. Von den Skorpionsmenschen heißt es: ihr Schrecken ist gewaltig, ihr Anblick Tod, furchtbar ihr Glanz, und beim Untergang der Sonne bewachen sie die Sonne. In der syrischen Legende sehen wir Alexander auch an den Ort kommen, wo die Sonne in das Fenster des Himmels tritt, wo große Gefahren die dort wohnenden Menschen und Tiere bedrohen. Als Gilgamos die Skorpionsmenschen erblickt, erschrickt er; aber — man denke an Henoch und Elias der Legende sowie an die beiden Vögel des Pseudo-Kallisthenes — der Unhold spricht zu seinem Weib: „Er, der zu uns kommt, ein Wahrzeichen der Götter ist sein Leib", und dem Helden schildert er die Gefahren des Weges. Zwölf Meilen dichte Finsternis müsse er durchdringen. Auf Izdubars Flehen öffnet er die Thore, und nun beginnt die Wanderung.

„Eine Meile wandert er, dicht ist die Finsternis, es wird nicht Licht; zwei Meilen ist er gegangen, dicht ist die Finsternis, es wird nicht Licht", und so geht die Schilderung weiter in epischer Breite, bis er hinaustritt an die Gestade des Meeres[3]. Meißner[4] macht hier mit Recht auf die ähnliche Schilderung in der Homilie aufmerksam; da will Alexander gleichfalls in das Land der Finsternis eindringen, trotzdem ihm die Greise davon abraten, da das finstere Gebirge zwölf Tagereisen — im Epos sind es zwölf Meilen — lang sei. Der Unterschied ist der, daß die jüdisch-christlichen Nachdichter die heidnischen Fabelwesen in Greise verwandeln. Auf die enge Beziehung zum Talmud, der die Finsternis nicht vergißt, wurde bereits hingewiesen. Als Gilgamos nun an der Meeresküste angelangt ist, erblickt er einen herrlichen Baum am Gestade: „Da er ihn sieht, eilt er darauf los: Edelsteine trägt er als Frucht, Äste hängen daran, prächtig anzuschauen, Krystall tragen die Zweige, Früchte trägt er, herrlich anzuschauen."[5] Meißner ist geneigt, hier eine Parallele zum Hain Anaphantos des Romanes anzunehmen[6]; aber etwas besonders Charakteristisches weiß Pseudo-Kallisthenes[7]

[1] Jeremias, Izdubar-Nimrod 29. [2] Meißner, Alexander und Gilgamos 13. [3] Jeremias S. 29f. [4] A. a. O. 14. [5] Jeremias S. 30. [6] Meißner S. 14. [7] *Pseudo-Kallisthenes* 2, 32.

von ihm nicht zu erzählen, höchstens, daß der Weg zu ihm durch eine Gebirgsschlucht führt, daß die Zweige äpfelartige Früchte tragen, und daß 24 Ellen hohe Menschen unter ihm hausen. Diese Parallele will uns nicht einleuchten; wir werden später eine viel einfachere ziehen.

Es folgt nunmehr die Episode mit der Meereskönigin Sabitu, deren Meerpalast in kurzen Strichen beschrieben wird. Dieselbe verriegelt ihre Thür. Izdubar bittet inständig, ihm doch den Weg zu seinem Ahn zu zeigen, mit den Worten: „Wenn es möglich ist, will ich das Meer überschreiten; wenn es nicht möglich ist, will ich mich (trauernd) auf die Erde legen.“ Sabitu entgegnet: „Izdubar, es hat niemals eine Fähre gegeben, und niemand seit ewiger Zeit kann das Meer überschreiten — Šamaš der Held hat überschritten das Meer; außer Šamaš, wer kann es überschreiten? Schwer ist die Überfahrt und gar beschwerlich ihr Pfad, und verschlossen sind die Gewässer des Todes, die als Riegel vorgeschoben sind.“ Schließlich verweist sie den Helden an Arad-Ea, den Schiffer seines Ahn Ṣîtnapištim. Ersichtlich ist der Totenfluß als Wassergürtel des Ozeans gedacht[1], und die Toteninsel wird jenseits des Totenflusses gesucht. Fünfundvierzig Tage fahren sie auf dem Zugang zu den Gewässern des Todes; unter großen Gefahren nähern sie sich den Gefilden der Seligen, und vom Schiffe aus klagt Gilgamos sein Leid. Auf Anordnung seines Ahn hin wird er zum Lebensquell geführt, erhält aber die Unsterblichkeit nicht[2].

Zu dieser Schlußpartie des Epos bemerkt Meißner, daß sich für die Episode mit der Meereskönigin Sabitu noch keine Parallele gefunden habe; dagegen sei es auffällig, daß hier, wie früher das Gebirge Mašu, auch das Land der Sabitu durch ein Thor verschlossen sei, eine Vorstellung, welche sich auf das engste mit der des Thores gegen Gog und Magog und des Thores vor dem Lande der Finsternis in der Homilie decke. Die von ihm weiter gezogene Parallele mit der Legende, bezüglich des Paradieses, das von dem stinkenden Meere umgeben sei, sowie bezüglich Alexanders, der auf seiner Fahrt auch viele Gefahren zu bestehen hatte, ist klar ersichtlich[3]; desgleichen die bezüglich des Zuges, daß weder Gilgamos noch Alexander die Unsterblichkeit erlangen. Zwar weichen in den Einzelheiten in diesem Punkte alle Berichte voneinander ab. Der Talmud erzählt, der weise König habe sich nur sein Gesicht mit dem Wasser der Lebensquelle gewaschen; die Homilie berichtet, er habe sich darin waschen wollen, aber Gott verwehrte es ihm; die syrische Legende läßt ihn überhaupt nicht bis in das Paradies gelangen; nach Pseudo-Kallisthenes endlich trägt Alexanders Koch die Schuld daran, daß sein Gebieter nicht das ewige Leben gewinnt. Im Epos heißt der Ahn den Helden sich in der Lebensquelle vom Aussatz reinigen; sodann giebt er ihm noch eine

---

[1] Der babylonische Mythus kennt eine Insel der Seligen, die er sich ersichtlich vor dem Persischen Meerbusen, weit vom Lande entfernt denkt. Zwischen ihr und dem Festlande wälzt sich das Wasser des Todes. Vgl. P. Jensen, Die Kosmogonie der Babylonier (Straßburg 1890) 212.

[2] Jeremias S. 30f. 38f.

[3] Meißner S. 15.

Wunderblume, mit deren Hilfe er sich die Unsterblichkeit erwerben soll; aber eine Schlange raubt sie ihm.

Alle diese Parallelen verstärkt Lidzbarski in seinem schon erwähnten Aufsatze. Er zeigt, daß wie in der Legende Dhulqarnain zu Chadhir wanderte, so im Epos Nimrod zu seinem Ahn[1]. Des weiteren verweist er auf mehrere verwandte Sagen, welche zweifellos von der mythischen Gestalt des Nimrod herzuleiten sind. Im Talmud (Gittin) wird erzählt, daß Titus den Vorhang, der vor dem Allerheiligsten hing, durchstoßen habe, worauf Blut hervorspritzte, was Titus wähnen ließ, er habe Gott getötet. Bei Tabari[2] finden wir eine Erzählung, nach der Pharao sich einen Turm bauen ließ, um zum Gotte Mosis hinaufzusteigen. Von oben aus sandte er ein Geschoß zum Himmel, das blutig zurückkehrte und ihn zu der Meinung veranlaßte, Gott getötet zu haben. Dieses Pfeilschießen gen Himmel wird im Sefer Hajjaschar[3], das von arabischen Legenden stark beeinflußt ist, mit dem Turmbau zu Babel in Zusammenhang gebracht. Außerdem tritt in der rabbinischen Sage Nimrod als geistiger Urheber und Leiter des Unternehmens auf. Ähnlich erzählen dieselbe Sage die arabischen Legenden; indes soll Nimrod die Pfeile hier erst abgeschossen haben, nachdem ihn Adler in einer Sänfte in die Höhe getragen hatten[4]. Lidzbarski ist so glücklich, nachweisen zu können, daß dieser Zug aus der Etanalegende stammt. In dieser[5] wird erzählt, wie Etana sich von einem Adler in die Höhe tragen läßt, wie ihm oben die Erde und das dieselbe umgebende Meer immer kleiner und kleiner erscheinen, und wie ihm endlich sogar die Erde wie ein — so liest Harper — Gartenbeet vorkommt. Nach Älian[6] reitet Gilgamos auf den Flügeln eines Adlers. Der ganz ähnliche Zug sowie der Umstand, daß beide den Sonnengott zum Schutzgeist haben[7], läßt die Annahme zu, daß Etana und Gilgamos häufiger verwechselt wurden.

Damit schließen diese bedeutenden Assyriologen ihre Untersuchungen ab. Dieselben haben den Beweis einer Abhängigkeit der Alexanderlegende von dem Nimrodepos erbracht. Nur für die eine Episode mit der Königin Sabitu

---

[1] Lidzbarski a. a. O. (Zeitschrift für Assyriologie VII [1892], 113 f.). Ebendort (S. 263 f.) versucht K. Dyroff (Wer ist Chadhir?) die ganze Legende aus der griechischen Mythologie abzuleiten. Daß die spätere Fassung von der Glaukoslegende beeinflußt sein kann, ist zuzugeben; dagegen suchen wir das Prototyp der Alexanderfahrt nicht im hellenischen Mythus.

[2] Lidzbarski a. a. O. VII, 113 verweist auf Tabari I, 469.

[3] Hierzu vgl. *Isr. Lévi*, Les traductions hébraïques de l'histoire légendaire d'Alexandre, in der Revue des études juives III (1881), 239.

[4] Dazu vgl. M. Grünbaum, Neue Beiträge zur semitischen Sagenkunde (Leiden 1893) 97. Vgl. ferner *J. Darmesteter*, La flèche de Nemrod, in dem Journal asiatique, 8. série, V (1885), 220 sv.

[5] Lidzbarski, Zu den arabischen Alexandergeschichten (gegen Dyroff), in der Zeitschrift für Assyriologie VIII (1893), 266 f. Der Text ist von E. T. Harper (Die babylonischen Legenden von Etana, Zu, Adapa und Dibbara) in den Beiträgen zur Assyriologie II (1894), 391 ff. veröffentlicht, unsere Stelle 395 ff.

[6] *Aelian.*, Hist. anim. 12, 21. [7] Jeremias S. 56.

haben wir eine Parallele nicht gefunden. Solchen Autoritäten gegenüber bedeutet es für den Laien ein Wagnis, diese noch fehlenden und damit den Beweis krönenden Beziehungen feststellen zu wollen. Indes drängt sich die Annahme von derartigen Beziehungen so bestimmt auf, wenn man den ganzen Sagenkomplex und nicht die einzelne Legende überschaut, daß man dem Wagnis nicht mehr auszuweichen vermag.

Der im dritten Buche des Pseudo-Kallisthenes enthaltene Brief an Aristoteles über die Wunder Indiens schließt in allen Handschriften inhaltlich — formell gehen die Rezensionen, da einzelne die Briefform in Erzählung auflösen, auseinander — mit dem Besuche der Bäume der Sonne und des Mondes ab. Der Baum der Sonne verkündet dem großen Macedonier, daß er bald zu Grunde gehen werde, und Ähnliches verheißt der Baum des Mondes. Daran, nachdem es im Briefe ausdrücklich gelautet hat: Ich eile nun nach der Residenz der Semiramis, reiht sich gleichfalls in allen Handschriften die Erzählung vom Besuche Alexanders bei der Königin von Meroe mit Namen Kandake, einer Nachkommin der Semiramis, welche, berühmt durch ihre Schönheit, in der Residenz der Semiramis herrscht. Auch Redaktion C′ schließt sich hier nicht aus, obschon sie uns früher erzählte, daß Alexander, nachdem er die goldenen Bildsäulen des Herakles und der Semiramis aufgefunden, auch den unbewohnten Palast der letzteren besucht habe[1]. Alexander sendet der Königin einen Brief, in welchem er an die engen Beziehungen Meroes zu Ägypten und zu Ammon erinnert. Die Königin antwortet, er dürfe ihr Land nicht betreten; wörtlich heißt es in ihrem Schreiben: „Wir sind achtzig Völkerschaften[2], bereit, denjenigen Schaden zuzufügen, welche uns angreifen. Du wirst aber recht daran thun, wenn du den Ammon ehrst. Meine Gesandten bringen dir zugleich hundert massive Goldbarren, fünfhundert noch nicht mannbare Äthiopier, zweihundert Papageien, zweihundert Sphinxe und für unsern Gott Ammon an der Grenze von Ägypten einen Kranz von Smaragden und nicht durchbohrten Perlen, zehn versiegelte Schnüre (von Perlen), achtzig elfenbeinerne Kästchen rc." Darauf geht Alexander in den Palast der Königin, nachdem diese sich heimlich ein Bild von ihm hatte anfertigen lassen. Die ältere Redaktion und die syrische Übersetzung[3] erzählen nun, daß die Königin, angethan mit den königlichen Gewändern, geschmückt mit der Krone, so vor den König trat, „daß Alexander, als er sie sah, bei sich dachte, er sähe seine Mutter Olympias". Die Königin erkennt Alexander auf Grund des Bildes, und beim Abschied sagt sie: „Alexander, wenn doch auch du mein Sohn wärest! Denn durch die Einsicht und Klugheit, die du besitzest, bist du im stande (nach dem griechischen Text: würde ich im stande sein), alle Völker zu unterwerfen." „Und da", heißt es weiter, „ging er von dort hinaus und gelangte zu dem Hügel, von dem Kandaules (der Sohn der Kandake) ihm gesagt hatte, daß er der Götterhügel sei." Er opferte und trat in eine Höhle

[1] Lib. 2, c. 34.
[2] So übersetzt *Iulius Valerius*, rec. Kübler p. 36.
[3] Ryssel a. a. O. 382.

ein. Dort erblickte er den Sesonchosis, den Eroberer des Erdkreises, und den Sarapis. Alexander fragt den letzteren, wieviel Jahre er noch leben werde. Ausweichend erwidert Sarapis, daß es dem Menschen besser sei, in Ungewißheit darüber zu leben. Er weist[1] auf die Gründung von Alexandria hin und sagt, daß er diese Stätte tot und nicht tot bewohnen werde, denn dieselbe werde sein Grabmal sein.

Der kompilierende Alexandriner denkt bei dem Gotte Sarapis an den ägyptischen Gott, dessen Kultus unter Ptolemäus I. eingeführt wurde. Ob es aber in der von ihm benutzten Tradition nicht noch der babylonische Gott dieses Namens war? C. F. Lehmann hat es wahrscheinlich gemacht[2], daß der Gott Sarapis, der nach den Ephemeriden Alexanders des Großen bei dessen letzter Krankheit von dem Freunde des Königs mittels Tempelschlafs befragt wurde, der Gott Ea ist, und zwar sei der Name entstanden aus den Kultbeinamen šar apsî, der Eas charakteristisches Epitheton ist. Dieser Gott Ea ist identisch mit dem Gotte, von dem Berosus berichtet, daß er aus dem Meere, wo es an Babylonien grenze — also aus dem Persischen Meerbusen — zu Anfang der Zeiten aufgestiegen sei und den Menschen die Schriftzeichen, die Wissenschaften und Künste gelehrt habe. Mit Sonnenuntergang sei dieses mit einem vollständigen Fischleib ausgestattete Wesen wieder in das Erythräische Meer getaucht und habe die Nächte darin verbracht[3]. Nun ist der Hauptsitz des Eakultus Eridu am Euphrat, in der Nähe der Einmündung beider Ströme in den Persischen Meerbusen. Dort dachte man sich die Insel der Seligen, dort suchte man auch den Lebensquell und den Lebensbaum, welchen man somit mit dem Eakultus in Verbindung brachte. Namentlich spielt das Lebenswasser im Kultus von Eridu eine hervorragende Rolle. In den historischen Inschriften der assyrischen Epoche wird dieser Gott Ea seltener erwähnt; Sanherib opfert ihm und nennt ihn den Stier des Ozeans.

Diese mutmaßlichen Beziehungen zwischen Sarapis und Ea führen uns zu der Sabituepisode zurück. Ihr Reich ist an der Kultstätte Eas am Meeresstrande zu suchen; dort in dem Götterparke, an der Mündung der Ströme steht jener wunderbare Baum, der demnach auch wohl dem Ea, d. i. dem solarischen Gotte heilig ist. Jetzt hat auch der Baum der Sonne im Pseudo-Kallisthenes — der Baum des Mondes spielt eine mindere Rolle und ist vielleicht Zuthat des phantasievollen Kompilators — sein Pendant gefunden, und es drängt sich die Gleichung auf: Kandake = Sabitu. Wie Kan-

[1] Vgl. das ähnliche von Sarapis (lib. 1, c. 33) erwähnte Orakel. Hier heißt es: „Du aber wirst nach Deinem Tode unter die Götter versetzt und göttlich verehrt werden und wirst Geschenke von vielen empfangen, wenn Du gestorben und doch nicht gestorben bist. Denn Dein Grabmal wird eben diese Stadt sein, welche Du gründest."

[2] Vgl. den Bericht der November-Sitzung der Berliner Archäologischen Gesellschaft, in der Wochenschrift für klassische Philologie XV (1898), 26f. und die Zeitschrift für Assyriologie XII (1897), 112. Alfr. Jeremias stimmt dem in seinem Artikel „Oannes" in W. H. Roschers Ausführl. Lexikon der griech. und röm. Mythologie III (1899), 590 zu.

[3] Vgl. oben S. 7f. und den zuletzt angeführten Artikel von Jeremias.

dake in der Nähe des Götterhügels, so wohnt Sabitu bei dem Sitze des Gottes Ea und bei der Insel der Seligen; wie Alexander freilich neben dem der Welt entrückten Sesonchosis den Sarapis, den mutmaßlichen Oannes-Ea, findet, so trifft Gilgamos auf der dem Ea heiligen Insel seinen der Welt entrückten Ahn Ṣitnapištim, und in beiden Fällen fragen die Helden nach ihrem weiteren Leben, und Gott und Halbgott geben Antwort.

Diese Gleichung: Kandake = Sabitu, hat freilich noch eine Unbekannte, das ägyptische Kolorit der Erzählung. Wenn wir aber nun auf ganz anderem Wege durch dieselbe Kandake wieder zum Paradiese an die Mündung der beiden Ströme verwiesen werden, so schließt sich die Kette des Beweises, und das ägyptische Kolorit erscheint als Zuthat des alexandrinischen Kompilators. Und dahin werden wir verwiesen, wenn wir eine Antwort auf die Frage suchen: Wer ist die Kandake des Alexanderromans?

Wir sagten bereits, daß Ausfeld[1] darauf hingewiesen hat, daß die ganze Kandakeepisode dem ursprünglichen Texte des Romans nicht angehört hat. Ihm erscheint diese breite Erzählung aus zwei ungleichartigen Bestandteilen zusammengefügt zu sein: aus einem historischen, nämlich Alexanders Zug zu der festen Stadt der Semiramis, und einem „sagenhaften oder frei erfundenen", nämlich Alexanders Besuch bei Kandake, der Königin des äthiopischen Reiches Meroe. Die allerdings in der Redaktion C′ nicht gebotene, am reinsten bei Leo sich findende Beschreibung der Stadt, die durch Mauern aus natürlichem Fels stark befestigt war, erinnert allerdings lebhaft an eine Stelle des Curtius[2]: Ipse (Alexander) ad Mazagas venit. Nuper Assacano, cuius regnum fuerat, demortuo regioni urbique praeerat mater eius Cleophis. XXXVII milia peditum tuebantur urbem, non situ solum sed etiam opere munitam. Ausfeld folgert daraus[3], daß mit der Königin im Roman Kleophis, mit der Stadt Massaga oder Mazagae, die Hauptstadt der Assakener, gemeint sei. Thatsächlich redet eine Oxforder Handschrift der Historia[4] von der Königin „Cleophis Candacis", und für Ausfeld spricht auch die Stelle des Orosius[5]: (Alexander) regnum Cleophilis reginae expugnavit, quae cum se dedisset concubitu, regnum redemit. Der zweite Teil von der Mitte des Kapitels 18 bis zum Schluß des Kapitels 24, also die eigentliche Geschichte der Kandake, paßt nach Ausfeld gar nicht an diese Stelle. Mit seiner Behauptung, daß Alexander seine Briefe in dieser Fassung nur aus Ägypten senden konnte, hat Ausfeld recht; der König fordert ja die Herrscherin zu einem gemeinsamen Opfer an der Grenze auf, und die Königin sendet zur Erwiderung

---

[1] Ausdrücklich sei hier nochmals betont, daß W. Kroll in seinem wiederholt citierten Aufsatze in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung (1901, Nr. 38) der ganzen Hypothese Ausfelds sehr skeptisch gegenübersteht. Ich komme darauf im letzten Kapitel noch kurz zurück.

[2] *Curtius* 8, 10, 24 ff. [3] Ausfeld S. 30.

[4] H. Christensen, Beiträge zur Alexandersage (Progr. des Wilh.-Gymnas. zu Hamburg 1883) 37.

[5] *Orosius,* Adv. p. 3, 19, 1.

τῷ Ἄμμωνι τῷ ἡμετέρῳ θεῷ τῷ ἐπὶ τῶν ὁρίων τῆς Αἰγύπτου Geschenke, welche dann Alexander durch seinen Statthalter Kleomenes, der thatsächlich in Ägypten diese Würde bekleidete, in Empfang nimmt. Es kommt noch hinzu, daß der Name Kandake sich mehrfach für die Königin von Meroe erwähnt findet[1].

Daß hier verschiedene Elemente zu einer Sage vereinigt wurden, liegt — auch wenn der einzige Name Semiramis nicht darauf hindeuten würde — auf der Hand; indes können wir Ausfeld nicht darin beistimmen, daß es sich um eine äußerlich noch leicht wahrnehmbare Zusammenschweißung handle. Wir sind vielmehr dazu geneigt, eine recht innige Verschmelzung zu erkennen, da es sich ergeben wird, daß hinter der Kleophis oder der Kandake eine dritte Figur zu suchen ist, welche für die ganze Episode Modell gestanden hat.

Der große Welteroberer erhält von der Königin 500 noch nicht mannbare Äthiopier, undurchbohrte Perlen, ein elfenbeinernes Kästchen und Goldbarren. Eben diese Gaben sandte in der Sage als Objekte dreier Rätselfragen die Königin von Saba an Salomon. In seiner um das Jahr 866 abgefaßten Weltchronik erzählt Georgios Monachos in dem Abschnitt „Von Sibylla, der Königin der Äthiopen" folgendes: „Und die Königin Saba, die bei den Hellenen Sibylle genannt wird, da sie von seinem (Salomons) Ruhme gehört hatte, kam nach Jerusalem, um ihn mit Rätseln zu versuchen. Und nachdem er ihr alle auf die verständigste und anmutigste Weise gelöst hatte, stellte sie ihm noch folgende Aufgabe: sie brachte vor ihn männliche und weibliche Kinder, welche sie mit gleicher Kleidung und gleichem Haarschnitt hergerichtet hatte, und verlangte von ihm, daß er sie dem Geschlechte nach unterscheide. Sie war nämlich selbst, die Sibylle, durch ihren Scharfsinn, ihre Weisheit und reiche Erfahrung weit berühmt. Da befahl ihnen der König, sich das Gesicht zu waschen; er erkannte so ihre Natur, indem die Knaben sich kräftig und energisch das Gesicht erfrischten, die Mädchen aber zart und zaghaft — worüber die Königin höchst erstaunte."[2] Die volle Erklärung auch bezüglich der übrigen Geschenke und zugleich den sichern Nachweis, daß wir in der Kandakeepisode Trümmer einer andern Sage vor uns haben, bietet die spätere arabische Tradition[3]. Hiernach schickte die Königin Salomon 500 reich geschmückte Jünglinge auf prächtigen Rossen reitend, aber wie Jungfrauen aussehend, und 500 gleich gekleidete Jungfrauen auf Stuten reitend und wie Jünglinge gekleidet; ferner 1000 Gold- und Silberbarren,

[1] Belege bei Ausfeld S. 31. Vgl. auch Sackur S. 28, der vornehmlich verweist auf Laurent, Die Königin Kandake, in der Zeitschrift für lutherische Theologie XXIII (1862), 632 ff.

[2] Bei *Migne*, Patr. gr. CX, 251. Vgl. den schönen Aufsatz von W. Hertz, Die Rätsel der Königin von Saba, in der Zeitschrift für deutsches Altertum XXVII (1883), 18.

[3] Nach Zamachschari. Vgl. M. Grünbaum, Neue Beiträge zur semitischen Sagenkunde (Leiden 1893) 217 f. Vgl. auch F. Kampers, Mittelalterliche Sagen vom Paradiese und vom Holze des Kreuzes Christi (Köln 1897) 28 ff.

und ein Kästchen, in welchem eine undurchbohrte Perle sowie ein krummgebohrter Onyx war. Salomon erkennt zunächst die Bedeutung der metallenen Barren; er läßt einen großen Platz in einer Ausdehnung von vielen Parasangen mit gleichen Gold- und Silberziegeln bedecken, und als die Gesandten der Königin das sehen, werfen sie ihre gleichen Geschenke weg. Darauf errät der König, was in dem Kästchen ist, und läßt einen Holzwurm herbeibringen, der die Perle durchbohrt, während ein weißer Wurm einen Faden, welchen er in den Mund genommen, durch den Onyx zieht. Die Jungfrauen und Jünglinge heißt Salomon sich waschen, und er erkannte nun aus der Art, wie sie sich das Angesicht benetzten, welches Geschlechtes sie seien.

Derartige Rätselfragen, darunter das stets wiederkehrende mit den Knaben und Mädchen, finden sich des weiteren im Midrasch zu den Sprüchen, der vermutlich dem 10. Jahrhundert angehört. Gänzlich ausgebaut, aber nicht vollständig erhalten erscheint die Sage im zweiten Targum, und zwar in der Paraphrase[1] zu Esther 1, 3. Von der hier gebotenen Erzählung seien die beiden Punkte herausgehoben, daß Salomon in einem Glaspalast sitzend an den Beinen der Königin Haare wahrnimmt, und daß Salomon mit ihr einen Sohn erzeugt. Die Haare an den Füßen scheint die arabische Sage darauf zurückführen zu wollen, daß sie die Königin zu einer Tochter der Dschinne macht[2]; indes verbirgt sich zweifellos noch ein älterer Mythus hinter der Königin von Saba, denn bereits Rabbi Samuel ben Nachmani, welcher um 250 nach Christus lebte, verdammt die Sabbäische Regierung und ruft aus: „Wer da glaubt, die Königin von Saba sei ein Weib gewesen, der irrt sich.“[3] Rösch hat nicht nur die semitische Herkunft dieser Sage erwiesen, sondern auch ihr Prototyp vorgeführt in der Gestalt der altsemitischen Liebesgöttin Lilith[4]. Dieselbe teilt mit der Balkis oder Bilqîs denselben Leibesfehler, und ihr eignet gleichfalls ein dämonenhaftes Wesen. Eine Identifizierung beider Figuren rechtfertigt die Verdammung der Sabbäischen Regierung, und diese Vertauschung wird dadurch noch bewiesen, daß die orientalische Sage als Ort des Ehelebens Salomons und der Balkis Tadmor angiebt und das Grab der Königin gleichfalls in Tadmor sucht, wo nach dem hebräischen Mythus die Lilith hauptsächlich ihr Unwesen trieb. Diese Lilith, dieses spätere buhlerische Nachtgespenst, war nach einer talmudischen Sage die erste Lebensgefährtin Adams, von dem sie sich indes bald

---

[1] M. Grünbaum S. 211ff. Kampers S. 28f.

[2] Vgl. auch Weil, Biblische Legenden der Mohammedaner (Frankfurt a. M. 1845) 248ff.

[3] Näheres bei G. Rösch, Die Königin von Saba als Königin Bilqîs, in den Jahrbüchern für protestantische Theologie VI (1880), 547ff.

[4] Über diese W. Bacher, Lilith, Königin von Smargad, in der Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums XIX (1870), 187—189. Bacher führt die Gestalt auf den persischen Mythus zurück; er nennt sie die Mutter Ahrimans und weist auf ihre Identität mit der Bilkis hin, deren Mutter auch eine Peri gewesen sein soll. Für unsere Zwecke kommt kaum in Betracht die Schrift von J. Deramey: La Reine de Saba, in der Revue de l'histoire des Religions XXIX (1894), 296ss.

wieder trennte[1]; sie ist also die Heldin irgend eines Paradiesesmythus. Damit stimmt ausgezeichnet überein, daß die älteste jüdische Sage das Land der rätselkundigen Königin in der Gegend des Sonnenaufgangs, beim Garten Eden sucht. Bezeichnenderweise erzählt, auf jene jüdische Sage zurückgehend, die 34. Sure des Korans[2], daß das Land der Königin ursprünglich herrlich gewesen sei mit wunderschönen Gärten; aber wegen der Gottlosigkeit seiner Bewohner sei es durch Regengüsse zerstört worden, sodaß nur noch einzelne Bäume bittere Früchte trügen. In dem schon angeführten Targum wird das Reich der Königin auch im Lande des Sonnenaufgangs gesucht. Der Staub ist, heißt es dort, wertvoller als Gold, und das Silber ist gleich dem Kote auf der Straße; die Bäume sind dort von Anbeginn her gepflanzt, und sie trinken Wasser aus dem Garten Eden, und auf den Häuptern tragen sie Kränze aus dem Garten Eden.

Unsere Parallele zu der Sabituepisode des Nimrodepos ist durch diesen Zug von der Sage des Landes der Sabitu-Kandake in der Nähe des Paradieses wesentlich verstärkt worden. Auch zum Götterpark am Meere hat sich jetzt das passende Seitenstück gefunden. Der Beweis, daß der der Königin von Saba eignende Sagenkomplex die Vermittlung herstellt zwischen der Sabitu des babylonischen Epos und der Kandake des griechischen Romans, ist aber erst vollständig erbracht, wenn wir auch sagenhafte Beziehungen Alexanders zu jener berühmten rätselkundigen Königin des Morgenlandes feststellen können, und dazu sind wir im stande. Da wir auf diese Sagenfigur indes auch in den übrigen Kapiteln noch zurückkommen werden, so seien hier nur einige Punkte der späteren Beweisführung vorweggenommen.

Die von Wesselofsky, dem verdienstvollen Herausgeber der Sage vom babylonischen Reich, mit F bezeichnete Redaktion derselben — ein byzantinisches Epos, von dem uns ein Bruchstück in russischer Übersetzung erhalten ist — erzählt folgendes: In der Stadt Babylon war der erste Kaiser Joannes, mit Namen Nevrot; auf diesen folgte Kaiser Nabuchodonosor, welcher die Stadt Babylon ganz mit Eisen überdachte und das Dach glänzend vergoldete. Er ließ in der Stadt einen Glaspalast aufführen und in demselben einen Thron von Glas anbringen. Dann verlobte er sich mit der Prinzessin des persischen Kaisers und ließ sie zu sich in den Glaspalast kommen, während er selbst auf dem kaiserlichen Throne saß. Die Kaiserin betrat den Palast, und da der Boden desselben von Glas war, so kam es ihr vor, als wäre es Wasser, und sie hob ihre Kleider auf. Als der Kaiser ihren Körper sah, ließ er das Feuer im Palast austreten und versengte ihre unteren Haare. Wegen dieser That benannte ihn die Kaiserin selbst Navchodonosor &c.[3]

Da Nimrod, Nabuchodonosor und Alexander häufiger identifiziert wur-

[1] J. Hamburger, Realencyklopädie für Bibel und Talmud (Leipzig 1883) 691.

[2] Der Koran. Aus dem Arabischen wortgetreu übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen versehen von L. Ullmann (Crefeld 1840), S. 366f.

[3] A. Wesselofsky, Die Sage vom babylonischen Reich, im Archiv für slavische Philologie II (1876—1887), 311.

den[1], so ergeben sich hier die beiden Gleichungen: Alexander = Nimrod, Kandake = Saba = Sabitu, ganz von selbst. Diese Beziehungen finden sich aber nicht nur in dieser byzantinischen Sage. Nach Pseudo-Methodius, auf den wir noch zu sprechen kommen werden, ist Nabuchodonosor der Sohn der Kaiserin von Saba. In der slavischen Paläa[2], „deren Quelle auf talmudischen Ursprung zurückgeht", erscheint die Königin von Saba gleichfalls als Mutter Nabuchodonosors[3], den sie von Salomon empfing, und hier findet sich ebenfalls die bekannte Geschichte von den Rätseln und dem Glaspalaste.

Nun ist aber auch die Königin Kandake ursprünglich als Mutter Alexanders gedacht! Wir haben schon die merkwürdige Wendung einiger Redaktionen des Pseudo-Kallisthenes vernommen, nach der Alexander geglaubt habe, in der Kandake seine Mutter Olympias vor sich zu sehen. Das ist bedeutungsvoll. Dieselbe Kandake heißt im Pseudo-Methodius Chuseth und ist hier die Mutter Alexanders. Hier ist sie die Tochter des Porus, und auch im Roman besteht ein durch Heirat hergestelltes verwandtschaftliches Verhältnis zwischen Porus und Kandake[4].

Doch davon später; wir sehen, wie die Sagen durcheinanderfluten, wie mythische Stoffe von der einen auf die andere Person übertragen werden. Es liegt überaus nahe, bei diesen Beziehungen zum Oannesmythus — denn wie wollte man sonst den Namen „Joannes-Nevrot" erklären? — die ganze Sage von der Königin von Saba und Salomon auf einen Oannesmythus zurückzuführen. Daß sich dabei durch Rückschlüsse eine engere mythologische Verbindung zwischen Oannes und Sabitu ergiebt, kann nicht befremden. So ist es wohl mehr als leere Kombination, wenn wir den Namen Johannes, welchen wir in der später zu besprechenden Danielapokalypse an Stelle des Namens Alexanders, der als Sohn Philipps eingeführt wird, finden, auch auf den gleichen Mythus eines alles errettenden Oannes zurückführen. Ring hat sich an Ring gefügt zu einer festen Kette des Beweises. Zu allem Überfluß läßt sich aber endlich noch mit Hilfe einer verhältnismäßig jungen Sage, der wir uns jetzt zuwenden, der gleiche Nachweis auf ganz anderem Wege erbringen.

---

[1] Ebd. und oben S. 8 ff. [2] Wesselofsky S. 310.

[3] Gedalja ibn Jachja (im 17. Jahrhundert) will aus einem Midrasch wissen, die Königin von Saba habe von Salomon eine Tochter geboren, welche die Mutter Nebukadnezars geworden sei. Vgl. Rösch a. a. O. 568.

[4] Wir werden darauf noch weiter unten zurückkommen. Da E. Sackur, Sibyllinische Texte und Forschungen (Halle 1898) 28 f. die Gleichung: Chuseth = Kandake (S. 31) und Kandake = Saba (S. 29) anerkennt, so verstößt er doch gegen den mathematischen Grundsatz: Wenn zwei Größen derselben dritten gleich sind, so sind sie auch unter sich gleich, wenn er meine Behauptung (Mittelalterliche Sagen vom Holze des Kreuzes Christi 97) bekämpft, daß in der Chuseth die Königin von Saba zu erkennen sei. Der in der gleichen Anmerkung gerügte Irrtum wurde von mir in der 2. Aufl., welche vor Sackurs Schrift, deren Verdienste ich gerne anerkannt habe, erschien, bereits beseitigt.

2. Die Sage vom Priesterkönig Johannes als Beweis für den mythischen Gehalt der Alexandersage.

Die Sage kennt noch einen andern großen messianischen Erretter mit Namen Johannes; es ist der Priesterkönig, von dem die Christen im heiligen Lande fabelten. Da ist es nun gleich überaus bedeutungsvoll, daß jener berühmte Brief dieses Priesterkönigs an den Kaiser Manuel, welcher die phantastischen Erzählungen der Kreuzfahrer über diesen angeblichen indischen Herrscher zusammenfaßt, seine Motive aus der Zauberwelt des Alexanderromans herübernimmt. Zarnckes[1] Versuch, die Sage zeitgeschichtlich zu erklären, ist sicherlich geistreich, und vielleicht hat auch die Gestalt eines großen zeitgenössischen chinesischen Herrschers, von dem seiner Ansicht nach die Sagenbildung ausgeht, der alten Tradition wieder neues Leben eingehaucht; mehr können wir ihm nicht konzedieren, wenn uns auch nichts anderes vorliegen würde als der Brief an Manuel, der bei seiner völligen Abhängigkeit vom Alexanderroman oder von einer andern gemeinsamen Quelle einen weit älteren Helden fordert. Jene Orientalisten, von denen Zarncke selbst spricht, welche behaupteten, daß alle diese Versuche, aus bestimmten zeitgeschichtlichen Anlässen das Bild und den Namen des Priesters Johannes abzuleiten, fehlgingen, daß vielmehr der Name bereits vorher ein geläufiger gewesen und mit ihm bereits eine geläufige Vorstellung verknüpft gewesen wäre, als das Ereignis des Jahres 1141 eintrat und die Übertragung dieses Namens auf den chinesischen Eroberer zur Folge hatte, sind im Recht. Eine späte Nachricht, die aber, wie sich zeigen wird, durchaus auf alte Tradition zurückgeht, führt uns über das Jahr 1141 hinaus in das Reich uralter Sage.

Der gelehrte Benediktiner des 16. Jahrhunderts, Gilbertus Genebrardus, erzählt in seiner Chronographie auf Grund einer ungenannten äthiopischen Geschichte, daß die Königin von Saba mit Namen Makeda oder Nikaula dem Salomon zwei Söhne geschenkt habe, Meilech und David mit Namen. Letzterem tritt sie die Regierung ab und legt so den Grund zu dem glänzenden Königtum des Preto-Johannes[2]. Es wird sich ergeben, daß faktisch, wie der Gelehrte an der Sorbonne angab, ein Zusammenhang zwischen der jüdischen Legende von der Königin von Saba und der Sage von jenem

---

[1] Fr. Zarncke, Der Priester Johannes, in den Abhandlungen der kgl. sächs. Ges. der Wissensch. XVII, phil.-hist. Klasse VII (1873—1879), 870. Ph. Bruun, Die Verwandlungen des Presbyters Johannes, in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde XI (1876), orientiert über die verschiedenen Versuche, die historische Figur, die sich hinter der sagenhaften Gestalt des Presbyters verbirgt, aufzufinden, und hält das Rätsel noch nicht für gelöst, namentlich nicht durch G. Oppert, Der Presbyter Johannes. Berlin 1864.

[2] *Gilbertus Genebrardus,* Chronographiae libri quatuor (Parisiis 1600) 121. *Malvenda*, De Antichristo (Lugduni 1600) 546 sq. stellt noch mehrere Belege dafür zusammen, daß das äthiopische Königshaus seinen Ursprung auf die Verbindung Salomons mit der Königin von Saba zurückführt.

Priesterkönig besteht, über den die Kreuzfahrer wunderbare Mären dem Abendlande übermittelten.

In der wachsenden Not, um die Mitte des 12. Jahrhunderts, schuf sich die Phantasie der Christen, anknüpfend an eine uralte Tradition von einem wunderbaren Erretter, einen Helden für die umlaufenden Verheißungen über die Befreiung des heiligen Grabes in der Gestalt des Priesterkönigs Johannes von Indien. Die Sage von diesem Traumhelden wird im Abendlande zuerst im Jahre 1145 von Otto von Freising[1] erwähnt, welcher das Geschlecht des Priesterkönigs auf die heiligen drei Könige zurückführt. Kurz vorher hatte die alte hoffnungsfreudige Mär nach der Besiegung Sandschurs von Persien durch chinesische Heerscharen einen neuen kräftigen Impuls erfahren. Der siegreiche Chinese wurde flugs mit der vorhandenen sagenhaften Persönlichkeit Johannes identifiziert, und als die Erwartungen, welche man auf ihn als den Befreier des heiligen Grabes setzte, sich nicht erfüllten, fiel sein Bild völlig einer sich weit ausdehnenden phantastischen Sagenbildung anheim. Die Grundlage der letzteren bildet der obengenannte, wohl dem 12. Jahrhundert angehörende Brief an Kaiser Manuel. Nach dem Text dieses Briefes herrscht der Priesterkönig in Indien vom Lande des Sonnenaufgangs an. 72 Könige sind ihm unterthan; alle die Fabelwesen, von denen die Alexandersage spricht, birgt sein Land, das in der Nähe des Paradieses liegt und von dem Gold und Edelsteine führenden Fluß Ydonus durchströmt wird, der seinen Ursprung im Paradiese hat. In seinem Gebiete liegt der Berg Olympus, an dessen Fuß ein Hain ist, der von zweiköpfigen Schlangen bevölkert wird, und auch die Lebensquelle sprudelt in seinem Reiche. Das Sandmeer und der Sandfluß, von denen er erzählt, sind alte Bekannte aus der Alexandersage, desgleichen die Amazonen und Brahmanen. Die Erwähnung der 72 Heerführer und der 365 comites, welche ihm dienen, wird uns nachher noch beschäftigen. Nach Zarncke ist es eine spätere Interpolation, welche die Alexandersage genauer kannte, die uns die Erzählung von der Ummwallung Gogs und Magogs durch Alexander bringt; desgleichen ist es nach der Ansicht des genannten Forschers eine spätere Bearbeitung, die von einem Baum spricht, der lebhaft an den Soma der Inder erinnert[2].

Eine ganz eigentümliche Wendung nahm die Sage in einigen Gegenden des Abendlandes. Die Annales Marbacenses[3] erzählen zum Jahre 1222, von dem Einfall der Mongolen in Rußland berichtend, es sei das Gerücht gegangen, dieselben wollten auf Köln marschieren und die Leiber der aus ihrem Volke herstammenden drei Könige wieder holen. Besonders hätten die Juden über ihre bevorstehende Ankunft gejubelt und sich von ihr Befreiung aus dem Exil versprochen. Dieser Stammbaum des Priesterkönigs scheint

---

[1] Chronicon 7, c. 33. Mon. Germ. SS. XX, 266. Zarncke S. 847f.
[2] Vgl. die musterhafte Ausgabe des Briefes bei Zarncke S. 909ff.
[3] Mon. Germ. SS. XVII, 175.

allgemein angenommen worden zu sein; auch der Connetable Sinibald von Armenien, der vom König von Armenien um das Jahr 1250 zum Groß-Chan der Mongolen geschickt wurde, spricht von dem Übertritt der Mongolen und ihres Herrschers, mit dem der Priesterkönig identifiziert wurde, und gebraucht dabei die Worte: Haec est terra, de qua tres reges venerunt in Bethleem adorare Dominum Iesum natum[1]. Ähnlich berichtet auch Yvo Narbonensis in einem Briefe, der uns bei Matthäus Paris zum Jahre 1243 erhalten ist[2]; derselbe giebt als Grund für den Einfall der Tataren an: propter Magos reges, quorum sacris corporibus ornatur Colonia, in patriam suam reportandos. Ehe wir dieser bedeutsamen Spur folgen, müssen wir noch der engen Verbindung kurz gedenken, welche die Sage vom Priesterkönig mit der Sage vom dürren Baum eingegangen ist.

Bei Marco Polo[3] wird vom „Arbre Sol" erzählt, den die Christen, wie er beifügt, Arbre Sec nannten; dort, schreibt er, war die Entscheidungsschlacht zwischen Darius und Alexander. Der berühmte Reisende bestimmt die Lage dieses Baumes etwas südöstlich vom Kaspischen Meere. Diese merkwürdige Tradition, welche die mannigfaltigsten Blüten trieb, macht es an sich schon wahrscheinlich, daß dieser Arbre Sol identisch ist mit dem Baum der Sonne, unter welchem Alexander die Verheißung der Weltherrschaft empfing, daß er identisch ist ferner mit dem uns schon bekannten Wunderbaume der Babylonier[4]. Zweifellos haben wir in dem Arbre Sol auch jenen „Einbaum" vor uns, von dem es in der Danielapokryphe, die uns noch beschäftigen wird, heißt, daß der letzte König mit Namen Johannes πατάξει τοὺς Ἰσμαηλίτας, μερίσει τρία μέρη τὸ ἕνα πατάξει ἐν ῥομφαίᾳ, τὸ δεύτερον βαπτίσει καὶ τὸ τρίτον καταδιώξει ἕως μονοδένδρου μετὰ μεγάλου θυμοῦ[5]. Der Herausgeber der Reiseschilderung Marco Polos, Yule, erinnert an die goldene Platane, welche Xerxes auf seinem Zuge mit einem goldenen Kranze beschenkte[6]; wenngleich es sich bei diesem Baume um einen ursprünglich mythologischen Gegenstand handeln wird, so fehlt uns vorerst doch das den Arbre Sol und jene Platane vereinende Mittelglied. Zu Anfang des 14. Jahrhunderts weist eine in einer

---

[1] *L. d'Achery*, Spicilegium III (2. ed. Paris. 1723), 626sq. Vgl. Zarncke, Der Priester Johannes, in den Abhandlungen der kgl. sächs. Gesellschaft der Wissensch. XIX, phil.-hist. Klasse VIII (1876—1883), 76f.

[2] *Matthaeus Paris* ad a. 1243, Chronica majora, ed. H. R. Luard IV (1877), 276. Vgl. Zarncke a. a. O. 21ff.

[3] *H. Yule*, The book of Ser Marco Polo I [2] (London 1875), 131.

[4] Vgl. darüber u. a. *F. Lenormant*, Les origines de l'histoire d'après la bible et les traditions des peuples orientaux I (Paris 1880), 74ss.

[5] Ungefähr das gleiche berichten im Jahre 1189 die französischen Gesandten in Konstantinopel, wenn sie schreiben, daß nach einer alten Prophezeiung in diesem Jahre ein Drittel der Muslimen durch das Schwert der Christen fallen, ein Drittel getauft werde und das letzte Drittel „ultra arborem siccam" fliehen werde. Vgl. R. Röhricht, Beiträge zur Geschichte der Kreuzzüge I (1574), 111f. Hierzu vgl. Orac. Sib. 5, 103.

[6] *Herodot.*, 7, 27; *Yule* l. c. 140. Vgl. auch Th. Mücke, Vom Euphrat zum Tiber (Leipzig 1899), 92f.

Oxforder Handschrift uns erhaltene Erzählung[1] die Bezeichnung arbor sicca zurück und sagt, richtiger müsse es heißen: arbor Seth, da letzterer den Baum gepflanzt habe. Eine andere Rolle, die unser Interesse in Anspruch nimmt, spielt der sagenumwobene Baum im Jahre 1221 nach dem Falle von Damiette. Damals erwartete man Hilfe einmal aus dem fernen Osten von einem gewaltigen Herrscher David, den man alsbald wieder mit dem Priesterkönig identifizierte, und sodann aus dem Westen, von Kaiser[2] Friedrich II. Die Hoffnungen kleideten sich in Weissagungen, welch letztere zu melden wissen, daß diese beiden Herrscher in Jerusalem zusammenkommen werden, worauf der dürre Baum wieder grünen wird. Wo hier der dürre Baum gesucht wird, ist nicht recht klar; zweifellos aber kennt ihn Johannes von Hildesheim († 1375) wieder im Reiche der Tataren, wo er überaus scharf bewacht wird, und wo er den, der seinen Schild an ihn hängt, zum Herrn der Erde macht[3]. Bei Johannes sehen wir die Sage vom Priesterkönig in engster Beziehung zu der Legende von den heiligen drei Königen gesetzt. Melchior ist hier König von Nubien, wozu auch Arabien mit dem Sinai gehört; Balthasar herrscht über Godolia, wozu auch Saba gerechnet wird; Kaspar in Tharsis. Alle drei kommen vom Oriente, wo die Erde endigt. Dort geht, heißt es, wie in dem Alexanderroman, die Sonne mit solchem Geräusche auf, daß derjenige, welcher dieses Schauspiel nicht gewohnt ist, es nicht ertragen könnte. Nach Christi Tod werden die frommen Pilger, welche in Bethlehem sich einfinden, vom Apostel Thomas getauft und zu Bischöfen geweiht. Von diesen stammt der Presbyter Johann ab; daraus erklärt sich des letzteren große Verehrung für diese Heiligen. Der Bericht des Genebrardus, von dem oben die Rede war, schwebt demnach nicht in der Luft; wir können ihm aber noch eine neue kräftige Stütze geben, indem wir das Modell nachweisen, nach dem jene Zusammenkunft des Priesterkönigs mit Friedrich II. in Jerusalem gearbeitet worden ist.

Das äthiopische Königsbuch, Kébra nagást, beweist zur Evidenz, daß wir es hier mit einer Übertragung einer älteren Sage zu thun haben[4]. Nach der hier niedergelegten äthiopischen Tradition raubte ein Sohn Salomons und der biblischen Königin von Saba, die hier zur Königin von Äthiopien wird, die Bundeslade aus Jerusalem. Von diesem Könige, also indirekt von der Königin von Saba, leiten alle äthiopischen Könige ihre Herkunft ab, und so erklärt sich einfach die Angabe über die Abstammung des Priesterkönigs bei Genebrardus. Der unbekannte Verfasser des Buches Kébra nagást läßt nun die in Nicäa versammelten Väter die Frage aufwerfen, welcher der mächtigste König sei. Da erhebt sich der freilich schon lange vorher (270)

[1] Zarncke a. a. O. Abhandlungen XIX, 128.

[2] Zarncke XIX, 7.

[3] E. Köpke, Johannes von Hildesheim (Progr. d. Ritterakademie zu Brandenburg 1887/1888) 7. Kampers, Kaiseridee 81. 200.

[4] Vgl. *Fr. Praetorius*, Fabula de regina Sabaea apud Aethiopes (Hallenser Diss., Halle 1870) III sq.

gestorbene Gregorius Thaumaturgos und verbreitet sich über die Geschichte des Menschengeschlechtes, und nach ihm teilt der Patriarch Demâtjos (Domitius, Timotheus?) von Konstantinopel mit, er habe ein Buch in der Sophienkirche gefunden, deren Fundamente freilich damals erst gelegt wurden, und in diesem Buche sei die Geschichte der Königin von Saba, der Ursprung der äthiopischen Könige, die Translation der Bundeslade nach Abessynien, die Bekehrung der Äthiopier geschildert. Darauf erhebt sich abermals Gregorius Thaumaturgos und trägt ihm von Gott inspirierte Prophezeiungen vor. Prätorius[1], der sich eingehend mit dieser Sage beschäftigt, thut dar, daß die Mutter der Königin Saba nach Ansicht der Äthiopier eine Göttin war; des weiteren spricht er die Meinung aus, daß die Äthiopier durch ihre Beziehungen zum homeritischen Reiche Nachricht über diese Sage erhielten. Daß das Reich der Homeriten zu Anfang des 6. Jahrhunderts von einem äthiopischen Könige Kalebus unterworfen wurde, steht fest; desgleichen steht aber auch fest, daß lange vor dieser Zeit kriegerische Beziehungen oder Handelsverkehr zwischen diesen Völkern bestand. Erwähnt sei noch, daß die rätselkundige Königin als die Stammmutter ihres Königsgeschlechtes von den Äthiopiern mit der Mâkedâ identifiziert wurde, welche in den Königslisten den sechsten Platz einnimmt[2]. Ebenso unbekannt wie der Verfasser des Kébra nagást ist die Zeit der Abfassung[3]. Soviel steht fest, daß der Raub des heiligen Kreuzes durch die Perser im Jahre 615 das letzte Ereignis bildet, das erwähnt wird; darüber findet sich eine dunkle Prophezeiung des Gregorius im Königsbuche[4]. Demselben Gregorius wird dann aber noch eine andere Prophezeiung zugeschrieben, welche uns wieder interessiert. Am Schlusse seiner Ausführungen über die Kriege des äthiopischen und byzantinischen Königs gegen die Ungläubigen heißt es: Hi autem reges Iustinus rex Romae et Kalebus rex Aethiopiae sunt, Hierosolymam ambo convenient et patriarchae eorum eucharistiam instituunt et accedent (reges ad eam) et eandem fidem in amicitia habebunt et invicem salutationem et pacem sibi dabunt et inter se terram divident a media Hierosolymae parte, quemadmodum diximus in primo huius libri capite[5]. Bemerkt sei, daß nach äthiopischer Überlieferung dieser König, welcher vom hl. Pantaleon auf unterirdischem Wege nach Jerusalem geführt wurde[6] und darauf ins Kloster ging, seine Krone nach Jerusalem schickte, damit sie dort am Grabe des Erlösers aufgehängt werde[7]. Nach den Martyrerakten des hl. Aretas heißt dieser König

---

[1] *Praetorius* l. c. VI sq.

[2] A. Dillmann, Zur Geschichte des abyssinischen Reiches, in der Zeitschrift der Deutschen Morgenl. Gesellschaft VII (1853), 341.

[3] Nach Dillmann, Über die Anfänge des Axumitischen Reiches in den Abhandlungen der kgl. Akad. zu Berlin (1878), 178 ist es „wohl keinesfalls vor dem 14. Jahrhundert" abgefaßt; das gilt aber doch sicherlich nur für die uns vorliegende Redaktion.

[4] *Praetorius* p. IX. [5] *Praetorius* p. 29.

[6] *Th. Lefebvre,* Voyage en Abyssinie III (Paris s. a.), 433. *Praetorius* p. 29.

[7] *J. Ludolf,* Hist. Aethiopica (Francofurti 1686), lib. 2, c. 4.

Elesbaan[1], welcher sich im Jahre 523 nach Besiegung der Homeriten in ein Kloster zurückzog.

Wir sehen, wie die Fäden der Sagengespinste bald hierhin, bald dorthin überspringen, aber doch schließlich in einem Punkte zusammenlaufen. Hinter der Sage vom Priesterkönig Johann thut sich die Perspektive einer uralten Tradition auf. Schon der Text führt uns in das auch von Pseudo-Kallisthenes beschriebene Zauberreich des irdischen Paradieses, das gleiche thut diese alte äthiopische Sage, die nunmehr auch dieselben merkwürdigen Beziehungen zwischen dem Priesterkönig und der Königin von Saba, wie zwischen Alexander dem Großen und der letzteren herstellt. Es ist derselbe im Orient erwartete messianische Erretter, der sich hinter Alexander und hinter dem mythischen Johannes verbirgt. Das läßt sich beweisen, da wir einmal im stande sind, noch andere Beziehungen zwischen dem babylonischen Mythus und der Sage der Kreuzfahrer herzustellen, als diejenigen, welche die in beiden gleichmäßig verwertete paradiesische Tradition geschaffen hat, und da wir weiter den prophetischen Gehalt der Legende vom Priesterkönig noch kenntlich machen können.

Ist der Name Johannes ein zufälliger? Oben haben wir gesehen, daß Nimrod in der Sage vom babylonischen Reiche auch Johannes genannt wurde, und haben desgleichen auch in der Vertauschung der Namen Alexander und Johannes bei Pseudo-Daniel nicht bloß eine den Zeitumständen angepaßte Bearbeitung erkennen können. Wiederum sind es spätere Sagen, die hier die Brücke schlagen und uns vom Priesterkönig Johann zu seinem Urtypus Johannes-Nimrod zurückführen.

In den Cento novelle[2] schickt der Priesterkönig Johann drei Steine an den Kaiser Friedrich — es ist fraglich, welcher von beiden gemeint ist — mit der Frage, was das beste Ding auf der Welt sei. Der Kaiser antwortete: „Die Mäßigung", fragte aber nicht nach den Eigenschaften der Steine, die von großer Bedeutung waren. Die Antwort, um was für Steine es sich hier handelte, giebt eine andere Sage. In den französischen und italienischen Prophezeiungen des Merlin[3] wird von der Krone des babylonischen Drachen mit vier Edelsteinen gesprochen und von einer gleichen des Kaisers von Orbante, Beherrschers einer mythischen Stadt, welche wegen ihrer übermäßigen Sündhaftigkeit mit dem Untergang bedroht wurde. Der Kaiser von Orbante, Aurians-Adriano, wird in der Überschrift eines Kapitels der italienischen Prophezeiung mit dem babylonischen Drachen identifiziert. Die Krone dieses Herrschers von Orbante wurde zufällig im Meer gefunden, und ein Fischer brachte zum Kaiser Friedrich II. die Edelsteine, mit welchen sie geschmückt

[1] Μαρτύριον τοῦ ἁγίου 'Αρέθα, ed. J. F. Boissonade, Anecdota graeca V (Parisiis 1833), 61. Sackur S. 166.

[2] *Guido Biagi,* Le novelle antiche, in der Raccolta di opere inedite o rare di ogni secolo della letteratura italiana I (Firenze 1880), 4sg.

[3] Les propheties de Merlin lib. 3, c. 21 (Paris 1626), feuillet 47 sv. Die italienische Prophezeiung war mir nicht zugänglich. Vgl. Wesselofsky a. a. O.

war. Das sind fragmentarische Züge einer Sagentradition, welche durch die schon angeführte Sage vom babylonischen Reiche eine merkwürdige Beleuchtung erhalten. In der letzteren gelangen die Gesandten des Kaisers Leo in das verödete Babylon und treten dort in den Königspalast ein. „In demselben stand das kaiserliche Bett, von teuern und kostbaren Stoffen gemacht und geschmückt; auf demselben lagen zwei Kaiserkronen: des Kaisers von Babylon und der ganzen Welt, Nabuchodonosors und seiner Frau, der Kaiserin. Auch sahen sie dort eine Urkunde liegen, in griechischer Sprache, folgenden Inhalts: ‚Diese Kronen wurden gemacht, als der Kaiser Navchodonosor den goldenen Körper bildete, nachdem er von seinem Traum erwacht war und auf dem Felde Deira (die göttliche Verehrung) entgegennehmen wollte. Und diese Kronen sind von Saphirsteinen und von kostbaren Perlen und von arabischem Gold gemacht (und bisher Gottes), und von nun an werden sie das Haupt des griechischen Kaisers Leo, in der Taufe Basilius genannt, und seiner Kaiserin Alexandra nach den Gebeten der heiligen drei Jünglinge schmücken.'"[1]

Daß all diesen Sagen von den Wundersteinen eine orientalische Sage zu Grunde liegt, ist sicher; auffällig ist die Parallele zwischen den Wundersteinen in den Cento novelle und dem Wunderstein, den Alexander der Große aus dem Paradiese nach dem Talmud erhält; denn die Ermahnung zur Mäßigung spielt bei beiden eine bemerkenswerte Rolle. Der ganze Sagenkomplex ist ein merkwürdiges Gefüge fortlebender universalhistorischer Traditionen; Wesselofsky[2] hat recht, wenn er sagt: „Vielleicht werden wir nicht fehlgehen, wenn wir in dieser Übertragung der Kronen die Ubertragung der kaiserlichen Macht und Gewalt aus dem Osten nach Byzanz erblicken; von diesem Gesichtspunkte aus würde die babylonische Sage gleichsam als ein sagenhafter Kommentar erscheinen zu dem, was die Litteratur der prophetischen Visionen und politischen Apokryphe verkündete, indem sie von dem sich ablösenden, vergangenen und zukünftigen Übergang der Reiche redete." Nebenbei sei bemerkt, daß wir nunmehr eine solche Ideenübertragung, wie aus den italienischen Sagen hervorgeht[3], auch für das deutsche Kaisertum in der Zeit der Kreuzzüge annehmen. Für unsere Zwecke genügt das Resultat, daß auch diese späten Sagen eine Brücke schlagen zwischen der alten Sage des Orients und jener der Kreuzfahrer.

Es kommt nun noch hinzu, daß einige Partien in der Sage vom Priesterkönige anscheinend noch eine Erinnerung an den solarischen Charakter des ursprünglichen altorientalischen Helden bewahrt haben. Wir finden Züge, die so lebhaft an Züge der Nimrodsage erinnern, daß es uns schwer wird, an der Identität beider Helden zu zweifeln. Nach dem Texte des angeblich von ihm verfaßten Briefes dienen dem Priesterkönige 7 Könige, 72 Heerführer und

[1] Wesselofsky a. a. O. 139f. und 324f. Vielleicht ist Leo VI. der Philosoph gemeint. [2] Ebd. S. 331.

[3] Vgl. hierzu auch die scharfsinnigen Auseinandersetzungen von E. Martin, Neuere Schriften zur Arthus- und Gralsage, in der Zeitschrift für deutsches Altertum XXXVI (1892), 258f.

365 comites. Diese Zahlen sind uns aus der Nimrodsage bekannt. Die Zahl 365 hat an sich ein solarisches Gepräge, und thatsächlich hat uns die haggadische Litteratur der Juden eine entsprechende Reminiscenz aufbewahrt, nach der — allerdings nur — 350 Könige vor Nimrod sitzen, um diesem solarischen Helden zu dienen[1]. Nehmen wir hinzu, daß des Helios Herden aus 350 Rindern bestehen, und zwar sind das 7 Herden zu je 50 Rindern, so finden auch die 7 Könige eine Erklärung[2]. Letztere lassen sich freilich auch noch auf andere Weise deuten; es gab nämlich ein astrologisches System, das mindestens in frühe christliche Zeit zurückreicht, nach welchem die 7 Wandelsterne und die 7 κλίματα zusammengestellt wurden[3]. So findet die Zahl der Wochentage auch im solarischen Mythus ihre Erklärung; aber auch die Zahl 72, die Anzahl der Heerführer, weist auf die Nimrodsage hin. In der arabischen Sage erbaut Nimrod 72 Städte, jede mit eigenem Oberhaupte, um Babylon herum[4]. Die spätere deutsche Dichtung, welche hier demgemäß nicht erfindet, erzählt im König Rother von 72 Königen von Babylon, deren bedeutendster Ymelôt-Nimrod gewesen sei[5]. Die Zahl 72 spielt auch sonst in der astronomischen Litteratur eine große Rolle; fußend in älteren Vorbildern teilt Ptolemäus die Erde in 72 Länder ein[6]. Auch in der apokryphen Litteratur findet sich diese merkwürdige Zahl, und auffällig ist, daß wir hier unter den 72 Jüngern Jesu einen Alexander und einen Βίζης finden[7]. Für die Verwandtschaft mit den Oannes-Nimrodmythen sprechen diese Zahlen fast ebensosehr wie die besondere Bedeutung, die dem Paradies in beiden Sagen zukommt.

Wie weit hier die Alexandersage vermittelte, läßt sich kaum feststellen. Daß der Kompilator der Kreuzfahrerlegende den Pseudo-Kallisthenes in irgend einer der uns bekannten Redaktionen kannte, bezweifle ich; eher halte ich es für möglich, daß eine auf Grund der Briefe umlaufende Sondertradition mit apokalyptischer Färbung auf ihn einwirkte. So hat die Interpolation C der Legende vom Priesterkönig nachweislich die Episode von den eingeschlossenen Völkern nicht aus Pseudo-Kallisthenes, wie folgende Liste der Namen dieser Völker darthut[8].

---

[1] *Ad. Jellinek*, Bet ha-midrasch V (Wien 1873), 40. Goldziher, Der Mythos bei den Hebräern (Leipzig 1876) 157. [2] Goldziher S. 37.

[3] F. Boll, Studien über Claudius Ptolemäus, in den Neuen Jahrbüchern für Philol., Suppl. XXI (1894), 188.

[4] M. Grünbaum, Neue Beiträge zur semitischen Sagenkunde (Leiden 1893) 96.

[5] König Rother, hrsg. von K. v. Bahder (Halle 1884), V. 2564ff. und 3770ff. Wesselofsky S. 320f. [6] Boll S. 197f.

[7] Ed. Bratke, Das sogenannte Religionsgespräch am Hofe der Sasaniden, in Texte und Untersuchungen, N. F. IV, 3 (Leipzig 1899), 35 u. 221.

[8] Die Liste der Völker in der Legende vom Priesterkönig bei Zarncke S. 911; im Pseudo-Kallisthenes bei Müller S. 138; im Pseudo-Methodius bei *V. Istrin*, Otkrovenie Mefodija Patarskajo i apokrifičeskija vidjenia Daniila, in den Čtenija der bei der Moskauer Universität bestehenden Gesellsch. für russ. Geschichte und Altertümer Jahrg. 1897, Texte S. 20. Der lateinische Text ist nach Sackurs Edition gegeben, auf dessen übersichtliche Liste der Völkerschaften (S. 37) hier zum Vergleiche verwiesen sei.

Pseudo-Methodius		Pseudo-Kallisthenes	Priesterkönig Johannes
griechisch	lateinisch		
1. γωγ	1. Gog	1. γωθ	1. Gog
2. μαγωγ	2. Magog	2. μαγωθ	2. Magog
3. [ἀνογ][1]	3. Anog	3. ἀνουγοι	3. Amic[5]
4. ἀνηγιαρεις	4. Ageg	4. ἐγεις	4. Agic
5. ἀχεναζ	5. Achennaz	5. ἐξεναχ	5. Arenar
6. διαφαρ	6. Dephar	6. διφαρ	6. Defar
7. φωτιανοι	7. Potinei	7. φωτιναιοι	7. Fontine-peri
8. ἀλβιανοι	8. Libii		
9. οὔννοι	9. Eunii		9. Conei
10. φαρζιοι	10. Pharizei	10. φαριζαιοι	
11. δεκλημοι	11. Declemi		
12. ζαρμαται	12. Zarmatae		12. Samantae
13. θεκλεοι	13. Theblei		
14. ζαρματιανοι	14. Zamartiani	14. ζαρματιανοι	
15. χαχονιοι	15. Chachonii	15. χαλονιοι	
16. ἀμαζαρεθ	16. Amazarthe		
17. γαρμαδοι	17. Agrimardii	17. ἀγριμαρδοι	17. Agrimandi
			17^{a}. Salterii
			17^{b}. Armei
18. ἀνθρωποφαγοι[2] οἱ λεγομενοι κυνοκεφαλοι	18. Anuphagii qui dic. Cynocephali	18. ἀνουφαγοι	18. Anofragei und 18^{a}. Annicefelei
19. ἀθαρβιοι	19. Tharbei	19. θαρβαιοι	19. Tasbei
20. ἀλανες	20. Alanes	20. ἀλανες	20. Alanei
21. φασολονικαιοι	21. Phisolonicii	21. φισολονικαιοι	
22. ἀρνυβιοι[3]	22. Arcnei		[17^{b}. Armei]
23. βαλταρες[4]	23. Asalturii	23. σαλταριοι	[17^{a}. Salterii].

Die Legende vom Priesterkönig Johann benutzte demnach eine Liste, welche sprachlich der des Pseudo-Methodius näher verwandt war als der des Pseudo-Kallisthenes und durch die in Übereinstimmung mit Pseudo-Methodius überlieferten Namen, die Pseudo-Kallisthenes nicht hat, und anderseits durch das Fehlen einzelner von letzterem dargebotener Namen einen durchaus selbständigen Eindruck macht. Besonders charakteristisch erscheint mir die Bildung zweier Namen: Anofragei und Annicefelei, aus der lateinischen Überlieferung:

[1] Fehlt hier; ergänzt nach Cod. Ottob. gr. 192.

[2] Cod. Ottob. hat ἀναφαγοι.

[3] Andere Lesart ἀρκναιοι.

[4] Cod. Ottob. hat ἀσαλτηριοι.

[5] Die armenische, von Sackur mitgeteilte Liste hat Anig und Agig.

Anuphagii qui dicuntur Cynocephali, oder wie es in dem griechischen von Istrin[1] mitgeteilten Methodiustexte heißt: ἀνθρωποφάγοι οἱ λεγόμενοι κυνοκέφαλοι, wo der syrische Text des Salomon von Basra schreibt: 16. cannibals, 17. dogmen[2].

Wie Sackur[3] bezüglich des Pseudo-Methodius und des Pseudo-Kallisthenes, so glaube auch ich unter Hinzunahme der Legende an die Interferenz eines syrischen Textes oder der Übersetzung eines solchen. An sich verschlägt es für unsere Untersuchung nichts, ob Pseudo-Kallisthenes oder ob ein anderer Text der Alexandersage die Vermittlung herstellen würde, jedoch würde bei der durch die Gegenüberstellung der Listen gewonnenen Annahme sich der apokalyptische Charakter dieses Passus in der Legende vom Priesterkönig ungezwungener erklären, da der Kompilator dann in direkter Verbindung mit der dem Pseudo-Kallisthenes vorangehenden eschatologischen Alexandertradition stehen würde. Wenn dem Kompilator nur der Pseudo-Kallisthenes vorgelegen hätte, so wäre jener apokalyptische Charakter eine Zuthat des letzteren; das können wir nicht annehmen. In der Legende heißt es nämlich nach dem Satze: Istas nempe et alias multas generationes Alexander puer magnus[4], rex Macedonum, conclusit inter altissimos montes in partibus aquilonis, daß der Priesterkönig die eingeschlossenen Völkerschaften benutzt wider seine Feinde, die von demselben vernichtet werden, worauf er sie wieder einschließt. Es folgt darauf eine nach Apok. 20, 7—9 gebildete Prophezeiung: Istae quidem pessimae generationes ante consummationem saeculi tempore Antichristi egredientur a quatuor partibus terrae et circuibunt (!) universa castra sanctorum et civitatem magnam Romam, quam proposuimus dare filio nostro, qui primo nascetur nobis, cum universa Italia et tota Germania et utraque Gallia, cum Anglia, Britannia et Scotia; dabimus ei Hispaniam et totam terram usque ad mare coagulatum. Nec mirum, quia numerus earum est sicut harena, quae est in litore maris, quibus certe nulla gens, nullum regnum resistere poterit. Die Weissagung hat kein einheitliches Gepräge; uns will es bedünken, daß der Zug von der beliebigen Verwendung der schrecklichen Völker durch den Priesterkönig nur eine auf ein Mißverständnis zurückgehende Umarbeitung des ursprünglichen Zuges einer Wiederkehr zur Bestrafung der Völker am Ende der Tage darstellt. Immerhin erscheint es bemerkenswert, daß auch in dieser Interpolation wieder der eschatologische Hintergrund der Sage in die Erscheinung tritt. Ob man überhaupt von einer späteren Interpolation bei dieser Stelle reden darf, ist mehr als zweifelhaft. Ein merkwürdiges, aus dem Jahre 1250 stammendes Schreiben nämlich, ein Teufels- oder Antichristbrief, unter der Maske des nahenden Messias an den Kaiser gerichtet, der ersichtlich vom Brief des Presbyterkönigs, nicht aber von einer eng verwandten Tradition unabhängig ist, schließt mit den Worten: Datum anno nativitatis nostre

[1] Vgl. auch Istrin, Texte 54. [2] Vgl. Sackur a. a. O. [3] Sackur S. 38 f.
[4] Puer magnus heißt Alexander auch im Abcdarium. Vgl. oben S. 59.

XXIV in Campo Ragahu, juxta fluvium Chobar presentibus regibus Goch et Mahog (!) olim montanis, presentibus regibus et principibus Libiae, Eufratis et Egypti, adveniente rege et principe Balthasar, qui est iuxta flumen Chobar cum principibus potentissimis et David nomen principis Tartarorum [1].

Der auch hier wieder zu Tage tretende apokalyptische Charakter der Sage erklärt auch die Hoffnungen der Juden, von welchen, wie wir sahen, die Marbacher Annalen sprechen. Zarncke [2] führte diese Hoffnungen darauf zurück, daß in einigen Handschriften sich statt rex Indorum der Fehler rex Iudeorum eingeschlichen habe. Ob hier aber nicht ältere messianische Tradition eine Rolle spielt? Nach dem oben Gesagten muß die Stelle bei Richerus Senoniensis [3] doch etwas nachdenklich stimmen; derselbe sagt von den Tataren: Quidam eos a Tharso Ciliciae nominatos dicebant. Alii vero asserebant eos Iudaeos illos esse, quos ferunt ab Alexandro rege magno intra Caspios montes quondam fuisse inclusos. In der gleichfalls der bewegten Zeit der Kreuzzugsidee zu Anfang des 13. Jahrhunderts entstammenden Relatio de rege David erscheint der Priesterkönig Johannes als rex Israel und der erwartete König David als sein Sohn [4]. Über letzteren hatten die persischen Astrologen geweissagt, daß er dem Perserreiche ein Ende machen werde. Dieser Bericht mutet denn doch recht altertümlich an.

Alle die Stoffe, die uns in diesem Sagenkomplexe entgegentreten, sind nach einer Alexandersage gearbeitet, aber nicht nach der des Pseudo-Kallisthenes, sondern nach einer Alexandersage, die gleich der im Pseudo-Methodius erhaltenen noch ihren apokalyptischen Grundcharakter bewahrt hatte. Wir haben die gleiche Quelle anzunehmen, die auch die syrische Legende benutzte; das zeigt sich — von der Gog- und Magogsage abgesehen — namentlich in dem gleichen Zuge der Reichsübergabe, der in beiden Sagen noch zu erkennen ist. So ist die späte Legende vom Priesterkönig geeignet, den Beweis, daß Alexander der Held einer apokalyptischen Weissagung gewesen ist, zu verstärken, aber sie stützt damit auch unsere Behauptung, daß Züge des Oannesmythus auf Alexander übertragen wurden. Wie dieser Übergang vor sich ging, zeigt ja das Beispiel der babylonischen Sage, die ihren König Nimrod schlichtweg Johannes nennt — ein Vorgang, den die Danielapokryphe vermutlich einfach wiederholt.

---

[1] Impostoris cuiusdam Epistola ad Fridericum II. Imp., in *J. T. Schannat*, Vindemia litterariae (Fuldae et Lipsiae 1723), 206. Vgl. *R. Röhricht*, Regesta regni hierosolymitani 1097—1291, ad a. 1249 (Oeniponti 1893), 313. Kampers, Kaiseridee 80 u. 200. [2] Zarncke S. 21f.

[3] *Richerus Senoniensis* in Mon. Germ. SS. XXV, 310.

[4] Zarncke XIX, 45ff.

V.

Die Weissagung des Hystaspes und des „Zoroaster" sowie das Religionsgespräch am Hofe der Sasaniden in ihrer Bedeutung für die Alexandersage und Alexanderprophetie.

1. Die Weissagung des Hystaspes und des „Zoroaster".

Der merkwürdige religiöse Synkretismus der hellenistischen Zeit schuf, aus der biblischen und orientalischen Eschatologie schöpfend, das Urbild der mittelalterlichen Prophezeiungen über Weltlauf und Weltende, in dessen Mittelpunkt der Fall Roms und die messianische Sabbatzeit steht. Dieses Ineinanderfluten religiöser Ideen offenbart sich überaus charakteristisch in den der frühesten christlichen Zeit angehörenden Prophezeiungen, die dem Mederkönig Hystaspes und dem Zoroaster oder Nimrod zugeschrieben wurden. Die Prophezeiung des Hystaspes, der nach Ammianus Marcellinus[1] während seines Aufenthaltes bei den indischen Brahmanen von diesen „die Gesetze der Welt und der Gestirne sowie reine religiöse Gebräuche lernte", ist uns nicht erhalten; jedoch sind wir über ihren Inhalt ziemlich gut orientiert. Nach Justin war darin der künftige Untergang der Welt durch Feuer geweissagt, und in der von Clemens Alexandrinus citierten Praedicatio Petri et Pauli wird behauptet, daß derselbe das Erscheinen des Sohnes Gottes, dessen Kampf mit vielen Königen und dessen Standhaftigkeit geweissagt habe; nach Lactantius endlich wurde der Untergang des römischen Reiches darin vorhergesagt, und weiter, daß in der letzten Zeit die Frommen und Gläubigen zu Zeus um Hilfe flehen, daß Zeus sie erhören und die Gottlosen vernichten werde[2].

Professor Ernst Kuhn vermutet scharfsinnig „in diesen Weissagungen des Hystaspes ein in ziemlich frühe Zeit zurückgehendes Werk mit dem naheliegenden Zwecke, unter den von hellenistischer Kultur beeinflußten Mazdayasniern für das aufstrebende Christentum Anhänger zu werben, dessen Verfasser die ihm bekannten Prophezeiungen vom Saošyās und die Verheißung des Messias miteinander zu verbinden und die schmucklose Erzählung des Matthäus-Evangeliums von den Magiern aus dem Osten durch Aufnahme iranischer Elemente zu beleben suchte"[3].

---

[1] 23, 6, 32—33, ed. V. Gardthausen. 327 sq.

[2] *Iustin.*, Apol. I. 20: Praedicatio Petri et Pauli bei *Clem. Alex.*, Strom. 6, 5, 42—43. *Lactantius*, Instit. 7, 15, 19 u. 18, 2—3. Vgl. Lücke, Einleitung in die Offenbarung des Johannes, 2. Aufl. (1852), 237—240 und E. Schürer, Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi III[3] (Leipzig 1898), 450 ff.

[3] E. Kuhn, Eine zoroastrische Prophezeiung im christlichen Gewande, im Festgruß

Interessanter noch ist die andere Weissagung des Zoroaster[1], welche die Spuren des religiösen Synkretismus noch deutlicher zur Schau trägt. In der einen Fassung geht das Vaticinium unter dem Namen Seths einher. Diese Überlieferung „findet sich in dem sogen. Opus imperfectum in Matthaeum, einem lateinischen, aber wohl aus dem Griechischen übersetzten Texte, welcher schon frühzeitig dem heiligen Johannes Chrysostomus zugeschrieben wurde und in dieser Eigenschaft von Papst Nikolaus I. in seinem Schreiben an die Bulgaren[2], ferner im Decretum Gratiani, bei Thomas von Aquin, Vincenz von Beauvais u. a. als vollkommene Autorität citiert wird, während sein arianischer Ursprung und seine Abhängigkeit von apokryphen, zum Teil wohl gnostischen Quellen seit Richard Simon[3] und seit Montfaucon[4] als erwiesen gelten können“. Hier[5] wird erzählt, wie sich das Buch des Seth von Generation auf Generation bei den Sterndeutern vererbt. Jedes Jahr steigen die letzteren auf den Mons Victorialis, der durch eine Felsenhöhle, Quellen und herrliche Bäume ausgezeichnet ist, allwo sie auf das Erscheinen des verheißenen Sternes harren, der endlich ihnen erstrahlt: habens in se formam quasi pueri parvuli, et super se similitudinem crucis. Sie brechen, zwölf an der Zahl, auf, finden den Heiland und werden später in der Heimat vom Apostel Thomas getauft[6].

Eine andere Fassung überliefert im 13. Jahrhundert aus frühen Quellen schöpfend Salomon von Basra in seinem viel verbreiteten Bienenbuche[7]. Hier wird gleichfalls von Zoroaster, der unter verschiedenen biblischen Namen auf-

---

an Rud. v. Roth (Stuttgart 1893) 217. Die Frage, ob die Weissagung jüdischen — wie Schürer a. a. O. annimmt — Ursprungs gewesen und später erst auf den Erlöser gedeutet sei, oder ob sie von Anfang christlich gefärbt war, muß wohl offen bleiben.

[1] Daß bei den Gnostikern eine Apokalypse des Zoroaster im Umlauf war, ist gewiß. Vgl. die Zusammenstellung darüber bei E. Bratke, Das sogenannte Religionsgespräch am Hofe der Sasaniden, in Texte und Untersuchungen, N. F. IV, 3 (Leipzig 1899), 174 und Anm. 5.

[2] Bei *Mansi,* Conciliorum Collectio XV, 403.

[3] Histoire critique des principaux commentateurs du Nouv. Testam. (Rotterdam 1693) 191—206.

[4] Ausgabe des Ioh. Chrysostomus tom. VI in *Migne,* Patr. gr. LVI (1859), 601 sq. Für alle Angaben siehe Kuhn S. 218.

[5] Siehe die Stelle u. a. in *Migne,* Patr. gr. LVI, 638.

[6] Kurz sei auf die verwandten Züge in der späteren Kreuzessage, in der Seth das göttliche Kind im Gipfel des Lebensbaumes erblickt und vom Erzengel Michael die Prophezeiung der Welterlösung erhält, sowie auf die ähnliche Behandlung der Legende von den heiligen drei Königen im Briefe des Priesterkönigs Johannes hingewiesen. Elemente dieser gnostischen Überlieferung finden sich außer in der gleich zu erwähnenden Schatzhöhle auch bei Jakob v. Edessa. Vgl. u. a. Eb. Nestle, Marginalien und Materialien (Tübingen 1893) 71 f.; Dionysius von Tellmahre, Annalen, 1. Buch, hrsg. von Tullberg (1850, S. 17) u. a. Bratke S. 175 f.

[7] Veröffentlicht von A. W. Budge in Anecdota Oxoniensia, Semitic Series, vol. I, part 2 (1886), 81—86. Vgl. Iselin, Bemerkungen zu Schürers Geschichte ꝛc., in der Zeitschrift f. wissenschaftliche Theologie XXXVII (1894), 327. Bratke S. 174.

tritt, und den Salomon selbst den zweiten Bileam nennt, über den Messias, den im Osten bei dessen Geburt erschienenen Stern und die Reise der zwölf Magier prophezeit.

Am Ende der Tage soll der Messias im Schoße der Jungfrau Leben gewinnen. Er wird aus Zoroasters Geschlecht hervorgehen und, fügt der Prophet bei: „Ich bin er, und er ist ich; er ist in mir, und ich bin in ihm."[1]

Unter dem Seth der ersten Weissagung ist gleichfalls Zoroaster zu verstehen[2], und beide Prophezeiungen gehen zurück auf die iranischen Überlieferungen von Saošyās, der von der Jungfrau Eredhatfedhri aus dem Stamme der dortigen Frommen am Ende der Tage auf dem „Gottesberge" in wunderbarer Weise während eines Bades vom Samen Zarathuštras empfangen wird[3].

Bemerkenswerterweise findet sich in der „Schatzhöhle", jener tiefsinnigen Schöpfung des syrischen christlichen Morgenlandes aus dem 6. Jahrhundert, statt des Namens Zoroaster der des Nimrod[4]. Hier lehrt Jonton, Noahs Sohn — zweifellos der mittelalterliche Jonithus — den König Nimrod „die Weisheit und Gelehrsamkeit des Orakels"[5]. Nimrods Orakel deutete die Erscheinung des Sternes so, „daß ein König in Juda geboren werden würde"[6]. Hier erscheint auch unter den zwölf nach Jerusalem pilgernden Königen der König von Seba. Ähnlich ist die arabische Fassung dieser Prophezeiung, welche auf die jüdische Haggada zurückgeht. Nach dieser gehört der Vater Abrahams, Thârich oder Azar, zu Nimrods Umgebung, und als die Sternseher dem Könige verkündeten, daß unter seiner Regierung ein Knabe zur Welt kommen werde, der dereinst seine Götzenbilder zertrümmern und seinen Glauben verhöhnen werde, ließ dieser alle Neugeborenen töten. Abraham wurde jedoch erhalten und später, von Nimrod in den Feuerofen geworfen, durch göttlichen Beistand errettet[7].

Die Weissagung des Hystaspes steht durch ihren Haß gegen das römische Weltreich ganz im Bannkreise der großartigen, universalhistorischen Weltauf-

---

[1] A. Harnack, Geschichte der altchristlichen Litteratur II, 1 (Leipzig 1897), behandelt die Stelle des Mar Salomon in der Biene S. 89 des syrischen Textes: Die Weissagung des Zaradoscht über unsern Herrn; dieser Zaradoscht aber ist eine und dieselbe Person mit Baruch dem Schreiber . . . Von meiner Familie wird er kommen. Ich bin er, und er ist ich.

[2] Vgl. A. Harnack, Geschichte der altchristlichen Litteratur bis Eusebius I, 1 (Leipzig 1893), 168. [3] Beweis bei Kuhn S. 219.

[4] Ebenso Clement. Homil. 9, 4 sq. (*Migne* II, 244): Ζωροάστρης μετωνομάσθη διὰ τὸ τὴν τοῦ ἀστέρος κατ' αὐτοῦ ζῶσαν ἐνεχθῆναι ῥοήν. Die Griechen hätten ihn Zoroaster genannt. *Clem. Rom.*, Recognit. 4, 27—29 (*Migne* I, 1326), identifiziert Zoroaster mit Ham aus der Familie des Noah. Vgl. *A. V. W. Jackson*, Zoroaster, the prophet of ancient Iran (NewYork 1899) 125.

[5] Die Schatzhöhle, aus dem syrischen Texte übersetzt von C. Bezold (Leipzig 1883), 33. [6] Ebd. S. 57.

[7] M. Grünbaum, Neue Beiträge zur semitischen Sagenkunde (Leiden 1893) 94. (J. v. Hammer,) Rosenöl I (Stuttgart und Tübingen 1813), 45.

fassung Daniels; in den dem Zoroaster oder Nimrod zugeschriebenen Prophezeiungen tritt direkt Danielischer Einfluß nicht hervor. Immerhin aber müssen wir bei diesen den letzteren voraussetzen. Die Weissagungen mögen entstanden sein, um gerade durch die Verquickung verwandter Ideen bei den iranischen Orientalen für das Christentum Stimmung zu machen; in der Übernahme dieses Aussöhnungsversuches zwischen Mazda-Religion und Christentum durch syrische und hellenistische Christen spricht sich jedoch das gleiche universalhistorische Verständnis der Menschheitsgeschichte aus. Der Begründer des ersten Weltreiches, Nimrod, sah bereits den kommenden Erlöser voraus, ebenso wie der König des zweiten, Hystaspes, über ihn im Sinne der jüdischen Sibyllinen prophezeite. Das kann unmöglich ein bloßes Spiel des Zufalles, ein unverstandener Reflex orientalischer Sagen sein; das ist bewußte dichterische Idealisierung des weltgeschichtlichen Systems Daniels, die am unverkennbarsten und köstlichsten in der mitgeteilten Sage von Abrahams, des Stammvaters des messianischen Volkes, Geburt in die Erscheinung tritt. Auch die schon früh anhebende poetische Ausschmückung der Legende von den heiligen drei Königen ist nach dieser Richtung hin bedeutsam; die absterbende orientalische Welt huldigt in ihren Vertretern dem fleischgewordenen Messias.

Indes ist es nicht allein jene universalhistorische Auffassung, die uns interessiert; die Weissagung ist nämlich auch für die Alexandersage von Bedeutung. Rein äußerlich freilich hat diese Prophetie des wunderlichen religiösen Synkretismus mit unserer Alexandersage nichts zu thun; das Bild ändert sich aber sofort, wenn wir sehen, daß auch Alexander Anspruch darauf erheben kann, als jener unter dem Stern geborene Messias angesehen zu werden.

In den dem Kaiser Leo VI. (886—911) zugeschriebenen Weissagungen[1] finden sich 16 Bilder mit ebenso vielen, aber nicht immer ganz entsprechenden Deutungen, woran sich die Paraphrasis eines Anonymus reiht. Bousset hat nachgewiesen[2], daß diese Orakel dem Hause der Komnenen den Untergang weissagen und angesichts des drohenden Sturzes dieses Geschlechts im Jahre 1180 geschrieben sind. Ersichtlich verarbeiten diese Prophetien — die nachher zu bietende Parallele mit Pseudo-Methodius wird das bekräftigen — altes Gut apokalyptischer Tradition. Uns interessieren die Bilder 10 bis 16. Im zehnten sieht man einen leeren Thron; das Geschlecht der Komnenen wird dahinsinken, und ein neuer Herrscher wird kommen. Ein Einhorn mit dem Halbmond als Abzeichen des Ansturms des Islam erscheint im elften Bilde, woraus, wie Bousset treffend bemerkt, allein schon hervorgeht, daß hier ältere Traditionen benutzt wurden, da in der letzten Zeit der Komnenen vom Islam keine sonderliche Gefahr drohte. Ein nackter Mann erhebt sich im zwölften Bilde aus einem Sarkophag, vor welchem ein Engel steht. Dem Auferstehenden bläst im dreizehnten Bilde ein Engel Odem in den Mund,

[1] *Migne*, Patr. gr. CVII, 1121. [2] Bousset, Beiträge 282.

woraus hervorgeht, daß beide Bilder das Erwachen des Zukunftskaisers zur Darstellung bringen wollen, welcher im vierzehnten Bilde bereits im kaiserlichen Ornate dasteht, und über den im fünfzehnten ein Engel die Schale des Segens ausschüttet. Das sechzehnte Bild zeigt den Kaiser neben dem Patriarchen von Konstantinopel. Die dann folgenden Weissagungen werden wir später kennen lernen; an dieser Stelle interessiert uns vor allem die von einem anonymen Autor herrührende Paraphrasis zu diesen Orakeln, denn in ihr wird der Herrscher durch seinen Anfangsbuchstaben charakterisiert: γράφεται δὲ καὶ ἀπὸ τοῦ πρώτου γράμματος ἐν τῷ ὀκτωκαιδεκάτῳ (ἤτοι ἐν τῷ τριακοσιοστῷ πρώτῳ). Boussets[1] zweifelnd gegebener Erklärungsversuch: „Er wird geschrieben vom ersten Buchstaben bis zum achtzehnten?" ist unbedingt richtig; wir erhalten dadurch α und σ und als Namen — Ἀλέξανδρος[2]. Ausdrücklich wird dann hinzugefügt, daß bei dessen Erscheinen ein heller Stern erglänzen wird; „ein Heroldruf wird erschallen, zwei Engel in Eunuchengestalt finden den König und führen ihn herbei. Unter Wundern vollzieht sich seine Krönung. Der leuchtende Stern fällt hernieder. Mit himmlischem Licht wird der König gesalbt. Er wird den Islam besiegen und dann nach Zion hinaufziehen."[3] Die hier hervortretende Sage vom wiederkehrenden Alexander wird uns bei der Würdigung des Pseudo-Methodius beschäftigen; vorerst interessiert uns einzig der Stern, der sein Erscheinen begleiten soll. Dieser Stern ist hier nicht allein bezeugt, wir finden ihn auch in einer weiter unten abgedruckten Stelle des Lampridius, nach der er apud Aream Caesaream erscheinen wird. Diese Erzählung des Lampridius thut in Verbindung mit jener merkwürdigen Paraphrase dar, daß noch im 3. Jahrhundert eine apokalyptisch gefärbte Alexandersage umlief; denn die Erscheinung des Sternes kann man nach dem Vorgang der Hystaspessage nur als messianisches Attribut deuten. Nun scheint mir auch helles Licht zu fallen auf die von Cicero[4] mitgeteilte alte Sage, die nach der Geburtsnacht Alexanders des Großen die Geburt des Verderbers Asiens verkündete; diese Stelle ist meines Erachtens nur so zu interpretieren: die Magier prophezeiten das Auftreten Alexanders, nachdem sie während der Nacht seinen Stern gesehen hatten. Diese Interpretation zwingt uns allerdings die Annahme auf, daß diese Sternsage nicht auf den biblischen Bericht über den bethlehemitischen Stern zurückgeführt werden darf. Schon die Untersuchungen von Boll weisen auf einen Stern hin, der für Cäsars Geist gehalten wurde[5]. Die mannigfachen

[1] Beiträge 284, Anm. 2.

[2] Statt τριακοσιοστῷ ist διακοσιοστῷ zu lesen, dann ergeben die Zahlzeichen gleichfalls α und σ. [3] Bousset a. a. O. 284.

[4] De divin. 1, 23, 47. Vgl. H. Usener, Religionsgeschichtliche Untersuchungen (Bonn 1889) 37.

[5] F. Boll, Beiträge zur Überlieferungsgeschichte der griechischen Astrologie und Astronomie, in den Sitzungsberichten der philos.-philol.-hist. Kl. d. k. bayr. Akad. d. Wissensch. 1899, S. 123. Vgl. u. a. *Plinius,* Hist. nat. 2, 94. Weiteres über diesen Stern bei *E. Beurlier,* Le Culte impérial (Paris 1891) 9 sv. In diesem Zusammenhange sei die Stelle *Horat.,* Od. 1, 12 hierhergesetzt: micat inter omnes Iulium sidus.

Äußerungen zeitgenössischer und späterer Schriftsteller über diesen Stern, der des Augustus Kaisertum inaugurieren sollte, zeigen, daß derselbe mit dem bethlehemitischen gar nichts zu thun hat. Desgleichen deutet eine von Beal mitgeteilte Miscelle auf die Präexistenz einer derartigen Sternsage hin. Hier heißt es: During the after-Han dynasty of the family Liu, which at Loyang (the eastern capital), there appeared to King Ti, the second emperor, in the third year of the Yung P'ing period (i. e. A. D. 60) in a dream a golden flying figure above his head, the glory of the sun and moon, which hovered above the vestitute of the palace. On inquiry, the historiographer, Fu'-yih, said he had heard that there was a divine being (Shin) in the West, called Buddha, who had come down to earth, and that the dream had something to do with this. Es wird darauf eine Kommission von 18 Mitgliedern nach Indien geschickt[1]. Es scheint, daß wir hier einer uralten Tradition gegenüberstehen, die vielleicht mit der biblischen von dem Stern, der aus Jakob aufgehen werde[2], in Zusammenhang gebracht wurde.

Die religiösen Anschauungen fluten in all diesen Sagen so merkwürdig durcheinander, daß wir Werden und Verschmelzen derselben nicht mit Sicherheit verfolgen können; für uns hat sich indes ein festes Resultat ergeben: auch Alexander der Große galt als der in den religiös synkretistischen Weissagungen durch einen Stern ausgezeichnete Messias. Die folgenden Untersuchungen, welche uns Reste messianisch gehaltener heidnischer Alexanderorakel vorführen und uns gleichfalls den Stern des Messias-Alexander zeigen werden, stützen dieses Resultat.

2. Das sogen. Religionsgespräch am Hofe der Sasaniden.

In ganz eigenartiger, stellenweise kaum noch wahrnehmbarer Weise ist die Alexandersage und Alexanderprophetie zu dem sogen. Religionsgespräch am Hofe der Sasaniden verarbeitet, dessen erneute, kritische Edition wir Bratke verdanken. Letzterer vermutet, daß dieses interessante Denkmal des religiösen Synkretismus noch dem 5. Jahrhundert angehört, sicherlich aber vor dem Untergange der Sasaniden abgefaßt wurde[3]. Mangel an historischem Sinn und Lust am Fabulieren zeichnen den Autor dieses Religionsgespräches aus. Seine fingierte religiöse Disputation zwischen den Vertretern

[1] Darauf wies mich die Liebenswürdigkeit des Herrn Prof. Dr. E. Kuhn hin. *S. Beal,* Abstract of four lectures on Buddhist literature in China (London 1882) 3. Vgl. auch *S. Beal,* Buddhism in China, in der London Society for promoting Christian Knowledge (1884) 51 f., wo das Ereignis in das Jahr 61 gesetzt ist. Von einem Stern, der die Geburt Mohammeds den Chinesen mitteilte, ist die Rede bei Schöbel, L'histoire des rois mages, in der Revue de Linguistique XI (1878), 285 sv. Dort auch Zusammenstellungen über den biblischen Stern der Weisen. Über die an den Stern geknüpften messianischen Erwartungen der vorchristlichen Zeit einiges auf S. 220 f.

[2] Num. 24, 17. Vgl. auch Bratke S. 173 f.

[3] Bratke a. a. O. 271, an den wir uns zunächst anschließen.

des orthodoxen christlichen Glaubens und den Hellenen und Persern, den Juden und christlichen Separatisten, den Samaritanern und Buddhisten vor dem wirkungsvollen Hintergrunde des Lebens und Treibens am Perserhofe gehört wegen seiner Quellen, seines Zweckes und seiner Anlage zu den hervorragendsten Litteraturwerken dieser Art. Nicht ohne Geist und Geschick hören wir den Autor, stellenweise unter Erhebung zu packendem dramatischem Schwung, die volle Gottheit und Menschheit Jesu verteidigen, die Herrlichkeit der Gottesmutter feiern, die Askese als das wahre Lebensideal des Christen preisen. Der Autor strebt eine Verständigung zwischen Christentum und Heidentum an, und zwar nicht zuletzt dadurch, daß auch die heidnischen Orakel und Aussprüche heidnischer Philosophen als Zeugen für die Wahrheit des christlichen Glaubens herangezogen werden.

Wir begnügen uns damit, hier alle diejenigen Punkte aus dem Gespräche herauszuheben, bei welchen unsere kritische Würdigung einzusetzen hat. Die beiden wichtigsten Stücke des Religionsgespräches: die Kassandersage und die Sage vom Sternorakel im Heratempel und der Reise der Magier nach Bethlehem, kommen auch für uns am meisten in Betracht.

Bratke beginnt seine Untersuchung über die litterarischen Quellen dieses Denkmals des religiösen Synkretismus mit dem Satze: „Im Religionsgespräch kommen mehrere angeblich griechisch-heidnische Zeugnisse über Christus und die Wahrheit des Christentums vor, welche den Verdacht erregen, daß sie zu Gunsten der christlich-antiheidnischen Apologetik und Polemik unternommene Fälschungen sind. Denn entweder wollen sie vorchristliche Weissagungen sein — thatsächlich aber fußen sie auf der neutestamentlichen Überlieferung — oder sie sind apokryphen Personen in den Mund gelegt und spotten der beglaubigten Geschichtsüberlieferung.“ [1] Derartige vermeintliche hellenische Weissagungen über Christus, welche die Veranlassung zu der im Religionsgespräch geschilderten Disputation zwischen den Vertretern der verschiedenen Religionssysteme geben, lesen wir in der Kassandersage[2]. Der Herausgeber faßt die Bedeutung derselben in die Worte zusammen[3]: „Sie mußten in der That die nicht christlichen Griechen reizen. Denn sie sind eine durch beabsichtigte Zweideutigkeit der Rede zwischen Anspielungen auf Alexander den Großen und seine Mutter und solchen auf Christus und die Maria schillernde, zur Verherrlichung der beiden letzteren klug ersonnene Orakeldichtung.“

Stellen wir zunächst, um die Richtigkeit der Behauptung Bratkes prüfen zu können, die Orakelstellen zusammen. Das erste Orakel[4] wird der Pythia in den Mund gelegt; es lautet: Φίλιππος (Ὀλυμπιάδος παῖς, Πελλαῖος, ἰὼν τόπους ἄνω Ἀσίας) ὑπέρτερον γῦρον ἅπαντα κυκλεύοντα ὠλένῃ πανσθενεῖ τύψει. Bratke hat hier mit glücklicher Hand die Worte Ὀλυμπιάδος παῖς eingesetzt unter Berücksichtigung des Zusammenhanges und der Reste der handschriftlichen Zeugnisse. Zu den andern Worten des verkümmerten Orakel-

[1] Bratke S. 129.
[2] Text bei Bratke S. 5, 11 bis S. 9, 5.
[3] Ebd. S. 140.
[4] Ebd. S. 6, 10f. und S. 140 auch für das Folgende.

spruches heißt es bei Bratke: „Φίλιππος, d. h. Pferdefreund, heißt Alexander in der Orakelsprache wegen seines gerade vom Pseudo-Kallisthenes rührend geschilderten Verhältnisses zum Bucephalus; von Πέλλα, der Hauptstadt Macedoniens, wird er Πελλαῖος genannt; ἰὼν τόπους ἄνω Ἀσίας steht für prosaisches ἰὼν εἰς τοὺς τόπους τοὺς ἄνω τῆς Ἀσίας; doch ist statt τοὺς ἄνω τῆς Ἀσίας auch τῆς ἄνω Ἀσίας denkbar, das, wie Pape-Benseler zeigt, Oberasien, d. i. Ostasien, im Gegensatz zu ἡ κάτω Ἀσία = Kleinasien, bezeichnen würde."[1] Daß dieser Φίλιππος aus Macedonien kam, zeigt die verwunderte Bemerkung der Fragesteller nach Empfang des ersten Orakels[2]: Τρισκατάρατε, περὶ γυναικὸς ἠρωτήσαμεν· μὴ γὰρ περὶ ἀνδρὸς ἐκ Μακεδονίας ἤξαντος. Dann heißt es weiter: ἡ δὲ (Pythia) λέγει αὐτοῖς ὅτι ἀήττητοι καιροὶ ἤρξαντο ἀνίστασθαι· καὶ αὐτὴ γὰρ κἀκεῖνος καὶ οἱ μετ' αὐτοῦ ἄνδρες πάντας νικήσουσιν, was augenscheinlich eine Bestätigung, Wiederholung oder Erläuterung des ersten Orakels sein soll. Was die dramatische Einkleidung dieser Orakel angeht, so müssen wir auf Bratkes[3] eingehende Ausführungen verweisen; wir notieren daraus nur seine aus dem Worte ἤξαντος geschlossene Behauptung, daß Alexander für die Fragesteller eine vergangene, uninteressante Größe ist. „Der ganze erdichtete Vorgang", sagt Bratke wörtlich, „spielt also nach Alexanders Epoche. Wahrscheinlich haben wir uns vorzustellen, daß er in die Zeit kurz vor Christi Geburt fällt." Dem gegenüber möchten wir aber hier schon auf das auch auf Alexander bezügliche Futurum νικήσουσιν hinweisen.

Das zweite Orakel lautet[4]: Ἀνὴρ γάρ τις ἡβῶν (ἡμῶν haben andere Handschriften) εὐνῆς μιγάδος ἐνεργὲς ὢν κύημα, τρυτάνης θεοῦ ἀηττήτου ἀήττητον ἔχων ῥοπήν, τὸν ἀτέρμονα κόσμον ὡς ὠὸν κυκλώσει, πάντας δόρατι ἀλῶν. Das ἡμῶν ließe sich nur auf Alexander anwenden, da es in Verbindung mit ἀνήρ soviel sagt wie: ein Landsmann von uns[5].

Während diese beiden Orakel sowohl Christi wie Alexanders Herkunft, Wesen und Thaten in verhüllter Form vorherverkünden, giebt das folgende Orakel des Apollo die klare Wahrheit[6]: Στραφεὶς ὁ τρίπους τρίτην στροφήν, φησίν, ὁ προφήτης πυθμεύει· τριττὰ γὰρ τούτων· ἑωσφόρος τις οὐρανοπεμπὴς γῆς πεδίσματι, παρεὶς ἔνδον ὕλεων οἰκεῖ, νηδύϊ κόρης δέμας ἑαυτῷ ἀναπλάττων· οὔνομα δὲ αὐτῆς δὶς ἑβδομήκοντα ἕξ· ὃς τὰς κοιρανίας καὶ πᾶν ἱερὸν ὑμῶν σέβας καθελὼν ἐπὶ τὴν ἄκραν τῆς πανόλβου σοφίης μετάξει παντὸς κλέους τὸ γέρας. Der Erzähler, Aphroditian, faßt seine Meinung über die Orakel zusammen in die Worte[7]: Ὡς μεγάλα τινά ἐστε διδάξαντες, ἅπερ με, φησίν, καθ' ὑμᾶς λανθάνουσιν, ὅτι περὶ τοῦ Μακεδόνος καὶ τοῦ Χριστοῦ ὑμῶν εἴρηται· ἀλλ' ὁ μὲν Μακεδὼν ἀκαίρως ταῖς ἐπαρχίαις Περσῶν ἐπιβὰς εὐκαίρως αὐτῶν ἀφέστηκεν, ὁ δὲ Χριστὸς ἡττηθεὶς ἐνίκησε τῶν ἐπιβούλων καταισχύνας τὰ ἐπιχειρήματα. Aus diesen Worten geht hervor, daß es

---

[1] Bratke S. 146. [2] Ebd. S. 7, 2 f.
[3] Ebd. S. 140 f. [4] Ebd. S. 8, 7—9. [5] Ebd. S. 142.
[6] Ebd. S. 8, 19 bis S. 9, 5. [7] Ebd. S. 9, 6.

keinem Zweifel unterliegt, daß von Alexander und von Christus gesprochen wurde. Bezüglich des εὐκαίρως αὐτῶν ἀφέστηκεν bemerkt Bratke, daß es im Gegensatze zu dem Endsiege Christi bedeuten soll, daß Alexander zur rechten Zeit darauf verzichtete, Persien zu erobern, d. h. sein Ziel zu erreichen.

Stellen wir nunmehr auch den Sagenstoff des andern Teils des Religionsgespräches zusammen. Die hier gebotene Erzählung vom Sternwunder ist uns nur in diesem Religionsgespräch überliefert; der Text sei in der Überlieferung Useners[1] ohne Rücksicht auf die belanglosen Varianten der Neuedition Bratkes[2] hierhergesetzt. Die Erzählung, welche die Vorgänge schildert, durch die in Persien die Geburt Christi angekündigt und die Sendung der Magier veranlaßt wurde, wird dem Hofbeamten, Aphroditian, in den Mund gelegt. Ihr Schauplatz ist ein Heiligtum der Hera, das Cyrus hinter dem königlichen Palast gegründet und mit goldenen und silbernen Bildsäulen der Götter geschmückt haben soll. Die Erzählung beginnt nach diesen Vorbemerkungen: „In jenen Tagen, so melden die beschriebenen Tafeln, trat der König in das Heiligtum, um Traumbilder sich deuten zu lassen. Da sagte zu ihm der Priester Pruppipos: Ich beglückwünsche dich, Herr, die Hera ist schwanger geworden. Der König lächelte und sprach: Die Tote ist schwanger geworden? Der aber sagte: Die Tote ist aufgelebt und zeugt Leben. Und der König fragte: Was soll das? sprich deutlicher. Wahrhaftig, Herr, zur rechten Stunde bist du hierhergekommen. Denn die ganze Nacht sind die Götterbilder am Tanzen geblieben, die männlichen wie die weiblichen, und sprachen untereinander: Kommt, laßt uns der Hera unsere Mitfreude bezeugen! Und zu mir sagten sie: Prophete, komm, freue dich für die Hera, daß sie geliebt worden ist! Und ich sagte: Wie konnte sie geliebt werden, die nicht ist? Sie antworteten: Sie ist aufgelebt, und nicht mehr Hera heißt sie, sondern Himmelskönigin (Οὐρανία), denn der große Helios hat sie geliebt. Die weiblichen (Götterbilder) sprachen zu den Männern, um die Sache zu verkleinern: Die Quelle (Πηγή) ist es, die geliebt worden; Hera hat doch nicht einen Zimmermann gefreit? Und es sprachen die Männer: Daß sie Quelle mit Recht heißt, geben wir zu; Tausendschön (Μυρία) aber ist ihr Name, sie, die in ihrem Mutterleibe, wie in einem Meere, ein Schiff von tausend Lasten trägt. Und wenn sie zugleich Quelle ist, so ist das so zu denken: eine Quelle des Wassers nämlich läßt sie unaufhörlich den Quell des Geistes strömen; einen Fisch allein hat sie, der mit der Angel der Gottheit erfaßt wird, der die ganze Welt (Menschheit), wie sie gleichsam im Meere ihr Dasein fristet, mit eigenem Fleische nährt. Ihr habt recht: einen Zimmermann hat sie (zum Manne), aber nicht aus dem Ehebett stammt, den sie gebiert, der Zimmerer; eben dieser Zimmerer, der da geboren wird, der Sohn des Oberzimmerers, hat das dreifache Himmelsdach gezimmert durch allweise Künste, indem er dies dreihäusige Firmament durch das Wort festigte.

---

[1] Usener, Religionsgeschichtliche Untersuchungen 1, 33 f. [2] Bratke S. 11.

„Es blieben dann die Bildsäulen im Streit um Hera und Quelle, und einstimmig sagten sie: Wenn der Tag sich vollendet, werden wir alle, Männer und Frauen, Genaues wissen. — Jetzt also, Herr, bleibe hier den Rest des Tages, denn jedenfalls wird die Sache volle Enthüllung finden.

„Der König blieb, und während sein Auge auf den Bildsäulen ruhte, begannen plötzlich die Harfenspielerinnen die Harfen zu schlagen und die Musen zu singen, und was alles drinnen war von Vierfüßlern und Vögeln, silbernen und goldenen, ließ ein jedes die eigene Stimme erschallen. Da befiel den König Schauer, und ganz von Furcht erfüllt, wollte er sich zurückziehen; denn er vermochte nicht das Gewirre der unwillkürlichen Laute zu ertragen. Es sprach zu ihm der Priester: Bleibe, König; denn nahe ist die vollkommene Enthüllung, die der Gott der Götter uns zu offenbaren beschlossen hat.

„Und wie dies so gesprochen war, da that sich die Decke auf, und herab stieg ein leuchtender Stern und blieb stehen über der Bildsäule der Quelle, und eine Stimme ließ sich folgendermaßen vernehmen: Herrin Quelle, der große Helios hat mich abgesandt zu dir als Verkünder zugleich und Diener unbefleckter Zeugung, die er an dir vollzieht; Mutter wirst du des ersten unter allen Rangordnungen, Braut bist du der dreinamigen Gotteinheit; es heißt aber das ungezeugte Kindlein Anfang und Ende, Anfang des Heils, Ende der Verdammnis. Und da diese Stimme erklungen war, fielen alle Bildsäulen aufs Antlitz, während allein die Quelle stehen blieb; und es fand sich an ihr eine Königskrone befestigt, auf der ein aus Karfunkel und Smaragd zusammengefügter Stern war; über ihr aber stand der Stern.“

„Die Götterbilder“, so resumiert Usener den weiteren Text, „bleiben am Boden liegen, und am späten Abend erscheint Dionysos im Heiligtum, nicht mit dem üblichen Gefolge von Satyrn, und verkündet jenen das Ende ihrer Macht und Ehren. Der König aber, nachdem ihm seine Zeichendeuter das Verständnis dieser Vorgänge eröffnet, sendet nach deren Weisung sofort seine Magier nach Jerusalem; und der Stern, der bisher zu Häupten der Pege gestanden, zieht nun den Magiern voran.“

Direkt scheint dieses ganze Stück mit der Alexandersage nichts zu thun zu haben; aber bereits Useners Gelehrsamkeit glaubte bemerken zu dürfen: „Der Verfasser hat die geschilderten Vorgänge in die Hauptstadt des Perserreichs, die Heimat der Magier verlegt, nach dem Vorgang der alten Sage, welche nach der Geburtsnacht Alexanders des Großen die persischen Magier die Geburt des Verderbens für Asien verkünden ließ; er hat auf diese Weise vermocht, der Ankunft der Magier in Bethlehem eine überraschende Erklärung zu geben.“[1] Usener lenkt dabei die Aufmerksamkeit auf den Stern, dessen Bedeutung für die messianische Alexanderlegende wir bereits kennen. In der That ergiebt sich schon aus Bratkes Ausführungen eine auffallende Berührung zwischen den verschiedensten Partien des Religionsgespräches mit dem

[1] Usener, Religionsgeschichtliche Untersuchungen 1, 37.

Alexanderroman, und auf eine höchst bemerkenswerte Parallele, welche Bratke entging, müssen wir selbst dabei noch hinweisen.

Wir haben oben vernommen, wie in der Fassung A′ des Pseudo-Kallisthenes plötzlich ein Vogel in den Busen Philipps schlüpfte und dort ein Ei legte. Als dasselbe zur Erde fiel, kroch ein kleiner Drache daraus hervor, der das Ei öfter umkreiste und dann den Versuch machte, in dasselbe zurückzukehren, aber verendete, bevor es ihm gelang. Die Zeichendeuter prophezeiten darauf dem Könige: Υἱός σοι ἔσται, ὃς βασιλεύσει καὶ περιελεύσεται τὸν ὅλον κόσμον τῇ ἰδίᾳ δυνάμει πάντας ὑποτάσσων· οὗτος δὲ εἰς τὰ ἴδια συστρέφων ὀλιγοχρόνιος τελευτήσει· ὁ γὰρ δράκων βασιλικόν ἐστι ζῶον· τὸ δὲ ᾠὸν παραπλήσιον κόσμῳ, ὅθεν ὁ δράκων ἐξῄει· κυκλεύσας δὲ τὸ ᾠὸν καὶ συστρέψαι βουλόμενος, πρὶν βάλῃ τὴν κεφαλὴν εἰς τὴν γεγεννηκυῖαν αὐτὸν πατρίδα, ἔξωθεν (ἔφθασεν) τελευτηκέναι (!). Zu dieser Stelle nimmt sich, wie Bratke zeigt, das Religionsgespräch aus wie eine fragmentarische Skizze zum ausgeführten Bilde. Die Vergleichung der Welt mit einem Ei und das Umkreisen des Eies durch einen Drachen gilt als das Anzeichen der Herrschaft des erwarteten Sohnes Philipps über die Welt und ist im Pseudo-Kallisthenes durch die ganze Situation begründet, während die freilich an sich schon merkwürdige Vergleichung der Welt mit einem Ei und die Weissagung, daß der Verheißene die Welt umkreisen werde, im Orakel ganz farblos ist. Ferner wurde Bratke durch Marquart darauf aufmerksam gemacht[1], „daß auch die fabelhafte Einrahmung der Orakel im Religionsgespräche zum Teil aus dem Material der Familiengeschichte Alexanders des Großen gedrechselt ist“. Die uns hier begegnenden Namen Kassander und Attalus spielen nämlich auch in der Familiengeschichte Alexanders eine Rolle. Derselbe Marquart, welcher auch die im Religionsgespräch vorkommende Namensform ΑΛΙΣΒΙΔΑ mit ΟΛΥΜΠΙΑΔΑ indentifiziert, ist nicht abgeneigt anzunehmen, daß dem Verfasser der Kassandergeschichte eine griechische Rückübersetzung aus einem jetzt nicht mehr bekannten hebräischen Alexanderroman vorlag[2]. Inwieweit dieser Gelehrte mit seiner Behauptung das Rechte getroffen hat, wird sich später ergeben. Die im Religionsgespräch vorkommende Olympias ist — um die Parallele noch weiter zu ziehen — uns auch im Roman in gleicher Weise als begnadete Gottgeliebte, die ihren Sohn auf übernatürliche Weise empfängt, geschildert. Dieselbe Einwirkung der Alexandersage treffen wir

[1] Bratke S. 145.

[2] Ebd. S. 146, Anm. 1. Herr Professor Kroll schreibt mir hierzu: „Der Verfasser des Gespräches benutzt den Roman, nicht die Sage, wie aus der wörtlichen Übereinstimmung hervorgeht.“ Ich stimme bei, wenn die Annahme zugelassen wird, daß in diesen in Betracht kommenden Teilen des Romanes Fragmente einer in vorchristliche Zeiten zurückreichenden, mutmaßlich jüdischen Tradition zu erkennen sind. Wenn daher im folgenden von Beziehungen zwischen Pseudo-Kallisthenes und dem Religionsgespräch die Rede ist, so setze ich die Interferenz einer hebräischen Alexanderlegende oder zumindest einer gemeinsamen Quelle, welche die Gog- und Magog-Sage und die Tradition von dem messianischen Charakter Alexanders noch rein erhalten hatte, voraus. Darüber Näheres weiter unten.

auch in der Erzählung des Sternwunders an. Die Beschreibung des prachtvollen Tempels berührt sich nämlich in verschiedenen Punkten mit der Beschreibung von fabelhaften Heiligtümern und von dem Palaste des Cyrus, welche Alexander im fernen Osten antrifft; auch der Gott Dionysius tritt hier wie dort bedeutsam hervor[1]. Auch daraus, daß im Religionsgespräch[2] genannte Völker fast wörtlich im Alexanderroman vorkommen, schließt Marquart auf Abhängigkeit, und derselbe Gelehrte bemerkt auch, daß die dem Religionsgespräch eigentümlichen Namen Μιθροβάδης und Πασάργαρος Anklänge an die Namen Μιθριάδης und Πασαργῆς des Romans aufweisen[3]. Ein merkwürdiger Spruch, welcher zweifellos mit dem Alexanderroman verwandt ist, sei noch aus dem Religionsgespräch herausgehoben; er lautet[4]: Βαβαῖ, πῶς ἐκοσμήθη Κασπία πύλη λίθον ὀρεινὸν λαβοῦσα, ὅνπερ οὐ χεῖρες ἐλατόμησαν ἀλλ᾽ ἡ χάρις ἐφεῦρεν, πᾶσαν τὴν πύλην δι᾽ αὐτοῦ περισφίγξασα· οὐ μόνον ἐστήρισεν αὐτὴν ἀλλὰ καὶ κεκλεισμένην ἤνοιξεν· ὁδὸς καὶ θύρα γενόμενος ὁ λίθος· θύρα ἐπὶ σεπτὴν ἄγει θύραν, καὶ ὁδὸς ἐφ᾽ ὁδὸν εἰλικρινῆ ἕλκει, πάντων τῶν ὁρώντων αὐτὴν βοώντων· Μεγάλη τῶν θεῶν ἡ δυναστεία τὸ θέλειν τὸ πρακτικὸν ἑτοιμότερον ἐχόντων. Hier finden wir unter ersichtlicher Bezugnahme auf den Alexanderroman das kaspische Thor als Gleichnis angewandt auf den Johanneischen Christus, der sich den Weg und die Thür zum Leben nennt. Die Symbolik, fügt Bratke[5] bei, wird aber dadurch noch verdoppelt, daß der Spruch die πύλη für gleichbedeutend mit λίθος gebraucht, aus dem sie hergestellt ist, und als welcher der verheißene Messias in den kurz zuvor[6] erwähnten alttestamentlichen Weissagungen bezeichnet worden war. Während nach Pseudo-Kallisthenes, meint Bratke, von der göttlichen Vorsehung das kaspische Thor für Alexander den Großen erschlossen und von diesem dann mit eisernen Thüren geschlossen worden war, werden sie hier zu einer Prophetie über den benutzt, der höher als jener vermeintliche Gottessohn ist: der wahre Gottessohn, Christus, der alleinige Weg und der Eingang zum Leben.

Es kann nach dem Vorhergesagten nicht zweifelhaft sein, daß diese messianische Rolle, welche Alexander in jenen Orakeln und zuletzt freilich in kaum noch wahrnehmbarer Gestalt in dem herangezogenen Vergleich mit dem kaspischen Thore spielt, nicht erst vom Verfasser des Religionsgesprächs erdichtet, sondern daß sie von ihm vorgefunden wurden. Wir behaupten in Gegensatz zu Bratke, daß dem Verfasser jene litterarische Strömung, welche in Alexander den kommenden Messias sah, nicht unbekannt war. Diese Behauptung, die schon durch die früheren Ausführungen genügend erhärtet ist, erhält durch die Sternsage des Religionsgespräches eine neue Stütze.

Der in der angeführten Stelle Ciceros über die Prophezeiung des Verderbens Asiens durch die Magier vorauszusetzende Alexanderstern ist als messianisches Attribut des Königs auch noch sonst bezeugt, nämlich in einer für uns

[1] Bratke S. 179. [2] Ebd. S. 38, 4f. [3] Ebd. S. 228.
[4] Ebd. S. 32, 1. [5] Ebd. S. 30, 12 und S. 31, 25.
[6] Ebd. S. 209f.

hoch bedeutsamen Erzählung des Lampridius (vom Alexanderkulte des Alexander Severus), die wegen ihrer Wichtigkeit unverkürzt hierhergesetzt sei.

Omnia imperii haec habuit (sc. Alexander Severus): primum quod ea die natus est, qua defunctus vita Magnus Alexander dicitur, deinde quod in templo eius mater enixa est, tertio quod ipsius nomen accepit, tum praeterea quod ovum purpurei coloris eadem die natum, qua ille natus est, palumbinum anicula quaedam matri eius optulit; ex quo quidem haruspices dixerunt imperatorem quidem illum, sed non diu futurum et cito ad imperium perventurum. Tum praeterea, quod tabula Traiani imperatoris, quae geniali lecto patris imminebat, dum ille in templo pareretur, in lectum eius decidit. His accessit quod nutrix ei Olympias data est, quo nomine mater Alexandri appellata est. Nutritor Philippus provenit casu unus ex rusticis, quod nomen patri Alerandri Magni fuit. Fertur die prima natalis toto die apud Arcam Caesaream stella primae magnitudinis visa est et sol circa domum patris eius fulgido ambitu coronatus. Cum eius natalem haruspices commendarent, dixerunt eum summam rerum tenturum, idcirco quod hostiae de ea villa, quae esset Severi imperatoris, adductae essent, et quas in illius honorem coloni parassent. Nata in domo laurus iuxta persici arborem intra unum annum persici arborem vicit. Unde etiam coniectores dixerunt Persas ab eo esse vincendos. Mater eius pridie quam pareret somniavit se purpureum dracunculum parere. Pater eadem nocte in somnis vidit alis se Romanae Victoriae, quae in senatu, ad caelum vehi. Ipse cum vatem consuleret de futuris, hos accepisse dicitur versus adhuc parvulus; et primum quidem sortibus

Te manet imperium caeli terraeque

intellectum est, quod inter divos etiam referetur

Te manet imperium, quod tenet imperium

ex quo intellectum est Romani illum imperii principem futurum. Nam ubi est imperium nisi apud Romanos, quod tenet imperium? Et haec quidem de Graecis versibus sunt prodita. Ipse autem, cum parentis hortatu animum a philosophia musicaque ad alias artes traduceret, Vergilii sortibus huius modi illustratus est:

Excudent alii spirantia mollius aera etc.

Fuerunt multa alia signa, quibus principem humani generis esse constaret[1].

An höchst charakteristischen, der Alexandersage entlehnten Zügen bemerken wir: einmal die hier schon ganz unverständlich gewordene Geschichte von dem Ei, durch welches die haruspices dem Kaiser die Weltherrschaft und ein kurzes Leben prophezeiten; sodann die Erscheinung des Sternes apud Arcam Caesaream; weiter die Prophezeiung des Sieges über die Persermacht; weiter

[1] *Aelii Lampridii* Alexander Severus c. 13 in Scriptores historiae Augustae, iterum recens. Herm. Peter, vol. I (Lipsiae 1884), 256sq.

die Furcht der Mutter, sie gebäre einen Drachen; endlich in merkwürdiger Einkleidung der Zug von der Fahrt gen Himmel. Daß Alexander Severus auch sonst seinen großen Namensvetter nachahmte, geht aus andern Stellen des Lampridius hervor; daß man die Worte dieses Autors: quod se Magnum Alexandrum videri volebat, so auffassen darf, daß er sich als Inkarnation des Macedoniers betrachtet wissen wollte, ist für mich wahrscheinlich[1].

Daß hier der Beweis für die Existenz einer selbständigen, vielleicht schon auf Pseudo-Kallisthenes, vielleicht auch auf ältere Vorlagen, welche sich ja teilweise schon zu Alexanders Lebzeiten als vorhanden nachweisen lassen, zurückgehenden Alexandersage im 3. Jahrhundert n. Chr. geliefert ist, bedarf keiner Erörterungen mehr. Die gleiche Stelle thut aber auch dar, daß zwischen den scheinbar getrennten Teilen des Religionsgespräches, dem Kassander-Orakel und der Sage vom Sternwunder im Heratempel ein fester innerer Zusammenhang bestand, da ja die von Lampridius bereits überlieferte Sage schon beide Bestandteile: die messianische Wertung seiner Persönlichkeit unter Benutzung der aus Pseudo-Kallisthenes bekannten Sagenzüge sowie das auch mit Alexander in Verbindung gebrachte Sternwunder enthält.

Das interessante Ergebnis, daß das Religionsgespräch auch in seinem zweiten Teile eine Alexanderprophezeiung benutzte, welche in dem König den durch einen Stern verheißenen Messias erkannte, legt uns nun aber die Frage nahe, ob vielleicht die Göttin „Quelle“ ursprünglich, bevor sie als Himmelskönigin und Gottesgebärerin vom Verfasser des Religionsgespräches verwertet wurde, in Beziehung zur sagenhaften Geschichte Alexanders stand. Da ist es nun Bratke selbst, dem das durch Lampridius gegebene, beide Teile des Religionsgespräches zusammenhaltende Band fehlte, der auf interessante Parallelen zwischen Pseudo-Kallisthenes und dem von ihm herausgegebenen Litteraturdenkmal hinweist[2]. Was im Alexanderroman bei der Schilderung des Königspalastes des Kyros von den Bildsäulen der Halbgötter, den Satyrn, den Vögeln mit Menschenstimmen, dem heftigen, plötzlich anhebenden Donner der Musikinstrumente, von dem nach griechischer Weise erbauten Haus, in dem der König selbst Audienzen zu erteilen pflegte, von dem goldenen, mit Edelsteinen ausgelegten Thron erzählt wird, finden wir auch im Religionsgespräch, dessen Wundertempel ja auch von Cyrus erbaut ist, stellenweise mit wörtlichen Anklängen wieder. Es liegt nahe, zu vermuten, und Bratke neigt dieser Annahme zu, daß das Religionsgespräch hier aus Pseudo-Kallisthenes geschöpft hat; indes berechtigt uns schon der Gang der vorhergehenden Untersuchung zu der Annahme, daß beide aus einer gemeinsamen Quelle schöpften, welche die Gog- und Magogsage sowie den messianischen Charakter des Helden noch rein bewahrt hatte. Ein wesentlicher Unterschied besteht nun freilich darin, daß die Ereignisse im Alexanderroman anscheinend nach dem fernen Indien verlegt werden, während es sich im Religionsgespräch um eine Hauptstadt Persiens und um ein Heilig-

---

[1] *Lampridius* c. 30, 3; 31, 5; 64, 3. Vgl. übrigens oben S. 42ff.
[2] Bratke S. 179. *Pseudo-Kallisthenes* 3, 28.

tum handelt, das Cyrus hinter dem königlichen Palast gegründet und mit goldenen und silbernen Bildsäulen geschmückt haben soll. Macht man sich indes die Situation im Roman klar, so werden etwaige Bedenken gegen diese Parallele sofort schwinden.

Jener der Klasse A′ angehörige Brief der Olympias[1] läßt Alexander von Babylon aus zu den Säulen des Herakles gelangen. Nach einigen Abenteuern kommt er an das Meer und segelt zu einer großen, weit im Meere liegenden Insel, allwo er eine Stadt mit großen, kostbaren Mauern und Türmen findet. Dort steht auf einem Altar ein bespannter Wagen nebst Rosselenker aus Gold und Smaragd. Es ist ersichtlich eine Insel des Helios. Von dort zurückgekehrt, zog er sieben Tage durch Finsternis und gelangte darauf zur nysäischen Flur. Allda war ein hoher Berg und auf ihm eine saphirne Ringmauer sowie Häuser aus Gold und Silber. Dort stand der wunderbare Tempel mit den Bildsäulen von Halbgöttern, Bacchantinnen und Satyrn. Der Name des Berges ist nicht genannt; es wird der Berg Meros sein, der bei Arrian[2], Diodor[3] und Curtius[4] erwähnt ist. Ersterer erzählt, daß Alexander in Nysa zu sehen wünschte, was die Sage von Bacchus' Irrfahrten erzählte, und daß er hoffte noch weiter vorzubringen als dieser Gott. Der Berg selbst wurde von ihm bestiegen. Auch nach Curtius wird dieser Berg von ihm bestiegen und ein Bacchanal auf demselben gefeiert. Curtius folgert aus dem Namen des Berges (μηρός = Hüfte), daß er den Griechen den Anlaß zur Sage geboten, in der Hüfte Jupiters sei Vater Liber verborgen gewesen. Nach Fränkel[5] stammt die Schilderung aller dieser Begebenheiten bei Nysa aus Onesicritus und ist aus diesem durch Aristobul in den Arrian, durch Klitarch in den Curtius gelangt. Fränkel nimmt aber noch einen dem Megasthenes entnommenen Zusatz des Bearbeiters der Curtianischen Quelle an und behauptet, daß Megasthenes es gewesen sei, der die griechische Sage aus dem Namen und der Existenz des Berges Meru ableitete, während umgekehrt die Begleiter Alexanders in ihrem Größendünkel auch das Fremde aus dem Griechischen, den Namen des Berges aus der griechischen Sage erklärt hätten. Wir erhalten hier einen direkten Einblick darin, wie frühzeitig die indische Sage — denn daß es sich um den Götterberg der Inder, Meru, hier handelt, dürfte doch kaum einem Zweifel unterliegen[6] — zur Ausschmückung der Alexanderlegende herangezogen wurde, und wir dürfen deshalb getrost ein recht hohes Alter für diesen von Pseudo-Kallisthenes und im Religionsgespräch überlieferten ähnlichen Sagenzug annehmen. Bei Pseudo-Kallisthenes aber ist diese Stelle auch um deswegen so interessant, weil wir durch sachliche Beziehungen, worauf schon Zacher[7] hinwies, eine stellenweise merkwürdige Übereinstimmung mit der gleich darauf folgenden Beschreibung

[1] *Pseudo-Kallisthenes* 3, 27. [2] *Arrian.* 5, 2, 5—7.
[3] *Diodor.* 2, 38, 4. [4] *Curtius* 8, 10, 3—18.
[5] Die Quellen der Alexanderhistoriker (Breslau 1883), 234 f.
[6] Vgl. die Zusammenstellungen in Kampers, Paradiesessagen 4 f.
[7] Pseudocallisthenes (Halle 1867) 170.

der Königsburg des Cyrus wahrnehmen können. Bei der großen Verwirrung innerhalb der Texte wird es wohl nie gelingen, ein klares Bild der ältesten Überlieferung geben zu können; so viel aber scheint gewiß zu sein, daß beide Beschreibungen ursprünglich ein Ganzes bildeten, weil das Religionsgespräch, das Pseudo-Kallisthenes, wie wir sahen, nicht benutzt haben kann, aus beiden Teilen schöpft. Hier, in der Cyrusburg, steht der Thron des Xerxes, welcher mit all dem Glanze beschrieben wird, den die antike Welt ihm gern zu geben pflegte, als dem Zeichen der prächtigen Machtentfaltung des Königtums, als dem Zeichen der Herrschaft, das nunmehr Alexander zu teil wird, und das er in der syrischen Legende dem Höchsten zurückgiebt. Es folgt hierauf die Episode mit Gog und Magog.

Eine gewisse Verwandtschaft mit diesem Briefe verrät ein anderer an Olympias und Aristoteles, der sich in seiner größeren Partie nur in C findet, und den Zacher[1] für die jüngste Einschiebung hält. Es ist der bekannte Brief, in welchem der Besuch in Jerusalem behandelt wird. Da[2] lesen wir, daß Alexander jenseits des Sandflusses in eine andere Welt gelangte. Dort findet er die steinerne Säule, deren Inschrift berichtet, daß der Weltherrscher, Sesonchosis, bis dorthin gekommen sei. Etwas weiter unten[3] wird erzählt, daß Alexander zwei goldene Bildsäulen fand, die des Herakles und die der Semiramis, und bald danach in den unbewohnten Palast der letzteren gelangte. Es reihen sich an diese Episode Erzählungen bunt durcheinandergewürfelter Abenteuer, die bekannte Schilderung der Reise durch die zehntägige Finsternis, die Erzählung von der Taucherfahrt, auf die wir noch zurückkommen müssen, sowie der Bericht über die Ankunft Alexanders im Lande der Seligen.

Verwandt ist auch die Schilderung in dem Abschnitt des Pseudo-Kallisthenes, der von der Kandake handelt. Ausdrücklich wird ihre Residenz in allen Handschriften als die frühere Residenz der Semiramis bezeichnet, und Rezension A′ fügt noch hinzu, daß sie von dieser mythischen Königin abstamme. Auch hier finden wir die Beschreibung ihres prächtigen Palastes, auch hier steht derselbe in der Nähe des Götterberges[4]. Da erscheint die Behauptung wohl nicht mehr als zu kühn, daß die Bezeichnung „Königin von Meroe" auf den genannten Berg Meros-Meru zurückzuführen ist, und daß erst dieser vom Alexandriner mißverstandene Name die Verwirrung in die Darstellung des Schauplatzes der Erzählung — bald Persien bald Ägypten — brachte und auch den Anlaß bot, jener angeblichen Nachfolgerin der Semiramis den äthiopischen Namen Kandake zu geben.

Im Religionsgespräch ist die Götterwelt in den Tempel verlegt; das Auftreten des Dionysos weist indes auf den ursprünglichen Charakter des hier geschilderten Göttersitzes hin. In den drei herangezogenen Berichten steht die Königsburg stets unfern des Götterlandes. Die Situation ist klar.

---

[1] Pseudocallisthenes 132 f. [2] *Pseudo-Kallisthenes* 2, 31 sq.
[3] Ibid. 2, 34. [4] Ibid. 3, 21 sq.

Pseudo-Kallisthenes selbst belehrt uns, daß es das Sonnenland ist, in dessen Nähe wir uns befinden, dasselbe Land, das wir in den älteren und späteren Sagen wiederkehren sahen[1]. Wir sind am Rande des Wassers, dort, wo Demiurgos Bel die zwölf Tierkreisbilder einsetzt, unmittelbar nachdem das Ungeheuer Tiamat das alte Chaos in zwei Teile gespalten; darauf führt uns auch eine Stelle des Arrian[2], wonach Alexander am Hyphasis beim Antritt seines Rückzuges zwölf Altäre von merkwürdiger Art errichten ließ. Es sind die Tierkreisbilder[3], und wir haben einen neuen Beweis für die Thatsache, daß Züge des babylonischen Mythus auf den macedonischen Welteroberer übergingen. Wir befinden uns im heiligen Lande des Gottes Ea, im Reiche der Sabitu; aber der ursprüngliche babylonische Mythus ist schon umrankt von den Erzählungen über den indischen Götterberg, Meru, die nach dem Westen drangen.

Daß man auf griechischer Seite den großen Helden bis zum Sonnenland gelangen ließ, kann nicht befremden; schon der echte Kallisthenes stellte seine Züge in Parallele zu denen des Perseus und des Herakles. Wir lesen bei Strabo: ὁ γοῦν Καλλισθένης φησὶ τὸν Ἀλέξανδρον φιλοδοξῆναι μάλιστα, ἀνελθεῖν δὲ ἐπὶ τὸ χρηστήριον, ἐπειδὴ καὶ Περσέα ἤκουσε πρότερον ἀναβῆναι καὶ Ἡρακλέα[4]. Perseus wurde bekanntlich von seiner Mutter ausgesetzt und ans Land geworfen — ein Zug, den wir gleich berühren werden — und ursprünglich ist dieser ein Sonnengott. Pindar hat uns die merkwürdige Nachricht aufbewahrt[5], daß Perseus bei seiner Fahrt zu den Gorgonen bei den Hyperboreern schmauste, das heißt also, daß er im Land der Seligen aufgenommen wurde[6]. Herakles, der andere Held, führt uns direkt nach Eridu, dem Sitze Eas. Er fährt über den Ozean zu dem Göttergarten, wo er sich durch Gewinnung der Hesperidenäpfel Unsterblichkeit verdient, nachdem ihm Helios den Kahn zur Überfahrt geliehen. Wir haben Gilgamos-Nimrod vor uns, dem Sabitu den Übergang wehren will mit der Erklärung, niemand außer dem Sonnengott habe vor ihm das Meer überschritten, der aber doch schließlich ins Land der Seligen gelangt und die Blume der Unsterblichkeit pflückt. Auch sonst zeichnen diesen Heros mehrere Züge als den griechischen Nimrod aus[7]. Erwähnt sei in diesem Zusammenhange die viel angefochtene Ansicht Useners, daß die Errettung durch die Truhe oder durch einen Fisch ein und derselbe Sagenzug ist, der das Aufsteigen des Lichtgottes bedeutet. Der Inhalt dieses damit zusammenhängenden Sagenkomplexes ist nach Usener[8]: „Der Gott, welches Fahrzeug auch ihn tragen möge, wird durch die Flut zum Gipfel des Berges gehoben oder an eine Insel oder Klippe

---

[1] *Pseudo-Kallisthenes* 3, 28. [2] *Arrian.* 5, 29.
[3] Ch. Mücke, Vom Euphrat zum Tiber (Leipzig 1899) 76f.
[4] *Callisthenes Olynthius*, Fragm. 16 in *R. Geier*, Alexandri M. historiarum scriptores aetate suppares (Lipsiae 1844) 257. [5] *Pindar.*, Pyth. 10, 31.
[6] H. Usener, Die Sintflutsagen, in seinen „Religionsgeschichtlichen Untersuchungen", 3. Teil (Bonn 1899), 86. [7] Jeremias, Izdubar-Nimrod (Leipzig 1891) 71f.
[8] Usener S. 213.

geführt und erhebt sich nun zum Himmel, zu den Göttern.“ Kehren wir nunmehr zu der von Kallisthenes gezogenen Parallele zwischen Alexander auf der einen, Perseus und Herakles auf der andern Seite zurück, so können wir auf Grund des Vergleiches mit der babylonischen Nimrodsage konstatieren, daß in der Fahrt Alexanders zum Lande der Seligen, die vielleicht schon durch den Berg Meros von den Alexanderhistorikern bezeugt ist, auch Alexander Anspruch darauf erheben darf, wenn auch nicht der Lichtgott selbst zu sein, so doch Züge desselben angenommen zu haben.

Aber das Symbol der Errettung: die Truhe, der Fisch? Es scheint mir nicht zu fehlen; so kühn es erscheinen mag, ich wage die Behauptung, daß wir ein Rudiment dieser Sage, und zwar erhalten an einer recht auffälligen Stelle, besitzen. In dem schon citierten ersten Briefe Alexanders an Olympias und Aristoteles[1] ist die Rede von dem Zuge durch die Finsternis und von der Ankunft an der Meeresinsel. Alexander will im Schiffe zu einer Insel übersetzen, von der griechische Laute herüberdringen; aber bald sieht er sich zur Umkehr gezwungen. An die Meeresküste zurückgekehrt, fängt er einen Krebs, in dessen Bauch sich sieben kostbare Perlen befinden[2]. Da glaubt Alexander, daß solche Perlen in der Tiefe dieses Meeres ruhten, und kommt auf den Gedanken, sich in einem eisernen Käfig in das Meer hinabzulassen. Die Begründung der Meerfahrt ist überaus gezwungen; weil der Krebs Perlen im Leibe hat, sollen auch solche auf dem Meeresboden sein, und nur wegen der Perlen soll er eine derartig gefahrvolle Fahrt unternommen haben? Genug, Alexander läßt sich herab. Da kommt ein ungeheurer Fisch, nimmt ihn samt dem Käfig ins Maul und trägt ihn eine Meile weit vom Schiffe weg ans Land, und bald darauf gelangt Alexander ins Land der Seligen. Der Fisch, das dürfen wir gerade wegen der immer wieder geschilderten Schwierigkeit, ins Land der Seligen zu gelangen, und wegen der nachfolgenden Ankunft Alexanders in jenem Lande annehmen, ist identisch mit der Truhe, in welcher Perseus gerettet wird, und mit dem Gott, welcher den Herakles trägt[3].

---

[1] *Pseudo-Kallisthenes* 2, 38.

[2] Die Erinnerung an die Steine der Krone des babylonischen Kaisers drängt sich auf; ich wage aber nicht Folgerungen zu ziehen.

[3] Ein Fisch spielt auch sonst noch im Leben Alexanders eine — freilich recht untergeordnete — Rolle, worauf Usener hinweist. Duris erzählte, ein Knabe aus Jasos, Namens Dionysios, habe mit andern Kindern gerne im Meere gebadet. Da sei immer ein Delphin gekommen, habe ihn auf den Rücken genommen und nachher auf das Land abgesetzt. Diesen merkwürdigen Knaben ließ Alexander zu sich kommen, um ihn zu sehen. „Aber die Sage ist noch weiter ausgeschmückt worden: der verliebte Delphin folgt dem Knaben unvorsichtig bis auf den Strand und stirbt, und Alexander ernennt dann den Knaben in Babylon zum Priester des Poseidon“ [*Duris*, Fragm. 17. Schon der Verfasser von (*Arist.*) Hist. an. 9, 48 setzt die Sage als bekannt voraus. So Usener S. 166]. Hinter dieser Erzählung steckt alte Göttersage, wie Usener richtig bemerkt; schon der Name Dionysius spricht für sich. Alexander ist hier als Zuschauer gedacht; sollte die Sachlage nicht zunächst die gewesen sein, daß eine Dionysossage auf ihn selbst übertragen

Wir haben uns scheinbar vom Religionsgespräch entfernt, und doch führt uns der Fisch wieder auf dasselbe zurück. Hier wird der Hera prophezeit, daß sie einen Fisch gebären wird, von dessen Fleisch sich die Welt nährt[1]. Wir sehen den Fisch hier als Bild für den göttlichen Erretter selbst. Das ist nach Usener ganz folgerichtig gedacht. „Der Träger oder Geleiter des Göttlichen ist selbst ein Gott geworden"; war doch auch der Fisch, der auf dem Kreterschiffe lag, um seinen Getreuen den Weg zur Gründung seines delphischen Heiligtums zu weisen, nach der Erzählung des Homerischen Hymnus auf den pythischen Apollo (V. 216—394 ff.) ja auch der verwandelte Gott[2]. Es steht somit nach dem vorher Auseinandergesetzten gar nichts im Wege, auch hier die durchweg innegehaltene Zweideutigkeit der Orakel im Religionsgespräche vorauszusetzen und anzunehmen, daß der Fisch im letzteren in der ursprünglichen Vorlage sowohl auf Alexander wie auf Christus bezogen wurde. Wie kam aber dann Alexander dazu — denn das müßte er konsequenterweise sein — der Sohn einer Göttin zu werden?

Nach Plutarch und in der dem Lucian zugeschriebenen Schrift De dea Syria wird die Fischgottheit Atargatis, die Astarte, geradezu Hera genannt[3]. Ihr Sohn ist der Ichthys; sie ist die Himmelskönigin, und der Venusstern ist ihr eigen[4]. Diese syrische Göttin ist eine Mischgottheit geworden, deren Gemahl der Sonnengott Helios ist, derselbe, der auch im Religionsgespräch als Gegenstück des einen wahren Gottes ὁ θεὸς τῶν θεῶν und Vater des rettenden Kindes ist. Bratke hat nun nachgewiesen[5], daß eine bemerkenswerte Berührung stattfindet zwischen der Erzählung des Religionsgespräches und den Berichten über den in der christlichen Zeit blühenden Kultus der dea Syria im syrischen Hierapolis.

Das vorausgesetzt, bemerken wir, daß Alexander der Große schon bei Lebzeiten für einen Gott gehalten worden ist. Sein Vater ist Jupiter Ammon. Dadurch erscheint er bereits den Zeitgenossen als solarischer Held, und Kallisthenes hat bereits, wie wir sahen, seinen Zug in Verbindung gesetzt mit den ältesten mythischen Zeiten Griechenlands und ihn über das gewöhnliche Maß des Menschlichen hinaus erhoben[6]. Als seine Mutter — wir müssen hier

---

wurde? Dafür spricht ganz entschieden der etwa 324 gefaßte Beschluß der Athener, den Alexander als Dionysos zu verehren [*Diogen. Laert.* 6, 63. B. Niese, Zur Würdigung Alexanders des Großen, in der Historischen Zeitschrift, N. F. XLIII (1897), 14. Vgl. A. Marx, Griechische Märchen von dankbaren Tieren und Verwandtes (Stuttgart 1889) 19 f. Herr Professor W. Kroll wies mich auf letztere Schrift hin].

[1] Es sei bezüglich des Ichthys noch neben Bratke allgemein verwiesen auf die schöne Untersuchung von A. Dieterich, Die Grabschrift des Aberkios. Leipzig 1896. Auf die interessante Frage selbst brauchen wir hier nicht näher einzugehen.

[2] Usener S. 146 und 226. [3] Vgl. Bratke S. 117 und 200.

[4] Vgl. den Artikel „Atargatis" von Baudissin in der Realencyklop. f. protest. Theol. II[3] (1897), 174—177 und den gleichen Artikel von Cumont bei Pauly-Wissowa II[2] (1896), 1896. [5] Bratke S. 177 f.

[6] Vgl. auch Kaerst, Studien zur Entwicklung und theoretischen Begründung der Monarchie im Altertum, in der Historischen Bibliothek VI (München 1898), 38 f.

die schon oben[1] begonnenen Darlegungen wieder aufnehmen — nimmt der Roman noch die Olympias an; es war ja auch zu schwierig, durch ein Taschenspielerstückchen auch die Mutter zu entfernen. Und doch ist es geschehen, denn im Pseudo-Methodius werden wir als Mutter Alexanders die äthiopische Prinzessin Chuseth, die Tochter des Königs Porus von Indien, angegeben finden[2]. Dieser Name ist sonst nicht nachweisbar; wohl aber tritt in den äthiopischen Königslisten der Name „Kandake" hervor. Zu einer Trägerin dieses Namens tritt ja auch Alexander im Roman in Beziehung, und wie wir sahen, gingen einzelne Texte des letzteren so weit, Kandake und Olympias fast zu identifizieren[3]. Das ist bedeutungsvoll. Schon oben wurde festgestellt, daß Kandake und die Königin im Roman eng verwandte Sagenfiguren sind; wir hätten demnach das nur noch eben durchschimmernde sagenhafte Verwandtschaftsverhältnis auch auf die Königin von Saba und Alexander auszudehnen. Für eine derartige Sagenvermischung spricht, daß das seit dem 13. Jahrhundert unserer Zeitrechnung auf den Thron gekommene äthiopische Königsgeschlecht sich von dem angeblichen Sohn des Königs Salomon und der Königin von Saba, welche ausdrücklich Mâqedâ genannt wird, herleitete[4].

Daß eine derartige vollständige Verdrehung der nacktesten historischen Wahrheiten nur von dem Gesichtspunkte aus möglich war, daß man auf Alexander einen älteren Mythus übertrug, dessen unverstandene Fragmente den uns überkommenen Sagenfiguren der Kandake und Saba noch anhaften, liegt auf der Hand. Die Königin Kandake ist im Roman als von der Semiramis abstammend gedacht, und auch die Königin von Saba führt uns auf diese mythische Herrscherin. Der androgyne Charakter der letzteren ist bekannt[5], und derselbe androgyne Charakter tritt meines Erachtens auch in der sonderbaren Behaarung der Königin von Saba, die in der späteren Sage einen so hervorragenden Platz einnimmt, und in dem immer wiederkehrenden Rätsel dieser Fürstin, Knaben und Mädchen zu unterscheiden, ans Licht[6]. Es kommt hinzu, daß die Königin von Saba ersichtlich ursprünglich ein Buhlgespenst war[7], was Semiramis ja auch ist, und daß die rätselkundige Frau lange Zeit als Göttin verehrt worden ist[8]. Auch Semiramis ist die Tochter einer Göttin Derceto, welche halb Fisch und halb Mensch ist. Ihr flößt

[1] Oben S. 99f. 103f.

[2] Den Beweis für diesen sagenhaften Stammbaum erbrachte Sackur S. 28ff.

[3] Auch ein Pendant zur Salomon-Bilqîs-Ehe ist in der Sage vorhanden gewesen. Nach Michael Glykas (Ann. ed. Bonn. p. 268) heiratete Alexander die verwitwete Königin Kandake.

[4] A. Dillmann, Zur Geschichte des abyssin. Reiches, in der Zeitschrift der Deutschen Morgenl. Gesellschaft VII (1853), 341. Vgl. *Praetorius* l. c. VII. Hertz a. a. O. in der Zeitschrift f. d. Altert. XXVII, 16f. Rösch a. a. O. in den Jahrbüchern für protest. Theol. VI, 557.

[5] Vgl. *F. Lenormant*, La légende de Sémiramis, in den Mémoires de l'Académie royale des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique XL (1873), 44.

[6] Auf den letzteren Punkt macht auch Mücke (S. 74) aufmerksam.

[7] Siehe oben S. 97f.

[8] K. Ritter, Arabien I (Berlin 1846), 865ff. Vgl. *Praetorius* p. VI.

nach dem Berichte Diodors[1] Aphrodite Liebe zu einem Tempeldiener ein. Derceto vergißt sich, empfängt aus der Umarmung des Tempeldieners die Semiramis, tötet den letzteren aus Scham, stürzt sich ins Wasser und verwandelt sich in einen Fisch.

Die arabische Sage, welche die Abhängigkeit der Sagenstoffe darthut, macht aus diesem mythischen Stoff zwei Sagen. Der letzte König von Saba, so erzählt sie[2], war Scharahbil, welcher einen Vezier von so wunderbarer Schönheit hatte, daß selbst die Töchter der Dschinn[3] ihn mit Wohlgefallen betrachteten und sich ihm häufig in Gazellengestalt zeigten. Eine von diesen, Umeira, entbrennt in heftiger Liebe zu ihm, findet Gegenliebe und gebiert von ihm eine Tochter mit Namen Balqis (der arabische Name der Königin von Saba). Letztere wächst heran zu einem Zauberbilde weiblicher Schönheit, weil sie mit der Lieblichkeit und Anmut der menschlichen Gestalt auch die Klarheit der Farbe und die Majestät der Dschinn zur Schau trägt. König Scharahbil, ein wollüstiger, rücksichtsloser Tyrann, sieht sie und begehrt sie zum Weibe. Balqis erschrickt, erkennt aber das Vergebliche ihrer Weigerung und verlegt sich auf eine Frauenlist. Scheinbar willigt sie in die Heirat, aber als sie zum erstenmal bei dem verhaßten Manne weilt, weiß sie ihn trunken zu machen und tötet den Berauschten. Diese kühne That sichert ihr den Ruhm einer Beschützerin der in ihrer Unschuld durch den König bedrohten Jungfrauen des Landes, und jubelnd ruft sie das Volk zur Königin aus. Auf eine weitere Fülle von Parallelen, die einzeln, wie er sehr richtig bemerkt, nichts bedeuten, aber zusammengenommen den Pfeilen im Bündel gleichen, macht Röschs verdienstvolle Studie aufmerksam[4]. Wenn die Königin von Saba in der Sage von der Tochter eines die Seeküste liebenden Geisterkönigs abstammt, so wird Semiramis von der Wassergöttin Derceto geboren. Beide Frauen verschwinden als Kinder. „Die Übertragung der Judithsage in ihren außerbiblischen Formen auf die Königin von Saba erinnert an die Einkerkerung beziehungsweise Tötung des Königs von Semiramis während der sakäischen Saturnalien." Die Liebe beider zu Pferden erklärt sich daraus, daß das Pferd Symbol der Wassergötter ist. Beide verbringen weiter ihr Eheleben in Syrien; beide sind berühmt durch ihre Gärten. Endlich erinnert das verborgene Grab der Balqis in Tadmor an den Rückzug der Semiramis aus dem öffentlichen Leben und ihr Ende in der Verborgenheit.

Wir sehen, wie sich Zug für Zug in beiden Sagentypen deckt. Lenormant hat geschlossen[5], daß Istar und Semiramis dieselben Sagenfiguren sind. Dafür würde sprechen, daß auch die Königin von Saba ursprünglich ein Buhlgespenst war. Indes scheint es doch nicht die Istar zu sein, welche sich

[1] *Diodor. Sic.* 2, 4. *Lenormant* p. 76. Vgl. den citierten Artikel „Atargatis" in der Realencyklop. f. protest. Theol. II³, 174—177.

[2] Weil, Biblische Legenden der Mohammedaner 248ff.

[3] Dämonen. [4] Rösch S. 669ff. enthält die näheren Belege.

[5] *Lenormant* p. 22 sv.

hinter diesem Fabelwesen der Semiramis und hinter der legendären Gestalt der Königin von Saba verbirgt[1]. Die Gleichung: Kandake = Saba = Sabitu, nötigt uns eher, auch die Folgerung zu ziehen: Semiramis = Sabitu, daß also, wie die Sage von Oannes-Nimrod auf Nabuchodonosor und Alexander[2] übertragen wurde, so auch eine Verbindung zwischen der uns nicht näher bekannten mythischen Figur der Sabitu und der ganz dem Reiche der Phantasie angehörenden Semiramis hergestellt worden ist. Ihre Wundergärten würden im Götterhain beim Sitze der Sabitu, im Götterberge bei der Residenz der Kandake, im Paradiese an den Grenzen des Reiches der Königin von Saba eine treffliche Parallele finden.

Es kommt aber noch ein Moment hinzu, das uns für die Formulierung der Gleichung: Semiramis = Kandake = Sabitu, bestimmen muß, die Thatsache nämlich, daß Alexanders Züge mit denen der Semiramis manche auffällige Berührungspunkte aufweisen. In seinem an Übertreibungen nicht armen Buche weist Mücke auf verschiedene derartige Punkte hin. Wir greifen die um die Roxane ausgebreiteten Legenden heraus[3]. Alexander machte diese Fürstin in einem Kastell Baktriens zur Gefangenen. Dahin, vor den Felsen in Sogdiana, war sie durch ihren Vater Oxyartes gebracht worden, da dieser Ort als uneinnehmbar galt. Dieser Oxyartes tritt bei Arrian vollständig in den Hintergrund; seine Rolle entspricht gar nicht dem, „was man von einem Manne verlangen würde, dessen Ansehen die Herrschaft über den Osten als Mitgift verbürgen kann“. Nachdem er gehört hat, daß seine Familie gefangen genommen wurde, wird er Satrap im Parapanisos und in Indien. Demgegenüber weist Mücke darauf hin, daß sich hinter diesem baktrischen Großen jener Oxyartes, König von Baktrien, verbirgt, welchen Ninus, der erste König von Assyrien, wie Ktesias erzählt, mit Hilfe der Semiramis besiegt, welch letztere dadurch zu seiner Gemahlin erhoben wird. Trotz der Bedenken von Koeppen[4] halte ich den Beweis dafür durch die Gegenüberstellung der in Betracht kommenden Texte bei Mücke für erbracht[5].

Nach Diodor[6] ist Baktrien ein Land mit vielen großen Städten, deren bedeutendste, Baktra, eine besonders feste Burg besitzt. „Das Land ist nur durch enge Pässe zugänglich, welche der König Oxyartes beim Heranziehen von Ninus sperrt. Die Assyrier werden geschlagen und in die Berge getrieben. Darauf aber gehen die Baktrier auseinander, um ihre verschiedenen Städte zu schützen, die aber gerade deshalb leicht von den Assyriern genommen werden; nur Baktra bleibt unüberwindlich. Da die Belagerung sich hinzieht, so bekommt der Mann von Semiramis Sehnsucht nach seiner Frau und läßt sie nachkommen. Sie ersinnt für den langen Weg eine besondere Kleidung, nach der man nicht erkennen kann, ob der Träger Mann oder Weib ist. Sobald sie angekommen ist, nimmt sie die Belagerung in

[1] Jeremias, Izdubar-Nimrod 69. [2] Siehe oben S. 9 u. 86ff.
[3] *Arrian.* 4, 18. Mücke, Vom Euphrat zum Tiber 67f.
[4] In seiner Rezension der Schrift Mückes in der Berliner philologischen Wochenschrift 1900, S. 559ff. [5] Mücke S. 68ff. [6] *Diodor.* 2, 6 sq.

Augenschein und sieht, daß sich keiner an die Burg wagt, die zu fest erscheint. Sie beobachtet, daß deren Besatzung den Verteidigern der Stadt deshalb zu Hilfe kommt, sodaß die Burg leer bleibt. Daher nimmt sie aus dem Heere die an das Bergsteigen Gewöhnten (παραλαβοῦσα τῶν στρατιωτῶν τοὺς πετροβατεῖν εἰωθότας) und steigt mit diesen durch eine enge Schlucht hinauf, besetzt einen Teil der Burg und giebt den Belagerern der unteren Mauer ein verabredetes Zeichen (καὶ μετὰ τούτων διά τινος χαλεπῆς φάραγγος προσαναβᾶσα, κατελάβετο μέρος τῆς ἀκροπόλεως καὶ τοῖς πολιορκοῦσι τὸ κατὰ τὸ πεδίον τεῖχος ἐσήμηνεν). Darauf verlieren die Verteidiger der Stadt den Mut und geben den Widerstand auf. Der König Ninus ehrt Semiramis mit reichen Geschenken, dann verliebt er sich in sie und sucht ihren Mann zu bereden, sie ihm abzutreten, indem er ihm seine eigene Tochter Sosane verspricht. Der will zuerst nicht; als ihm aber der König droht, ihm die Augen auszustechen, zieht er dem königlichen Anerbieten den Tod vor und — erhängt sich. Ninus hat von Semiramis seinen Sohn und Erben Ninyas."

Dem gegenüber erzählt Arrian[1]: „Im Frühjahr brach Alexander auf nach dem Felsen in Sogdiana, wohin viele von den Sogdianern geflohen sein und der Baktrer Oxyartes seine Familie gebracht haben sollte. Denn wenn dieser genommen sei, würde den Sogdianern keine Hoffnung mehr zur Empörung bleiben. Der Felsen ist aber überall steil und unzugänglich, auch gut verproviantiert. Alexander fordert die Insassen auf, sich zu ergeben, aber diese erwidern höhnend: er solle sich erst geflügelte Soldaten (πτηνοὺς στρατιώτας) suchen, wenn er ihnen etwas anhaben wolle. Er setzt hohe Belohnungen aus, und so lassen sich an die dreihundert im Bergklettern Geübte (ὅσοι πετροβατεῖν ἐν ταῖς πολιορκίαις μεμελετήκεσαν) bereit finden und klettern bei Nacht mittels eingeschlagener Pflöcke an dem Felsen, wo er am steilsten und darum unbewacht ist, auf die Spitze des Berges. Bei Tagesanbruch sind sie oben und geben durch Schwenken von Tüchern das verabredete Zeichen (σινδόνας κατέσειον ὡς ἐπὶ τὸ στρατόπεδον). Nun fordert Alexander die Belagerten auf, sich zu ergeben, denn die geflügelten Soldaten seien da, über ihnen. Erschreckt ergeben sie sich denn auch."[2]

Wir müssen die Ähnlichkeit beider Berichte, die bis zur wörtlichen Übereinstimmung im Ausdruck πετροβατεῖν geht, anerkennen. Mücke fügt noch bei: „Wie gewöhnlich in solchen Fällen, ergänzen sich beide Berichte, indem der eine ursprüngliche Züge giebt, die der andere nicht erhalten hat. Wir haben es bei Diodor ja deutlich nur mit einem Auszug aus Ktesias zu thun und er-

[1] *Arrian.* 4, 18, 4 bis 19, 4. Auch hier gebe ich den Auszug nach Mücke S. 69, um hervortreten zu lassen, auf welche Vergleichspunkte dieser das Hauptgewicht legt.

[2] Mücke (S. 49, Anm. 2) verweist auf die orientalischen Berichte über die Einnahme von Hatras durch Schahpûr (Geschichte der Perser und Araber zur Zeit der Sasaniden. Aus der arab. Chronik des Tabari übersetzt von Th. Nöldeke [Leyden 1879], 38). Dort öffnet die Taube den Weg, da die Mauern dort einstürzen, wo sie sich hinsetzt. „Also das Gegenstück zu den Gänsen des Kapitols."

halten durch Arrian Andeutung von dort übergangenen Zügen und umgekehrt die Aufhellung von Unklarheiten, welche im Berichte Arrians durch ungenügende Abänderung der durch die veränderte Sachlage bedingten Züge entstanden sind. So ist es offenbar sinnlos, daß bei Arrian, wo die Belagerten auf dem unzugänglichen Felsen sind, die Eroberer auf des Berges Spitze steigen und so über jenen stehen. Das ist lediglich durch die Sachlage des Ktesiasberichtes zu erklären, wo die Belagerten sich in der Stadt, welche unter der Burg liegt, befinden. In Diodors Auszug fehlt aber eine Motivierung, wie Semiramis dazu kommt, Truppen anzuführen. Das muß die ursprüngliche Erzählung bei Ktesias ausgeführt haben, dafür erzählt er Legenden. Dabei hat er nun den Zug von den geflügelten Soldaten gegeben, den uns Arrian erhalten hat; denn dieser, der hier eine schwache, rein rationalistische Deutung findet, hat eine tiefere, mythologische Bedeutung: der Vogel, welcher die Städte erobert, ist die Taube, der Vogel der Semiramis, welche wir in ähnlicher Rolle auch anderweitig finden.“

Diese merkwürdigen Beziehungen der verschiedenen Sagen machen es überaus wahrscheinlich, daß die in alten mythischen Traditionen lebende Phantasie des Orientalen an die Stelle der Olympias eine babylonische Göttin setzte, daß also, nachdem es sich erwiesen hat, daß hinter der ganzen Kandake-Episode ein babylonischer Mythus verborgen ist, bei diesen Beziehungen dieser Episode zu der Sabitu-Erzählung auf der einen, zum Sternenwunder des Religionsgespräches auf der andern Seite Alexander recht wohl als der ἰχθύς, als der Sohn der Hera angesehen werden konnte, von dem in dem letzteren litterarischen Denkmal berichtet wird.

Inwieweit wir sonst noch eine Beeinflussung der Alexanderhistoriker durch Ktesias anzunehmen haben, wage ich nicht zu entscheiden. Übrigens kann uns der Nachweis genügen, daß bei der Bildung der Alexandersage die Semiramismythen benutzt wurden. Daß das Verhältnis nicht umgekehrt sein kann, liegt auf der Hand; denn wenn ein mythischer Zug zugleich von einer mythischen und von einer historischen Persönlichkeit erzählt wird, so ist immer der erstere der primäre.

Die These ist bewiesen, daß die Alexanderhistoriker ihre Stoffe zur Ausschmückung ihrer Berichte über die Züge des großen Welteroberers der altorientalischen Überlieferung entnahmen, und die weitere These, daß diese Entlehnung alter Stoffe vornehmlich für die Legende und den Roman, die Alexander zum Mittelpunkte haben, zutrifft, hat durch die Gleichung: Semiramis = Kandake, eine Verstärkung erfahren.

Die Sagenstoffe fluten durcheinander; aber so sehr auch das altorientalische mythische Gut in griechische und jüdische Formen umgeprägt wurde, der ursprüngliche Zug von der Vorstellung eines großen Welteroberers, dessen gewaltige Fahrten mit den Farben des Gilgamos-Nimrodepos ausgemalt wurden, dringt in all diesen Sagen, die Semiramis, Nabuchodonosor oder Alexander zu Helden haben, durch. Was speziell die Alexandersage angeht, so erkennen wir fortwährend das Bestreben der ursprünglich gewiß morgenländischen Sage,

verwandtschaftliche Beziehungen mythischer Art zwischen ihrem Helden und den mythischen Gestalten des Orients zu konstruieren. Oft tritt dieses Bestreben nur noch kaum erkennbar in die Erscheinung; so, wenn zwischen Kandake und der Olympias nur eine auffallende Ähnlichkeit angegeben wird; wie aber das verwandtschaftliche Verhältnis ursprünglich gedacht war, zeigt das Religionsgespräch, das den Welterretter zum Sohne der Göttin macht. So ist das Religionsgespräch in der Kette unserer Beweise für die Thatsache, daß Alexander als Messias gegolten hat, und daß auf ihn eine schon vorhandene Vorstellung des Orients über einen kommenden großen Erretter übertragen wurde, nicht der schwächste Ring.

VI.

Apokryphe Prophezeiungen über Alexander als Welterretter.

1. Die Apokalypse des Pseudo-Methodius.

Wann zuerst, fragen wir nunmehr, wurde Alexander als der kommende Erretter angesehen, wann zuerst wurden auf ihn Züge des orientalischen Mythus übertragen? Das Spärliche, was wir von den Alexanderhistorikern wissen, thut dar, daß das gleichzeitig geschah. Der entschlafene Welteroberer, dessen Reich so rasch zerfiel, konnte ja nicht mehr Gegenstand derartiger zukunftsfroher Mythen werden, wenn er es nicht schon zu Lebzeiten war. War er es aber schon, als seinem Willen noch die Welt gehorchte, so konnte die Sage sein Bild festhalten, ja sie konnte es, wie das später im Abendlande mit der Persönlichkeit Friedrichs II. geschah, so in das Heroische steigern, daß sie sein Fortleben und Wiederkommen zur Erfüllung der bei Lebzeiten auf ihn gesetzten Erwartungen voraussetzte. Daß dies geschehen ist, beweist eine Reihe von Apokryphen, und zwar am charakteristischsten das sogenannte Trostbüchlein des Methodius.

An sich widerstrebt der Gedanke eines Fortlebens irgend einer mythischen oder historischen Persönlichkeit zu irgend einem, zumeist eschatologischen Zwecke nicht der orientalischen Auffassung. Von Kosroe weiß Firdusi[1] die wunderbare Entrückung zum Himmel zu melden:

„Auf Erden sah man solches Wunder nie,
Und keine Kunde hat man je empfangen,
Daß solcher Art ein Schah dahingegangen.
Ach, um den Herrn, den gewalt'gen,
Den einsichtsvollen, hochgestalt'gen!
Daß er zu Gott, nicht tot, nein, noch lebendig
Gegangen sei, kaum glaubt es, wer verständig.
Was soll man, daß aus ihm geworden, denken?
Wird man dem, was wir künden, Glauben schenken?
Dann sagt ein andrer: Irans Länder
Sah'n nie mehr einen gleichen Segenspender.
Den Fremden hold, ein Schrecken seiner Feinde,
War er der Hort und Schirm der Weltgemeinde."

Das Verschwinden des letzten großen Perserkönigs motiviert Firdusi nicht ausreichend. Von einem Wiederkommen, an das man, als an den Kern

---

[1] Ad. Fr. v. Schack, Heldensagen des Firdusi (2. Aufl. Berlin 1865) 374. Vgl. Kampers, Kaiseridee 22f. u. 182, auch für das Folgende.

der Sage, denken möchte, ist keine Rede. Ohne Zweifel benutzte der persische Dichterfürst hier eine alte Nationalsage. Auch in außerpersischen Berichten begegnen uns deutlich erkennbare Spuren derselben, welche uns das sagenhafte Bild dieses Mannes, der, wie aus den mittelalterlichen Sagen hervorgeht, mit dem zweiten Kaiser dieses Namens identifiziert wurde, wenn auch in tendenziös gefärbter Darstellung, wenigstens teilweise enthüllen. Merkwürdigerweise stimmen alle Nachrichten darin überein, daß der byzantinische Kaiser Heraklios in Persien riesige Schätze des Kosroe antrifft, besonders aber auch einen Koloß zertrümmert, welcher den ersten Kosroe darstellt, wie er auf prächtigem Throne sitzt, sich selbst zum Gotte machend, umgeben von Sonne, Mond und Sternen[1]. Auch hier der Zug des Hochmutes, der ersichtlich eine Verquickung seiner Persönlichkeit mit der des Gilgamos-Nimrod darthut. Für Gott gab sich nach der Sage sowohl Nimrod wie auch Nabuchodonosor aus, und die Fahrt gen Himmel deutet darauf hin, daß auch Alexander derartige Prätensionen in der Sage ebensosehr wie als historische Persönlichkeit, als Sohn des Gottes Ammon, geltend machte. Der Himmel, den Kosroe über sich erbaut, findet sich auch in der Nimrodsage[2], und auch in der Sage vom babylonischen Reiche wird ganz Babylon mit Eisen überdacht. Wir dürfen somit wohl voraussetzen, daß die identische Sagenfigur auch zu gleichen Zwecken bestimmt war, und daß die Idee seines Verschwindens die Idee seines Wiederkehrens voraussetzte. Noch weiter zurück führt uns eine andere Sage. Sâm, der älteste des Heldengeschlechtes der Pehlewân aus der ältesten Zeit des indogermanischen Stammes, der zu den persischen Königen gerechnet wird und den Dêv der Verwirrung — Gog und Magog? — erschlug, ist nicht tot, sondern schläft nur und wird zur Zeit der Totenauferstehung wieder erwachen, die Geschöpfe Ahrimans vertilgen und das Reich des Saošyâs fördern helfen. Die älteste Sage über diesen Messias-König, dessen Gestalt sich vollständig mit der des Alexander in der Prophetie deckt, findet sich im Bundehesch, sodann sehen wir sie im Jâmâsçp-nâme. Daß die Sage sehr alt ist, bezeugt ihre buddhistische Verzweigung. Nach ihr ist der erste buddhistische Patriarch Mahâkâçyapa in den Berg Kukkuṭapâda verschwunden; dort wird der Körper bleiben bis zum Erscheinen des nächsten Buddha[3]. Nach

---

[1] Maßmann, Eraklius, in der Bibliothek der ges. deutsch. Nationallitteratur VI (1842), 409ff., weist auf die Berichte des Zonaras, Theophanes, Cedrenus, Nicephorus hin. Cfr. auch *Lebeau,* Histoire du Bas-Empire. Nouv. édit. par M. de Saint-Martin, XI (1830), 98.

[2] Biterolf V. 295ff., hrsg. v. O. Jaenicke, in dem Deutschen Heldenbuch I (Berlin 1866). Vgl. Wesselofsky a. a. O. im Archiv für slav. Philologie II, 312ff.

[3] F. Spiegel, Die Sage von Sâm und das Sâmnâme, in der Zeitschrift der Deutschen Morgenl. Gesellsch. III (1849), 245 ff. u. 467. Vgl. damit die merkwürdige, im Archiv für slavische Philologie XI (1888), 631 notierte Sage, nach welcher der Patriarch, der bei der Erstürmung Konstantinopels fiel, nicht gestorben ist, sondern durch eine Wand verborgen ward, aus welcher er hervortreten wird, wenn der letzte Türke die Kaiserstadt am Bosporus verlassen haben wird. Vgl. auch A. v. Gutschmid, Kleine Schriften, hrsg. von F. Rühl II (1890), 643.

der mohammedanischen Eschatologie[1] schlummert der Mahadi ja auch in einer Grotte, aus der er am Ende der Zeiten heraustreten wird, um die Welt zu regieren. Diese wenigen Beispiele thun zur Genüge dar, daß der Gedanke einer Wiederkehr eines Helden zu einem eschatologischen Zweck für die orientalische Auffassung durchaus nicht etwas Ungeheuerliches ist, wie ja auch auf der andern Seite historisch erwiesen ist, daß Alexander stellenweise als fortlebend gedacht war.

Aus Dio Cassius[2] wissen wir, daß er unter der Regierung des Elagabalus nach der Meinung einiger als Dämon an der Donau erschienen und mit einem Schwarm von bacchantischen Dämonen über Byzanz nach Chalcedon gezogen sein sollte, wo er verschwand. Eine andere merkwürdige Nachricht, welche uns Arrian[3] überliefert, und welche in gleicher Form Gregor von Nazianz auf Kaiser Julian überträgt[4], bestätigt das Vorhandensein einer Sage vom Verschwinden und Fortleben Alexanders. Bei Arrian heißt es nämlich — wobei die Niederschrift die Kritik des Autors verrät —, Alexander habe, als er den Tod fühlte, sich in den Euphrat stürzen wollen, um durch sein Verschwinden aus der Mitte der Menschen um so sicherer bei der Nachwelt die Meinung zu hinterlassen, er sei zu den Göttern zurückgekehrt. Merkwürdig stimmt hierzu die oben[5] mitgeteilte, nahezu zweitausend Jahre jüngere Erzählung der Beduinen von Napoleon als dem wiederauferstandenen Iskender.

Die Idee des Wiederkommens muß in der älteren Zeit das Lebenselement dieser speziellen Sage gewesen sein, deren Entstehung diese psychologisch gebotene Ideenfolge voraussetzt. Klar ausgeprägt — sofern wir die Texte im Zusammenhang mit der gesamten hierher gehörigen Tradition betrachten — tritt uns diese Idee nun in der Apokalypse des Pseudo-Methodius entgegen.

Den Text des Pseudo-Methodius hat J. von Döllingers erstaunliche Belesenheit der Vergessenheit entrissen[6]. Es ist eine Prophezeiung, welche dem nicht nur für die Geschichte der altchristlichen Eschatologie bedeutungsvollen hl. Methodius von Olympus, dem angeblichen Bischof von Patara († ca. 311)[7], zugeschrieben wurde, und die sich trotz ihres auf den ersten Blick geschraubten und abstrusen Inhaltes als eine der wichtigsten Urkunden zur Geschichte der politischen Ideen vom 8. bis zum 15. Jahrhundert herausstellen sollte. G. von Zezschwitz kommentierte bald nach Döllinger dieses byzantinische Trostbüchlein, wie man es nicht ohne Grund genannt hat, mit einer Fülle von eschatologischem Material; viele, oder besser, fast alle seine Hypothesen betreffs Quellen

---

[1] Siehe oben S. 80. [2] Siehe oben S. 41 f.

[3] Anabasis 7, 27, 3.

[4] *Gregor. Naz.*, Or. 5, c. 13. Vgl. Th. Büttner-Wobst, Der Tod des Kaisers Julian, in Philologus LI (1892), 568. Herr Dr. Gleye wies mich auf diesen Aufsatz hin. [5] H. v. Treitschke, Hist. u. pol. Aufs. III (1871), 150 f. Oben S. 42.

[6] J. v. Döllinger, Der Weissagungsglaube und das Prophetentum in der christlichen Zeit, in Raumers Histor. Taschenbuch 1871, S. 257—370. Wieder abgedruckt: Kleinere Schriften (1890) 451—533.

[7] Gut orientiert auch in diesem Falle, nicht zuletzt auch über Ausgaben und Texte K. Krumbacher, Byzantinische Litteraturgeschichte (2. Aufl. München 1897) 628 ff.

und Datierung desselben erwiesen sich jedoch als nicht haltbar[1]. Zu festen Resultaten bezüglich der Zeit, in der die uns erhaltene Fassung der Weissagung entstand, gelangte A. von Gutschmid in seiner Rezension der Schrift des Vorgenannten[2], indem er die Abfassung der Prophetie zwischen den Jahren 676—678 ansetzte. J. Häußners Scharfsinn legte sodann in weitaus höherem Maße als seine Vorgänger die Beziehungen der Prophetie zu ihren mittelalterlichen Nachfolgerinnen bloß[3], und H. Grauert konnte bereits seinen für diesen Forschungszweig bahnbrechenden Aufsatz: „Zur deutschen Kaisersage", mit einer feinsinnigen Würdigung der Bedeutung unseres Vaticiniums einleiten[4]. C. P. Casparis tief eindringende Gelehrsamkeit hatte inzwischen begonnen, Einzelheiten dieser Weissagung quellenkritisch zu untersuchen, ohne jedoch die Forschungen zu einem bestimmten Abschluß führen zu können[5]. Auf den Pfaden Casparis wandelten gleichzeitig, aber unabhängig voneinander unter Benutzung der schönen Forschungsergebnisse dieser Vorgänger W. Bousset[6] und ich[7]: ersterer, indem er nach kritischer Detailprüfung dem Trostbüchlein seinen Platz in der reichen älteren eschatologischen Litteratur anwies; ich, indem ich gleichfalls die Beziehungen der älteren sibyllinischen Litteratur zu diesem politischen Traumbild untersuchte, dasselbe als einen Grundstock der gesamten mittelalterlichen Prophezeiungen würdigte und zugleich, wenn auch noch zurückhaltend, zum erstenmal die Vermutung aussprach, daß der wiedererwachende Kaiser bei Pseudo-Methodius ursprünglich Alexander der Große gewesen sein müsse. Verhältnismäßig spät wandte sich die Forschung auch der kritischen Edition der Texte dieser Prophezeiung zu. Der Odessaer, auf dem Gebiete der Byzantinistik bekannte Gelehrte V. Istrin gab auf Grund einer Fülle von Handschriften die griechischen und lateinischen Fassungen der Methodius-Prophetie heraus, wobei er zugleich ältere und neuere Bestandteile derselben voneinander sonderte[8]. Mit größerer Akribie als Istrin edierte darauf E. Sackur[9] den lateinischen Text, ohne Istrins Ausgabe und dessen Beweis,

---

[1] G. v. Zezschwitz, Vom römischen Kaisertum deutscher Nation. Leipzig 1877.

[2] In der Histor. Zeitschrift XLI (1879), 149 ff.

[3] J. Häußner, Die deutsche Kaisersage. Bruchsaler Gym.-Progr. 1892.

[4] In dem Histor. Jahrbuch XIII (1892), 100—143.

[5] C. P. Caspari, Briefe, Abhandlungen und Predigten aus den zwei letzten Jahrhunderten des kirchlichen Altertums und dem Anfange des Mittelalters (Christiania 1890) 445 f. u. 470 ff.

[6] W. Bousset, Der Antichrist in der Überlieferung des Judentums, des Neuen Testamentes und der alten Kirche. Göttingen 1895.

[7] F. Kampers, Kaiserprophetien und Kaisersagen des Mittelalters. München 1895. 2. Aufl. u. d. Titel: Die deutsche Kaiseridee in Prophetie und Sage. München 1896.

[8] *V. Istrin,* Otkrovenie Mefodija Patarskajo i apokrifičeskija vidjenia Daniila. Isljedovanija i teksty (Die Apokalypse des Methodius von Patara und die apokryphen Visionen des Daniel. Einleitung und Texte), in den Čtenija der bei der Moskauer Universität bestehenden Gesellschaft für russische Geschichte und Altertümer. 1897.

[9] E. Sackur, Sibyllinische Forschungen und Texte (Halle a. S. 1898). Vgl. über Sackur und Istrin die gleich erwähnte Rezension von W. Bousset. Erhebliche Ausstellungen an Sackurs Schrift machte W. Kroll in der Berliner philolog. Wochenschrift 1899, Sp. 1194 ff.

daß die lateinische Übersetzung nicht auf die älteste Rezension des griechischen Urtextes zurückgeht, zu kennen. Sackurs verdienstvolle Arbeit brachte zugleich aber auch eine Fülle wertvollen und kritisch bearbeiteten Materials für die Erforschung der Prophetie, auf das wir noch zurückkommen werden. Das gleiche gilt von den scharfsinnigen Ausführungen W. Boussets, die derselbe neuerdings der Gruppe von Apokalypsen, welcher auch der Pseudo-Methodius nach Inhalt und Form angehört, widmete[1].

Es ist nun nicht unsere Aufgabe hier, was ausdrücklich betont sei, den ganzen Rattenkönig zu entwirren, den die wieder variierten und überzeichneten Texte darstellen; es genügt uns, das in diesen Apokalypsen verborgene archaistische Material, welches für unsere These beweiskräftig ist, herauszuheben. Wir beginnen mit einer Analyse des Textes, wobei wir auf die bisherigen Forschungsergebnisse, und zwar vornehmlich diejenigen Sackurs, hinweisen wollen. Sackurs Untersuchungen gründen sich freilich auf den lateinischen Text, welcher zwischen der ersten und zweiten Redaktion des griechischen einzureihen ist; es verschlägt das aber für unsere Untersuchung nichts, zumal wir der Arbeit Sackurs die Aufsätze Boussets gegenüberstellen, welche auf die griechischen Texte zurückgehen.

Im Chorus der sibyllinischen Stimmen in Ost und West will auch Pseudo-Methodius den Untergang der Welt als bevorstehend schildern. Zu dem Zweck gliedert er seine Arbeit in einen historischen und einen prophetischen Teil, „deren Verbindung durch den Nachweis der Rolle gegeben wird, die das Römerreich als das letzte der Weltreiche und als Reich der Christen am Ende der Dinge spielen wird“[2]. Die Weltgeschichte selbst wird nach älteren Vorbildern in sieben Jahrtausende eingeteilt; bei der Verwertung dieser Weltepochen läßt er indes das fünfte und sechste Millenarium ganz ausfallen. Sackur erklärt das dadurch, daß der Kompilator einer Quelle folgt, der die Einteilung nach Jahrtausenden zu Grunde liegt, einer Quelle, die er eben an der entsprechenden Stelle verläßt; als diese Quelle bezeichnet er die syrische Schatzhöhle. Die hierüber gebotenen scharfsinnigen Ausführungen sind wohl an einigen Stellen zu korrigiren[3], treffen indes im wesentlichen wohl das Rechte. Unter den geschilderten Herrschern treten zunächst die Persönlichkeiten Nimrods und Jonitus scharf hervor. Die Erwähnung des letzteren setzt, wie auch schon Sackur richtig erkannte[4], eine babylonische Überlieferung voraus, und zwar ist diese Figur nach der Ansicht des genannten Forschers kein anderer als Eabani, der Freund des Gilgamos im Epos. Bousset dagegen ist geneigt, in ihm den Ṣît-napištim zu erkennen, während ich für eine Vertauschung mit

---

[1] W. Bousset, Beiträge zur Geschichte der Eschatologie, in der Zeitschrift für Kirchengeschichte XX (1899), 103—131 u. 261—290. [2] Sackur, Sibyllinische Texte 9ff.

[3] Vgl. die Besprechung von Sackurs Schrift durch W. Bousset in der Theologischen Litteraturzeitung XXIV (1899), 537f. Boussets Ausführungen sind vornehmlich von Wert für die Zahlenbestimmungen im Pseudo-Methodius. Auf diese Besprechung folgt eine gleiche der Publikation Istrins, ebenfalls von Boussets Hand.

[4] Sackur S. 16.

Oannes-Ea plädiert habe[1]. Weiter erblicken wir unter der Zahl der angeblich historischen Namen den des Nabuchodonosor, dessen Vater Luzia, dessen Mutter die Königin von Saba war[2]. Darauf will unser Autor zeigen, wie die Reiche der Babylonier, Meder und Perser vereinigt wurden. Nabuchodonosor unterwarf die Reiche der Juden, Araber und Ägypter, Darius der Meder die der Inder und Äthiopier, Chores der Perser Thracien; er befreite die Kinder Israels und schickte sie zurück in das Land der Verheißung. Der Autor enthüllt uns schon hier in diesem Abschnitt einen Teil seines welthistorischen Systems von der Ablösung der großen Reiche; und zwar geschieht das bei ihm höchst einfach durch Heiraten. Es folgt jetzt der Alexander den Großen betreffende Teil der Weissagung, dessen bedeutsamste Partien hierhergesetzt seien[3]:

Ἄκουε τοίνυν αὖθις σὺν ἀκριβείᾳ πολλῇ, πῶς ἐστερεώθησαν αἱ βασιλεῖαι, πόσαι [τέσσαρες] βασιλεῖαι ἀλλήλαις συνήφθησαν Αἰθίοπες Μακεδόσι καὶ οἱ Ῥωμαῖοι Ἕλλησιν, οἱ τέσσαρες ἄνεμοι τῆς ὑπ' οὐρανῶν, οὓς ἐθεάσατο Δανιὴλ συσσείοντας τὴν μεγάλην θάλασσαν. Φίλιππος γὰρ ὁ Ἀλεξάνδρου πατὴρ Μακεδὼν ἦν καὶ ἔγημε τὴν Χουσὴθ θυγατέρα τοῦ Φὼλ βασιλέως Αἰθιοπίας, ἐξ ἧς οὗτος Ἀλέξανδρος τίκτεται Ἕλλην τύραννος γεγονώς. οὗτος κτίζει Ἀλεξάνδρειαν τὴν μεγάλην καὶ βασιλεύει ἐν αὐτῇ χρόνους ἐννεακαίδεκα. οὗτος κατελθὼν εἰς τὴν ἑῴαν ἀπέκτεινε Δαρεῖον τὸν Μῆδον καὶ κατεκυρίευσε χωρῶν καὶ πόλεων πολλῶν. καὶ περιενόστησε τὴν γῆν καὶ κατήχθη ἕως θαλάσσης τῆς ἐπονομαζομένης ἡλίου χώρας, ἔνθα καὶ ἑώρακεν ἔθνη ἀκάθαρτα καὶ δυσειδῆ. οἱ δὲ τῶν υἱῶν Ἰάφεθ ἀπόγονοι ἐβδελύττοντο τούτων τὴν ἀκαθαρσίαν.

Es folgt die Schilderung der bestialischen Völker Gog und Magog; dann heißt es weiter:

Αὖθις οὖν ἐλιπάρησε τὸν θεὸν καὶ ἐπήκουσε τῆς δεήσεως αὐτοῦ. καὶ προσέταξε κύριος ὁ θεὸς δύο ὄρεσιν, οἷς ἐστι προσηγορία Μαζζοὶ τοῦ Βορρᾶ, καὶ ἐπλησίασαν ἀλλήλοις ἄχρι πηχῶν δυοκαίδεκα. καὶ κατεσκεύασε πύλας χαλκᾶς κτλ.

Sodann wird auf Grund von Ezechiel ihr Wiederkommen am Ende der Tage verheißen. Der Autor fährt fort:

Τελευτήσαντος τοιγαροῦν τοῦ Ἀλεξάνδρου ἐβασίλευσαν ἀντ' αὐτοῦ οἱ τέσσαρες παῖδες αὐτοῦ. οὐ γὰρ ἔγημε πώποτε. καὶ Χουσὴθ δὲ ἡ μήτηρ αὐτοῦ ἡ καὶ Ὀλυμπιὰς ἀνέλυσε τῇ οἰκείᾳ πατρίδι εἰς τὴν Αἰθιόπων χώραν. Βύζας οὖν ὁ κτίσας Βύζαν ἀπέστειλεν ἐν τῇ Αἰθιοπίᾳ πρὸς τὸν Φὼλ βασιλέα Αἰθιοπίων Γερμανικὸν τὸν αὐτοῦ ἀρχιστράτηγον καὶ εἰρηνεύσας μετ' αὐτοῦ, γράψας αὐτῷ περὶ Χουσὴθ τῆς μητρὸς Ἀλεξάνδρου, ὅπως ἂν αὐτὴν λάβοι ἑαυτῷ εἰς γυναῖκα καὶ βασιλεῦσαι αὐτήν. δεξάμενος οὖν Φὼλ ὁ βασιλεὺς τὰ γράμματα παρὰ Γερμανικοῦ καὶ ἑωρακὼς τὰς παρ' αὐτοῦ φιλοτιμίας καὶ δεξάμενος ἄγαν ηὐφράνθη. ἀνέστη γοῦν καὶ αὐτὸς ἐξ

[1] Siehe oben S. 8. [2] Vgl. oben S. 98f.
[3] Istrin a. a. O. Texte 17ff.

ὅλων τῶν Ἰνδῶν καὶ Αἰθιοπίας, λαβὼν καὶ τὴν θυγατέρα αὐτοῦ Χουσήθ, ἐπορεύθη εἰς τὴν Βυζάντιον, ἔχων μεθ' ἑαυτοῦ σαράντα χιλιάδας Αἰθιόπων, καὶ ἐδεξιώθη ὑπὸ Βύζα ἔξωθεν τῆς θαλάσσης ἐν Χαλκηδόνι μετὰ πλήθους θυμηδίας. δέδωκε δὲ καὶ δώματα πάμπολλα τοῖς συνοῦσιν αὐτῷ. καὶ εἰσῆλθε Φὼλ εἰς Βυζάντιον καὶ δέδωκε φιλοτιμίας καὶ δῶρα μέγιστα κατὰ τὴν βασιλικὴν μεγαλοψυχίαν. καὶ ἔλαβεν ὁ βασιλεὺς τὴν Χουσὴθ θυγατέρα Φὼλ [καὶ] βασιλέως τῆς Αἰθιοπίας, ἐξ ἧς ἐτέχθη αὐτῷ θυγατήρ, ἣν ἐπεκαλέσατο ἐπ' ὀνόματι τῆς πόλεως Βυζαντίαν. καὶ αὐτὴν δὲ ἔγημεν Ἀρμάλειος ὁ Ἀρμαλεὺς βασιλεὺς Ῥώμης. διὰ τὴν ὑπερβάλλουσαν αὐτῆς σφόδρα εὐπρέπειαν[1]. ἦν δὲ καὶ αὐτὸς ἄγαν ἁπλοῦς καὶ μεγαλόψυχος, ὅθεν καὶ ἐν τοῖς προικίοις ἐδωρήσατο αὐτῇ τὴν Ῥώμην. ἀκούσαντες δὲ οἱ μεγιστάνες αὐτοῦ ἠγανάκτησαν κατ' αὐτοῦ. τέτοκεν οὖν ἡ Βυζαντία τρεῖς υἱούς, ὧν τὸν μὲν ἕνα ἐπωνόμασεν εἰς τὴν τοῦ πατρὸς προσηγορίαν Ἀρμάλειον, τὸν δὲ ἕτερον Οὐρβανόν, τὸν δὲ ἄλλον Κλαύδιον. ἐβασίλευσαν οὖν ἑκάτεροι ὁ μὲν Ἀρμαλεὺς ἐν Ῥώμῃ ἀντὶ Ἀρμαλέως τοῦ ἰδίου πατρός, Οὐρβανὸς δὲ εἰς Βύζαν πόλιν τῆς αὐτοῦ μητρός, Κλαύδιος δὲ ἐν Ἀλεξανδρείᾳ. κατεκράτησεν οὖν τὸ σπέρμα τῆς Χουσὴθ θυγατρὸς Φὼλ βασιλέως Αἰθιοπίας τῆς τε Μακεδόνων καὶ Ῥωμαίων καὶ Ἑλλήνων. ἔστι δὲ νῦν ἡ βασιλεία τῶν Ῥωμαίων ἤγουν Ἑλλήνων ἐκ σπέρματος τῶν Αἰθιόπων αὕτη προφθάσασα χεῖρα αὐτῆς τῷ θεῷ ἐν τῇ ἐσχάτῃ ἡμέρᾳ κατὰ τὴν προφητικὴν ἐκφαντορίαν.

Bezüglich der hier auftretenden Chuseth ist das Nothwendige bereits gesagt[2]; bezüglich der Gog- und Magogepisode meint Sackur, daß dieses Stück aus dem äthiopischen Roman herausfalle[3]. Wichtig für unsere Zwecke ist die Erklärung, die derselbe Forscher für die vier παῖδες beibringt. Da Pseudo-Methodius ausdrücklich sagt, Alexander sei nicht verheiratet gewesen, so sind unter diesen παῖδες nicht Kinder, sondern Diener verstanden, und in dem Bilde von der Vierzahl derselben ist die orientalische Vorstellung von der Diadochenherrschaft eingeschlossen. Die Vierzahl selbst erklärt sich aus der Danielischen Prophetie[4] von den vier Hörnern. Für diese Deutung führt Sackur einige analoge Stellen an: „So sind bei Michael Syrus die vier Hörner vier Freunde Alexanders, bei Abulfaragh vier Diener wie bei Pseudo-Methodius, bei Jephet ibn Ali vier Schüler, im hebräischen Alexanderroman vier Heerführer und in den großen Georgischen Annalen vier Mitglieder seiner Familie.“[5] Bei der letzteren Stelle ist es von ganz besonderem Interesse, daß hier die Nachfolger Alexanders mit der Gründung der Welthauptstädte in

---

[1] Der lateinische Text hat: quam et nuptus est Romyllus, qui et Armaleus, rex Romae. [2] Siehe oben u. a. S. 99.

[3] Sackur S. 33ff. [4] Dan. 8, 8.

[5] Sackur S. 31 verweist auf Chronique de Michel le Grand. Trad. par V. Langlois (Venise 1868), 77. *Gregorii Abulpharagii* Chronicon Syriacum, ed. G. W. Kirsch (Leipzig 1789), 37. *Jephet ibn Ali* in seinem arabischen Danielkommentar, hrsg. von D. S. Margoliouth in den Anecdota Oxon., Sem. Series, vol. I, pars 3 (Oxf. 1889), 42 u. 71. *Gaster,* An old Hebrew romance of Alexander, in dem Journal of Asiatic society 1897, p. 548. *M. Brosset,* Histoire de la Géorgie I (St. Pétersbourg 1849), 35.

Verbindung gebracht werden. Antiokhus baut Antiochien, Hromos Rom, Bizintos Byzanz. Auch in der alexandrinischen Historiographie kommt dieser Gedanke zum Ausdruck; in den Excerpta graeca barbari[1] lesen wir: Ἐτελεύτησεν ἐν ἔτει * * καταλείπων μεθ' ἑαυτὸν ἄρχοντας δ'. Man fühlt überall den Grundgedanken heraus, der uns schon in der Deutung des letzten Weltreiches auf das macedonisch-römische begegnete, daß nämlich Alexander der Große als der Schöpfer des griechisch-römischen Reiches anzusehen sei. Thatsächlich tritt Alexander auch in der alexandrinischen Geschichtschreibung als derjenige auf, welcher die Reiche der Römer, Griechen und Ägypter von dem Joche der Chaldäer zu befreien hat. Von ihm wird hier gesagt: καὶ ἔμεινε Ῥώμη ἀβασίλευτος, μέχρις οὗ ἀνέστησεν ὁ θεὸς Ἀλέξανδρον τὸν Μακεδόνα καὶ κτίστην[2].

Der ursprüngliche Gedankengang dieser historischen Entwicklung war sicherlich der, daß jene vier παῖδες die weitere Gliederung des römischen Reiches bewerkstelligen sollten. Pseudo-Methodius durchbricht dieses System, indem er neben Alexander noch die Figur des Byzas auftauchen läßt, der Alexanders Mutter Chuseth heiratet und mit ihr eine Tochter erzeugt, von der die künftigen Weltherrscher abstammen. Bei der Tendenz des Verfassers, den Nachweis zu erbringen, daß das große Reich der Christen, in dem das heilige Kreuz steht, ex semine Aethiopisse entstanden sein soll, ist diese Umänderung verständlich. Sackur[3] schließt aus dieser Thatsache, daß der Roman ein durchaus künstliches Produkt ist, das einen bestimmten, vorgesetzten Beweis liefern sollte; des weiteren zeigt nach ihm die Methode, „die Beziehungen der Weltreiche, ihre Vereinigung und Trennung durch verwandtschaftliche Verhältnisse zu erklären", genau dieselbe Tendenz, wie er sie an der der Alexanderperiode voraufgehenden Geschichtskonstruktion wahrnehmen zu dürfen glaubte. Daraus ergäbe sich die weitere Folgerung, daß die Verfasser beider Teile identisch sein müßten, und daß dieser gemeinsame Verfasser aus alexandrinischem Bildungskreise heraus geschrieben habe.

Nach dieser Darstellung des leitenden Gedankens, daß das römische Reich aus äthiopischem Samen entstanden sei, bringt unser Autor die berühmte Stelle 2 Theff. 2, 7. 8: Nunc qui tenet, teneat, donec e medio fiat, et tunc revelabitur iniquus. Die Erörterungen, welche unser Autor an dieses Apostelwort knüpft, übernimmt er, wie Sackur gezeigt hat[4], wörtlich aus einem Abschnitt seines Zeitgenossen, Anastasius Sinaita.

Der hier eingelegte exegetische Versuch leitet zur Prophezeiung über.

---

[1] Chronica Minora collegit et emend. C. Frick I (Lipsiae 1892), 316. Ebenso bei *Hippolyti Romani* Quae feruntur omnia graece, ed. P. A. de Lagarde (Lipsiae 1858), 78, und *Pitra*, Analecta Sacra IV (Paris 1883), 317. Ebenso bei E. Bratke, Das neuentdeckte vierte Buch des Danielkommentars von Hippolytus (Bonn 1891) 4. 32. Vgl. Frick S. 447. 451.

[2] Chronica Minora I, 245. Sackur S. 33, Anm. 1.

[3] Sackur S. 33.

[4] *Anastasius Sinaita,* Disp. adv. Iudeos bei *Migne,* Patr. gr. LXXXIX, 1212.

Wenn aber, sagt unser Autor, die Wut der Ismaeliten im Ansturm gegen das römische Reich ihren Höhepunkt erreicht hat, dann kommt der große letzte Kaiser. Die hierauf bezügliche Stelle sei mit einer Kürzung hierhergesetzt[1]:

Καὶ μετὰ τὴν θλίψιν τῶν Ἰσμαηλιτῶν, ἡνίκα κινδυνεύσωσιν οἱ ἄνθρωποι θλιβόμενοι κακοχούμενοι ἐν ταῖς νίκαις αὐτῶν, αἷς ἐξερήμωσαν Περσίδα τε καὶ Ῥωμανίαν καὶ Κιλικίαν Συρίαν καὶ Καππαδοκίαν Ἰσαυρίαν Ἀφρικὴν καὶ Σικελίαν καὶ τοὺς κατοικοῦντας πλησίον Ῥώμης καὶ τὰς νήσους, ἐνδιδυσκόμενοι καθάπερ νύμφιοι καὶ βλασφημήσαντες ἐροῦσιν· „οὐκ ἔχουσιν ἀνάρρυσιν οἱ χριστιανοὶ ἐκ τῶν χειρῶν ἡμῶν.“ Τότε αἰφνιδίως ἐπαναστήσεται ἐπ' αὐτοὺς βασιλεὺς Ἑλλήνων ἤτοι Ῥωμαίων μετὰ μεγάλου θυμοῦ καὶ ἐξυπνισθήσεται καθάπερ ἄνθρωπος ἀπὸ ὕπνου καθὼς πιὼν οἶνον, ὃν ἐλογίζοντο οἱ ἄνθρωποι ὡσεὶ νεκρὸν καὶ εἰς οὐδὲν χρησιμεύοντα. οὗτος ἐξελεύσεται ἐπ' αὐτοὺς ἐκ τῆς θαλάσσης Αἰθιοπίων καὶ βάλλει ῥομφαίαν καὶ ἐρήμωσιν ἕως Ἐθρίμβον ἤτοι εἰς τὴν πατρίδα αὐτῶν καὶ αἰχμαλωτεύσει τὰς γυναῖκας αὐτῶν καὶ τὰ τέκνα. ἐπὶ δὲ τοὺς κατοικοῦντας τὴν γῆν τῆς ἐπαγγελίας κατέλθωσιν οἱ υἱοὶ τοῦ βασιλέως ἐν ῥομφαίᾳ καὶ ἐκκόψουσιν αὐτοὺς ἀπὸ τῆς γῆς.

Es folgen die allgemeine Pacifikation und die Schilderung der Heraufführung der verheißenen Sabbatzeit durch den römischen Kaiser. Am Schluß der letzteren durchbrechen Gog und Magog die Thore, und der Antichrist erscheint.

Καὶ ἐπὰν φανῇ ὁ υἱὸς τῆς ἀπωλείας, ἀναβήσεται ὁ βασιλεὺς τῶν Ῥωμαίων ἄνω εἰς Γολγοφᾶ, ἔνθα ἐπάγην τὸ ξύλον τοῦ σταυροῦ, εἰς τόν τόπον, ὅπου προσηλώθη ὁ κύριος ἡμῶν Ἰησοῦς Χριστὸς καὶ θεὸς ἡμῶν καὶ τὸν ἑκούσιον ὑπὲρ ἡμῶν ὑπέμεινε θάνατον. καὶ ἀρεῖ ὁ βασιλεὺς τῶν Ῥωμαίων τὸ στέμμα αὐτοῦ καὶ ἐπιθήσει αὐτὸ ἐν τῷ σταυρῷ καὶ ἐκπετάσας τὰς χεῖρας αὐτοῦ εἰς τὸν οὐρανὸν καὶ παραδώσει τὴν βασιλείαν αὐτοῦ τῷ θεῷ καὶ πατρὶ καὶ ἀναληφθήσεται ὁ σταυρὸς εἰς τὸν οὐρανὸν ἅμα τῷ στέμματι τοῦ βασιλέως.

Darauf werden noch das Auftreten des Antichrists und der Hereinbruch des Weltunterganges geschildert.

Sackur versucht[2] die Beschreibung des letzten Königs Konstantin IV. oder Justinian II. anzupassen, wodurch er zugleich seine Ansicht über die Abfassungszeit der Prophetie bekundet; daß seine Deutung des Wortes von dem wie aus dem Weinrausch erwachenden Manne, den die Welt für einen Toten hielt, durchaus nicht gelungen ist, da er, wenigstens für Konstantin, nur an den Nachsatz dieses Wortes: καὶ εἰς οὐδὲν χρησιμεύοντα, anknüpft, ist sicher. Dazu hat er den weiteren Zug: οὗτος ἐξελεύσεται ἐπ' αὐτοὺς ἐκ τῆς θαλάσσης Αἰθιοπίων, überhaupt nicht beachtet. Und doch ist gerade das letzte Wort der Schlüssel zu dieser bunten Weissagung. Wie aus Äthiopien der große Alexander kam, der Gründer der griechisch-römischen Weltmacht, so soll auch der letzte große Kaiser, der die Herrschaft an Christus

[1] Istrin a. a. O. Texte 36 ff. [2] Sackur S. 49.

zurückgiebt und damit ein Zeichen des hereinbrechenden Weltuntergangs giebt, aus Äthiopien stammen. Die Zukunftsweissagung darf von der historischen Konstruktion der Ablösung der Weltreiche nicht getrennt werden. Jetzt fällt helles Licht auf Pseudo-Kallisthenes, jetzt erklärt sich, warum die Königin von Saba zur Kandake und Königin des äthiopischen Reiches Meroe geworden ist, jetzt erklärt sich auch, warum sie mit der Mutter Alexanders identifiziert wurde; wir haben eine Geschichtskonstruktion vor uns, welche den großen Weltherrscher in tendenziöser Weise zum Sohn einer äthiopischen Prinzessin macht. Lange vor Pseudo-Methodius sehen wir also schon die Ansätze zu einer derartigen Geschichtslüge; und ist nicht etwa auch die Fabel von seiner göttlichen Erzeugung durch Jupiter Ammon in dieser Richtung zu deuten? Diese Tradition, wie sie Pseudo-Methodius vertritt, kennt auch noch einige Rudimente der Alexandersage; so läßt auch sie ihn in das Land der Sonne gelangen und Gog und Magog umwallen. Aber gleich nach der eingehenden Schilderung dieser Einschließung macht die Darstellung einen bemerkenswerten Sprung. Keine Rede von Cäsar, kein Wort über Augustus, nichts von Konstantin, keine Erwähnung der gewaltigen Völkerstürme, nein, ein direkter Sprung von dem großen Macedonier auf die islamitische Bewegung der Gegenwart des Kompilators. Besser konnte er uns die Thatsache, daß er altes eschatologisches Gut für seine Zwecke umarbeitete, gar nicht enthüllen; und da seine Mitteilungen über den Alexander der Legende von seinen Weissagungen über den Zukunftskaiser nicht getrennt werden können, so zeigt sich, daß er jene von uns postulierte Alexanderweissagungen kannte und ihnen nur einige der Gegenwart angepaßte Züge verlieh, ohne den auch den Zeitgenossen unerklärlichen Zug vom Auferwachen des scheinbar Toten zu tilgen. Es giebt nur eine Auffassung dieser letzten Stelle: die wörtliche. Es wird ein früherer Herrscher vom Schlafe erwachen, das Reich noch einmal zur Macht emporführen und dann seine Krone auf Golgatha übergeben[1]. Die schon citierten Verse Gottfrieds von Viterbo:

reddo tibi restituamque thronum,
Te solo dominante volo tibi regna relinqui,

gewinnen Leben. Nur Alexander der Große selbst, der angebliche Gründer der letzten Weltmacht, kann dieser wiedererwachende Kaiser sein. Jetzt klärt sich erneut die verschwommene Darstellung der syrischen Alexanderlegende auf, die da vom Reiche Alexanders am Ende der Tage und von der Thronübergabe des Macedoniers nach Jerusalem sprach[2]; wir haben in ihr eine einheitliche Alexanderprophetie vor uns, in der die ursprüngliche eschatologische Wertung des Helden nur noch dunkel hervortritt. Daß diese Folgerungen

---

[1] Sackurs Hinweis (S. 42) auf Ps. 77, 61—63: Et excitatus est tamquam dormiens Dominus, tamquam potens crapulatus a vino, zeigt nur, wie der Autor zu dieser Einkleidung des ihm überlieferten Gedankens des Wiedererwachens seines Helden gekommen sein kann.

[2] Siehe oben S. 24 u. 70ff.

und Gegenüberstellungen nicht aus der Luft gegriffen sind, das beweist zunächst die Prophezeiung Pseudo-Daniels.

2. Die Weissagung Pseudo-Daniels.

Die Methodiusprophetie erhält durch eine Gegenüberstellung mit der Danielapokryphe erst ihre rechte Beleuchtung. Auf die Existenz einer derartigen Apokalypse, oder besser, derartiger Apokalypsen mußte bereits die bekannte Stelle in der Legatio Liutprands von Cremona hinweisen; außerdem findet sich in der Stichometrie des Nicephorus und der Synopse des Athanasius unter den alttestamentlichen Apokryphen ein Danielbuch[1]. Die letzten Jahre haben uns nun eine Fülle von handschriftlichem Material über diese Danielapokalypse gegeben[2]. Die Texte sind meistens sehr jungen Ursprunges, verraten aber, trotzdem sie immer wieder neue Zusätze erhielten, doch noch einige Verwandtschaft untereinander, worauf die kritische Studie von Macler gar nicht eingegangen ist. Uns interessiert vor allem der griechische Text; denn die orientalischen Versionen bieten für unsere Frage so gut wie gar nichts. Da hat nun Bousset[3] die scharfsinnige Beobachtung gemacht, daß auch dieser griechische Text in den uns überlieferten Fassungen sehr jung sein müsse. Die Weissagung beginnt nämlich mit dem Weherufe: οὐαί σοι γῆ ὅταν τὸ τῶν

[1] Th. Zahn, Forschungen zur Geschichte des neutestamentlichen Kanons und der altkirchlichen Litteratur V (1893), 115f.

[2] Die hauptsächlichste Litteratur sei hier angegeben: Der griechische Text bei *J. A. Fabricius,* Codex pseudepigraphus Veteris Testamenti p. 1140. *C. Tischendorf,* Apocalypseos apocryphae (Lipsiae 1886) xxx—xxxiii, vollständig ediert von E. Klostermann, Analecta zur Septuaginta, Hexapla und Patristik (Leipzig 1895) 113—123. Varianten dazu aus einer Wiener Handschrift bei E. Klostermann, Zur Apokalypse Daniels, in der Zeitschrift für alttestamentliche Wissenschaft XV (1895), 147ff. Einen andern Text teilt mit *A. Vassiliev* in seinen Anecdota Graeco-Byzantina I (Moskau 1893), 43sq. Eine persische Danielprophetie bei *S. Cahen,* La Bible IX (Paris 1843), 159 und H. Zotenberg, Geschichte Daniels, im Archiv für wissenschaftliche Erforschung des Alten Testamentes I (1867—1869), 385ff. Darüber auch *J. Darmesteter,* L'Apocalypse persane de Daniel, in den Mélanges Rénier, Bibliothèque de l'École des hautes études, 73e fasc. (Paris 1887), 405—420. Eine armenische Version dieser Apokalypse wurde mitgeteilt von G. Kalemkiar, Die siebente Vision Daniels, in der Zeitschrift für die Geschichte des Morgenlandes VI (1892), 109—136 und die Übersetzung S. 227—240. Über das Verhältnis der armenischen zur griechischen Überlieferung S. 111. Der Herausgeber glaubt, daß die römisch-byzantinischen Kaiser von Konstantin bis Heraklius genannt werden. Zum Schlusse sagt er: „Dieser ‚Prophet', gewiß ein Grieche, hat daher seine ‚Vision' in der Mitte des 7. Jahrhunderts geschrieben. Die armenische Übersetzung dürfte in demselben Jahrhundert abgefaßt sein." Die Erwähnung des Heraklius bestreitet Zahn a. a. O. 118, schließt sich aber seinem Vorgänger in der Bestimmung der Abfassungszeit an. Bezüglich des Verhältnisses beider Überlieferungen sagt Zahn, daß sie auf eine gemeinsame Wurzel zurückgehen. Bousset schließt sich in seinem „Antichrist" der letzteren Vermutung (S. 41) an. Die „Beiträge" des letzteren, die wiederholt citiert wurden, gehören auch hierher. Eine Analyse sämtlicher Danielapokryphen neuerdings bei *F. Macler,* Les Apocalypses apocryphes de Daniel. Paris 1895. Hier auch eine koptische Version.

[3] Beiträge 290.

Ἀγγέλων σκήπτωρ βασιλεύσει ἐν σοί, und dieser Weheruf gilt dem byzantinischen Hause der Angeli. Aber schon die armenische Version weist uns in das 7. Jahrhundert zurück[1], und thatsächlich ergiebt es sich, daß die verschiedenen zusammengehörigen Texte doch eine Fülle ersichtlich alten Materials enthalten.

Wir beginnen mit einer Analyse der Weissagung. Der Herr sendet seine Strafengel aus gegen die verschiedenen Länder; namentlich genannt werden Syrien, Phrygien, Galatien, Mesopotamien und Kappadocien. Gegen Konstantinopel ergießt sich eine eigene Weissagung. Dann heißt es wörtlich[2]:

Καὶ ταραχθήσονται τὰ ἔθνη τὰ καθήμενα ἐπὶ νότου γωνίας, καὶ ἐγερθήσεται ὁ μέγας Φίλιππος μετὰ γλωσσῶν δεκαοκτὼ καὶ ταραχθήσονται ἐν τῇ Ἑπταλόφῳ καὶ συνκροτήσουσι πόλεμον οἷος οὐ γέγονέν ποτε τοιοῦτος. καὶ δράμωσιν εἰς τὰς ἐμβολὰς καὶ ῥίμνας τῆς Ἑπταλόφου τὰ αἵματα τῶν ἀνθρώπων ὡσεὶ ποταμοί. καὶ θολωθήσεται ἡ θάλασσα ἐκ τοῦ αἵματος αὐτῶν ἕως εἰς τὰ στενὰ τῆς ἀβύσσου. καὶ τότε βοῦς βοήσει καὶ ξηρόλοφος θρηνήσει καὶ τὸ σταθόριον εἴπῃ· „εἰρήνη ὑμῖν, ἀρκεῖ μοι ἡ ἐκδίκησις αὕτη ἐκ τῶν ἀνηκόων. τὸ λοιπὸν ἀπέλθατε ἐπὶ τὰ δεξιὰ μέρη τῆς Ἑπταλόφου καὶ εὑρήσετε ἄνθρωπον ἐπὶ δύο κιόνων ἱστάμενον ἐν κατηφείᾳ πολλῇ, μεστὸς τῆς ἡλικίας ἐλεήμων φορῶν πενιχρὰ τῇ ὄψει αὐστηρὸς τῇ δὲ γνώμῃ πραΰς, ἔχοντα ἐπὶ τὸν δεξιὸν πόδα μέσον τοῦ καλάμου ἧλον. λάβετε αὐτὸν καὶ στέψετε βασιλέα." καὶ λαβόντες αὐτὸν τέσσαρες ἄγγελοι ζωηφόροι εἰσενέγκουσιν αὐτὸν εἰς τὴν Ἁγίαν Σοφίαν καὶ στέψουσιν αὐτὸν βασιλέα καὶ δίδωσιν αὐτὸν ἐν τῇ δεξιᾷ χειρὶ ῥομφαίαν λέγοντες αὐτόν· „ἀνδρίζου, Ἰωάννη, καὶ κραταιοῦ καὶ νίκα τοὺς ἐχθρούς." καὶ αὐτὸς ἄρας τὴν ῥομφαίαν ἐκ τῶν ἀγγέλων πατάξει τοὺς Ἰσμαηλίτας· μερίσει τρία μέρη· τὸ ἕνα πατάξει ἐν ῥομφαίᾳ τὸ δεύτερον βαπτίσει καὶ τὸ τρίτον καταδιώξει ἕως μονοδένδρου μετὰ μεγάλου θυμοῦ. καὶ ἐν τῷ ὑποστρέφειν αὐτὸν ἀνοιχθήσονται οἱ θησαυροὶ τῆς γῆς καὶ πάντες πλουτήσουσιν καὶ οὐδεὶς ἔσται πένης. καὶ ἡ γῆ δώσει τοὺς καρποὺς αὐτῆς ἑπταπλασίονα καὶ τὰ ὅπλα τὰ πολεμικὰ γεννήσονται ὡς δρέπανα καὶ βασιλεύσει ἔτη ιβ΄. καὶ αὐτὸς προϊδὼν τὸν θάνατον αὐτοῦ πορευθεὶς εἰς τὰ Ἱεροσόλυμα ἵνα παραδώσῃ τὴν βασιλείαν τῷ θεῷ. καὶ μετ' αὐτοῦ βασιλεύσουσιν οἱ τέσσαρες υἱοὶ αὐτοῦ, ὁ πρῶτος ἐν Ῥώμῃ, ὁ δεύτερος ἐν Ἀλεξανδρείᾳ, ὁ τρίτος ἐν Ἑπταλόφῳ, ὁ τέταρτος ἐν Θεσσαλονίκῃ. καὶ οὕτως ἀλληλομαχήσουσιν καὶ τοὺς ἱερεῖς καὶ τοὺς μοναχοὺς μετ' αὐτοὺς ἐπάρωσιν εἰς τὸν πόλεμον καὶ οὐδεὶς ἐξ αὐτῶν σωθήσεται. καὶ διὰ τὸ μὴ εἶναι ἄνδρα χρήσιμον στέψουσιν μιαρώτατον γύναιον βασιλέα ἐν Ἑπταλόφῳ καὶ μιανεῖ τὰ ἅγια τοῦ θεοῦ θυσιαστήρια. καὶ φωνὴν δώσει λέγουσα τῇ γῇ· „πλὴν ἐμοῦ θεὸς οὐκ ἔστι, ἢ τίς δύναται ἀντιστῆναι τὴν ἐμὴν βασιλείαν;" Darauf folgt die Ankunft des Antichrists.

[1] Vgl. oben S. 146, Anm. 2.

[2] Istrin a. a. O. Texte 137. Daß dieser Text sekundär ist, wie Bousset, Beiträge 289, annimmt, ist möglich; indes giebt er ein weit charakteristischeres Bild als die von ihm angenommene ältere Redaktion, auf die übrigens auch zurückzukommen ist.

Stellen wir dem für uns bedeutsamsten Teile dieser Weissagung gleich hier eine andere Prophetie gegenüber. In einer Umarbeitung des Methodiusbuches mit dem Titel: Τοῦ ἐν ἁγίοις πατρὸς ἡμῶν Ἰωάννου τοῦ Χρυσοστόμου λόγος ἐκ τὴν ὅρασιν τοῦ Δανιήλ[1]. Hier heißt es:

Τότε βλασφημήσαντες οἱ Ἰσμαηλῖται ἐροῦσιν ὅτι οὐκ ἔχουσιν ἀνάῤῥυσιν ἐκ τῶν χειρῶν ἡμῶν οἱ Ῥωμαῖοι τότε αἰφνιδίως ἐξέλθωσιν οἱ τῆς πόλεως ἐκείνης τῆς καλουμένης Τυραννίδος καὶ εὑροῦσιν [τινὰ] δι' ἀποκαλύψεως θεοῦ μέσον τῆς αὐτῶν πόλεως ἄνθρωπόν τινα οὗτινος τὸ ὄνομα ἦν ἔλαττον ἐν τῷ κόσμῳ. καὶ τοῦτον κρατήσαντες ἀπάξουσιν αὐτὸν μέχρι δίνης κἀκεῖ χρίσουσιν αὐτὸν εἰς βασιλέα ὃν εἶχον οἱ ἄνθρωποι ὡσεὶ νεκρὸν καὶ οὐδὲν χρησιμεύοντα. ἔστιν δὲ τὸ ὄνομα αὐτοῦ εἰς τὸ τριακοσιοστὸν κεφάλαιον.

In dieser Fassung — vorhergeht die Schilderung der Belagerung von Byzanz durch Ismael — bezieht sich die Stelle, wie Bousset[2] wohl überzeugend dargethan hat, auf Leo den Isaurier, dahin führt auch die angegebene Zahl. Ähnlich lautet auch der Text in der Fassung der Danielapokryphe, der Bousset das höchste Alter zuschreiben möchte[3].

Καὶ ἐξελεύσεται ἄνθρωπος ἐκ πολυφόρου ἐπιφερόμενος σημεῖα ἔχων τίτλωμα ἐπὶ τὸν δάκτυλον αὐτοῦ. ἡ λαλιὰ αὐτοῦ ἡδεῖα, ἡ ῥὶς αὐτοῦ ἐπίκυφος, κολοβὸς τῇ στάσει. Τότε αἰφνίδιον ἐξελεύσονται οἱ τῆς αὐτοῦ πόλεως Τυραννίδος καὶ ἐροῦσιν αὐτῷ δι' ἀποκαλύψεως θεοῦ, τὸ δὲ ὄνομα αὐτοῦ ἔσται τὸ τριακοστὸν στοιχεῖον. Ἀναβιβάσαντες δὲ αὐτὸν ἐν ἅρματι καὶ χρίσονται αὐτὸν βασιλέα ὃν ἐδόκουν οἱ ἄνθρωποι ὡς νεκρὸν εἶναι καὶ εἰς οὐδὲν χρησιμεύειν. Καὶ ἐπιθήσει κύριος ὁ θεὸς τὴν χεῖρα αὐτοῦ ἐπὶ τὴν κορυφὴν αὐτοῦ.

Wir sehen, der Zug des Wiedererwachens ist originär; aber es ist noch **ein** neuer hinzugekommen in den Worten οὗτινος τὸ ὄνομα ἦν ἔλαττον ἐν τῷ κόσμῳ. Diese nötigen uns, weit über die Zeit der byzantinischen Epigonen hinauszugreifen mit unserer Deutung. Wir sind gezwungen, an einen großen Kaiser der Vergangenheit von Byzanz zu denken. Der Name Konstantin drängt sich zuerst auf; daß thatsächlich auf ihn diese Weissagung bezogen wurde, werden wir bei der Besprechung der tiburtinischen Sibylle wahrnehmen. Drei Thatsachen zwingen uns aber, an Alexander zu denken: einmal, daß in dem oben mitgeteilten Text zunächst der μέγας Φίλιππος, dann ein Kaiser Johannes folgt und schließlich, wie im Methodiustexte, die Diadochenzeit, repräsentiert durch die τέσσαρες υἱοί. In diesem Zusammenhang, zumal wenn wir Methodius- und Danielapokryphe nebeneinander halten, kann es gar nicht zweifelhaft sein, daß hier Philipp, Alexander und die Diadochenzeit gemeint ist. Im Pseudo-Methodius haben diese vier παῖδες eine merkwürdige Statistenrolle zu Gunsten der Enkel der Chuseth zu vertreten, und zweifellos ist es gerade der eingeschobene Chusethroman gewesen, der die ursprüngliche Schilderung der Diadochenzeit als die beginnende Verwirrung der Endzeit durchbrochen bezw. verdunkelt hat. Die Möglichkeit besteht freilich, daß der Name Johannes

---

[1] Bei *Vassiliev*, Anecdota 36. [2] Beiträge 266.
[3] Bei *Vassiliev* S. 39.



später an die Stelle des Namens Alexanders gesetzt wurde. Wenn Bousset aber auch den Namen Philipp auf einen Franzosenkönig deuten will, so glaube ich, verstößt das gegen den Tenor der ganzen Weissagung[1]. Ich halte an der Deutung fest, daß der messianische König im Oriente Johannes genannt worden ist, und daß Alexander hier mit dieser apokalyptischen Chiffre bezeichnet wurde. Wie dem auch sein mag, daß er ursprünglich der Held war, ist auch ohnehin sicher. Daß Alexander als byzantinischer König gedacht wurde, braucht nicht bewiesen zu werden; übrigens sagt ja eine Überarbeitung des Pseudo-Methodius ausdrücklich[2]: πληρωθείσης δὲ τῆς δ' χιλιάδος ἐβασίλευσεν ἐν τῇ Βυζαντίᾳ Ἀλέξανδρος ὁ τῶν Μακεδόνων. οὗτος τοίνυν εὐπρέπησεν κυρίῳ τῷ θεῷ καὶ ἔδωκεν αὐτῷ κύριος ὁ θεὸς νίκην κατ' ἐχθρῶν καὶ σοφίαν τοῦ συνιέναι πάντα.

Trefflich stimmt auch die Beschreibung des Anonymus in einem Vaticinium auf Byzanz, das uns Vassiliev überliefert, mit dieser Deutung; hier heißt es[3]: καὶ ἐξαναστήσεται αἰφνίδιος βασιλεὺς δίκαιος ἀφωμοιωμένος τῷ υἱῷ τοῦ θεοῦ, οὗ γράμμα τοῦ ὀνόματος αὐτοῦ (Lücke). καὶ προσκαλέσεται τὴν Ἰνδίαν καὶ Καριὸν (?) συμπαραλάβει αὐτήν. ἔστι δὲ καὶ ἡ χώρα μεγάλη καὶ ἀβασίλευτος. καὶ ἐξελεύσεται διὰ τῆς θαλάσσης τῆς μεγάλης Αἰθιωπίας, συμπαραλάβει δὲ Αἴγυπτον καὶ Ἀφρικὴν καὶ ἐξελεύσεται εἰς τὰ ὄρη τῆς Συρίας ποιῶν πολέμους μεγάλους καὶ ἰσχυροὺς καὶ περάσει τὸν Ἰορδάνην u. s. w.

Es kommt noch hinzu, daß es in andern Texten, so zunächst in einer Bearbeitung des Methodiustextes, heißt[4]: καὶ παραδώσει κύριος ὁ θεὸς τὸν Ἰσμαὴλ εἰς χεῖρας τοῦ βασιλέως καὶ μετὰ ταῦτα ἀποστελεῖ εἰς τὰς χώρας αὐτῶν καὶ ποιήσει κατασκευὴν πλοίων καὶ ὀρνεύσει αὐτά. καὶ ἄλλους ἀγγέλους αὐτοῦ ἀποστελεῖ εἰς τὰ ἐνδότερα μέρη τῆς Ῥώμης καὶ ἡμερώσει τὰ ξανθὰ ἔθνη καὶ ὁμοῦ διώξουσιν τὸν Ἰσμαήλ. καὶ τότε πληρωθήσεται ἡ προφητεία ἡ λέγουσα ὅτι κύων καὶ σκύμνος διώξουσιν ἀγρόν[5]. Dieses letzte Gleichnis kannte schon der spätere Liudprand, auch wußte er, daß man es auf das Bündnis der Franken und Byzanz gegen den Islam deutete, was in der vorliegenden Apokryphe ja auch der Fall ist. Das prophetische Gleichnis selbst ist indes weit älter. Auch in der syrischen Esraapokalypse spielt der Löwensohn eine Rolle[6], den Sackur und Bousset wohl mit Recht auf Alexander deuten, indem sie an die Weissagung anknüpfen, die den Ägyptern nach Pseudo-Kallisthenes nach der Flucht des Nectanebo zu teil wurde: „Dieser König, der entflohen ist, wird wieder nach Ägypten kommen, nicht als ein alter Mann, sondern in Jugendkraft, und wird die Perser, unsere Feinde, unterwerfen[7] — eine Weissagung, die Alexander zur Wahrheit machte, indem er sich zum Sohne

---

[1] Bousset (S. 290) denkt an Philipp II.
[2] Bei Istrin S. 53.
[3] Bei *Vassiliev* S. 48.
[4] *Vassiliev* S. 36.
[5] *Liudprandi* Legatio in den Mon. Germ. SS. III, 356.
[6] Baethgen, Beschreibung der syrischen Handschrift „Sachau“ auf der kgl. Bibliothek zu Berlin, in der Zeitschrift für alttestamentliche Wissensch. VI (1886), 200ff. Bousset, Antichrist 47f.
[7] *Pseudo-Kallisthenes* 1, 3.

des geflüchteten Herrschers bekannte[1]. Wenn man von dieser Erwägung ausgeht, klärt sich auch die Rolle auf, die Philipp bei Pseudo-Daniel spielt, desgleichen auch die oft so auffallende Zweiteilung der Schilderung des messianischen Königs.

Eine derartige Zweiteilung bemerken wir in dem von Bousset[2] mit M I bezeichneten Methodiustext: καὶ μετὰ τοῦτο ἐγερθήσεται ἕτερος βασιλεύς, κρατήσει δὲ τὸ σκῆπτρον αὐτοῦ ἔτη λβ' καὶ εἰρηνεύσει τὴν γῆν, auch die nach demselben Forscher mutmaßlich älteste, von ihm mit D I bezeichnete Redaktion der Danielapokryphe prophezeit über diesen König und verheißt ihm gleichfalls eine 32jährige Regierungszeit und die Heraufführung eines gottesfürchtigen Zeitalters. Der Biograph des Andreas Salo denkt sich diesen König als Vorläufer des letzten Weltkaisers, dem er eine zwölfjährige Regierungszeit zuschreibt. Daß es sich hier um ein Gegenbild des Philipp oder in der späteren tiburtinischen Sibylle des Konstantin handelt, und daß die Angabe der Regierungszeiten von 32 und 12 Jahren denen des Konstantin (306—337) und des Konstans (337—350) — des Löwen und des Löwensohnes — entnommen wurde, wird sich später ergeben.

In M I und D I folgt dann noch eine Zukunftsweissagung; nach M I lautet dieselbe[3]: μετὰ δὲ ταῦτα ἐγερθήσεται ἕτερον σκῆπτρον βλάσφημον καὶ ποιμανεῖ τὸν λαὸν αὐτοῦ ἐν ἀσελγείᾳ καὶ διὰ τὴν ἀνομίαν σαλευθήσονται οἱ μαζοὶ καὶ ἀνοιχθήσονται αἱ πύλαι ἃς ἐποίησεν Ἀλέξανδρος, καὶ ἐξελεύσονται τὰ κεκλεισμένα σκῆπτρα καὶ ἀκάθαρτα. τότε οὐαὶ ταῖς ἐν γαστρὶ ἐχούσαις· καὶ ἰδοὺ πόλις Βύζα συνετελέσθη ἐν τῷ βυθῷ. Stellen wir diesen Passus in Parallele zu der von uns bruchstückweise abgedruckten Danielapokryphe, so ergiebt sich, daß wir es hier mit einer verwässerten Darstellung des Zeitalters der Verwirrung unter den Diadochen, das nach jener Danielapokryphe die letzten Dinge einleitet, zu thun haben.

Wir lassen es hier vorerst bei diesen Gegenüberstellungen; es ergiebt sich, daß die oben von uns zu Grunde gelegte Danielapokryphe ein einheitlich aufgebautes Alexandervaticinium enthält. Große Kämpfe in Asien leiten die Darstellung ein, dann erwacht (der Löwe) Philipp von Macedonien und nach ihm der Endkaiser (der Löwensohn) Alexander der Große. Dieser wirft die Perser zu Boden, richtet ein Reich des Friedens und der Herrlichkeit auf, um schließlich in Jerusalem seine Krone dem Höchsten zurückzugeben, worauf die Verwirrung der Diadochenzeit beginnt, die das Ende der Welt einleitet. Gerade dieser einheitliche Aufbau des Vaticiniums der von keinen historischen Konstruktionsversuchen und exegetischen Betrachtungen durchbrochen wird, wie das bei Pseudo-Methodius der Fall ist, verbietet meines Erachtens, eine Abhängigkeit des Pseudo-Daniel von Pseudo-Methodius anzunehmen, wenngleich von vornherein zugegeben werden muß, daß bei den immer wieder vorgenommenen Überarbeitungen beider Texte Züge des einen Vaticiniums in das andere übernommen wurden. Auch der Grundgedanke der Danielapokryphe ist zweifellos

[1] *Pseudo-Kallisthenes* 1, 34. [2] Beiträge 275 nach d. *Orthodoxogr.* [3] Ebd. S. 278.

primär; hier lautet er: Alexander wird der Endkaiser sein, und nach ihm wird die Zeit der Verwirrung unter den Diadochen am Ende der Tage anheben. Für den Verfasser der Danielapokryphe ist die Thätigkeit Alexanders als eine nahe bevorstehende gedacht, das geht aus der ganzen zukunftsfrohen Schilderung seiner Regierung hervor. Stutzig macht allerdings die Erwähnung der Diadochenzeit. Man könnte annehmen, daß unter der letzteren, wo sich, wie wir aus dem dritten sibyllinischen Buche wahrnehmen können, eine so bange eschatologische Stimmung breit machte, dieser Abschnitt beigefügt wurde, um das Weltende als durch diese Prophetie offenbart, der pessimistischen Stimmung der Zeit entsprechend, als nahe bevorstehend zu verkünden. Indes brauchen wir so weit gar nicht zu gehen. Wenn Josephus uns erzählt, die Juden hätten auf Alexander die Weissagung Daniels gedeutet, wenn die alttestamentliche und spätere jüdische Exegese thatsächlich in dem griechischen Weltreiche das letzte erkannte, wenn wir Reste einer messianischen Alexanderprophetie besitzen, die nach der alttestamentlichen Weissagung gezeichnet wurde, so dürfen wir annehmen, daß auch die von den Propheten geschilderte Zeit nach dem Auftreten des welterrettenden Kaisers gleich von Anbeginn an in die Weissagung mit hinübergenommen wurde als Abschluß der Weltgeschichte und als Überleitung zum Weltende ebensogut wie der Antichrist und das Weltende; nur bedeuten dann die im Anschluß an Daniel eingefügten vier παῖδες noch wirkliche zu erwartende Sprossen des Macedoniers, eine Auffassung, die dem Sinne des Wortes ja auch am besten entspricht, und die erst in der Diadochenzeit, als Alexanders einziger Erbe gestorben war, in gezwungener Weise zu Gunsten einer Deutung auf seine Nachfolger, die Diadochen, aufgegeben wurde.

Der letzte große Kaiser ist für den Verfasser der Danielapokryphe noch eine werdende Größe; anders im Pseudo-Methodius. Bei letzterem liegt die Sage vom Wiedererwachen Alexanders zu Grunde: Alexander hat seine eschatologische Rolle noch nicht ausgespielt, folglich muß er wiederkommen und die bei Lebzeiten auf ihn gesetzten Erwartungen erfüllen, dann aber kommt das Zeitalter völliger Verwirrung. Freilich ist sich Pseudo-Methodius dessen nicht bewußt; er weiß nur von einem wiedererwachenden byzantinischen Kaiser, dessen Name berühmt war in der Welt; denn sonst hätte er der von ihm eingefügten Alexandersage eine ganz andere Gestaltung und Färbung verliehen. Aber die syrische Legende mit der Thronübergabe Alexanders nach Jerusalem und der Verheißung vom Reiche Alexanders am Ende der Tage, die überall noch der Sage entsprechende verkündete Herkunft des großen letzten Kaisers aus Äthiopien, die Alexanderorakel im Religionsgespräche am Hofe der Sasaniden, die Stufenreihe: Philippus, Johannes, Diadochenzeit, bei Pseudo-Daniel, die Paraphrase zu den Orakeln Kaiser Leos, und außer andern von uns berührten Hinweisen, auch die späten Verse Gottfried von Viterbos über die Kronübergabe Alexanders, sie alle beweisen, daß dieser wiedererwachende Kaiser des Pseudo-Methodius Alexander geheißen haben muß, von dessen Fortleben die Sage ohnehin, wie wir sahen, zu melden wußte. Pseudo-Methodius muß

demnach entweder die Sage vom wiedererwachenden Kaiser mit der Alexanderprophetie selbst verschmolzen haben, oder aber, was mir wahrscheinlicher dünkt, ihm lag eine Überarbeitung dieser Prophetie in der genannten Richtung vor, in welcher der Name Alexander bereits ausgemerzt worden war. Die syrische Legende würde in diesem Falle vortrefflich illustrieren, wie sich das Verschwinden des historischen Namens allmählich in Unklarheit übergehend vollzog.

Pseudo-Daniels Apokalypse hingegen konnte, ohne daß zu dem Auskunftsmittel der Sage vom wiedererstehenden Alexander gegriffen zu werden brauchte, einfach, was ja auch geschehen ist, übermalt und den Verhältnissen der jeweiligen Gegenwart angepaßt werden. Das hindert nicht, daß in einige Redaktionen auch die genannte Sage eingedrungen ist. Primär ist gewiß die einfache Zukunftsweissagung ohne Rücksicht auf die genannte Sage. Solche reine Zukunftsweissagung treffen wir auch beim Biographen des Andreas Salo an in der Prophezeiung vom großen Kaiser, die mit den Worten eingeleitet wird: ἔρχεται ὁ ἐκ [Αἰ]θιοπίας ἀπὸ τοῦ πρώτου κεράτου ὅν φασιν ἔτη ιβ' κατέχειν τῆς βασιλείας οἴακας. Daß die Worte ὁ ἐκ Αἰθιοπίας ἀπὸ τοῦ πρώτου κεράτου ursprünglich nur auf Alexander zurückgehen konnten, leuchtet ein; der Verfasser ist sich dessen ersichtlich aber nicht mehr bewußt; die Angabe der 12 Jahre als Regierungszeit Alexanders setzt voraus, daß diese Weissagung, die der Biograph benutzte, nach Alexanders des Großen Tod geschrieben war; denn daß er die ziemlich genau angegebene Regierungszeit erraten hätte, ist nicht anzunehmen. Daß aber die benutzte Weissagung auf ein altes gleichzeitiges Alexandervaticinium zurückgeht, das beweist ihr enger Zusammenhang mit der sogenannten Apokalypse des Elias und der mittelalterlichen tiburtinischen Sibylle, auf den wir jetzt einzugehen haben.

3. Die sogen. Apokalypse des Elias und die tiburtinische Sibylle des Mittelalters.

Auf Grund von späteren Apokalypsen haben wir bislang rückschließend die Existenz einer auf den herrschenden Alexander zurückgehenden jüdischen Prophetie darzuthun gesucht. Auf eine gleichgeartete, aber weit ältere Quelle, in der Alexander als der erwartete Messias gefeiert wurde, haben wir nunmehr einzugehen. Diese neue Alexanderweissagung findet sich in der unlängst herausgegebenen Apokalypse des Elias[1]. Bousset sagt von diesem litterarischen Erzeugnisse, „daß auch, wer bereits an manchem apokalyptischen Rätsel sich versucht hat, vor dieser Apokalypse zunächst ratlos dasteht“[2]. Es handelt sich eben hier nicht um ein apokalyptisches Werk aus einem Guß, sondern um ein rätselhaftes Ganze, das aus einer Reihe von apokalyptischen Frag-

[1] Die Apokalypse des Elias, eine unbekannte Apokalypse und Bruchstücke der Sophoniasapokalypse. Koptische Texte, Übersetzung, Glossar von G. Steindorff, in den Texten und Untersuchungen, N. F. II, 3a. Leipzig 1899.

[2] Bousset, Beiträge 104.

menten zusammengeschweißt und noch dazu wiederholt überzeichnet worden ist. Bousset[1] ist geneigt, eine breite jüdische Grundlage für diese Apokryphe anzunehmen, aber er nimmt das in dem Sinne, daß der Eliasapokalypse eine jüdische Weissagung zu Grunde liege, die in Ägypten in der Zeit der großen Wirren nach Valerians Fall geschrieben sein soll. Hoffend ist der Blick der Juden auf die vordringenden Perser gerichtet, man erwartet von diesen Befreiung und Zurückführung nach Jerusalem. In Odhenat ist von neuem aus Syrien (oder Asien) ein schrecklicher Fürst erstanden. Das Ende der Welt und die Herrschaft des Antichrists sind nahe. Wir glauben, daß Bousset insofern recht hat, als diese Apokalypse später auf diese Ereignisse umgedeutet wurde, glauben aber, daß in dieser Überlieferung ein älterer Kern steckt, und müssen der Annahme Schürers widersprechen, daß die hier geschilderten Kombinationen erst nahe lagen, „als bei der Zerrüttung des römischen Reiches ein Übergreifen orientalischer Mächte bis nach Ägypten hin politisch denkbar erschien, also in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts nach Christus“ [2].

In dem zweiten von Steindorff mitgeteilten Stück, das der Herausgeber als die jüdische, von christlicher Seite interpolierte, von Hieronymus u. a. erwähnte Apokalypse des Elias betrachtet[3], werden allerlei Kriege geweissagt. Von Norden her erscheint der Assyrerkönig, der große Not über Ägypten bringen wird; darauf kommt von Westen her ein Friedenskönig, welcher den Assyrerkönig töten und die heiligen Stätten aufrichten wird. Nach einer Lücke im Text folgt eine Schilderung großer Drangsale und die Weissagung, daß drei Perserkönige kommen würden, welche die ägyptischen Juden gefangen nehmen und nach Jerusalem bringen würden, worauf der Antichrist zum erstenmal erscheint. Hieran schließt sich die Erzählung vom Kampfe dreier Perserkönige mit den Assyrerkönigen in Ägypten, vom Erscheinen eines Königs in Heliopolis, von einem neuen Siege des Perserkönigs und dem Wiederaufbau der heiligen Stätten, sowie von einer glücklichen Zeit für Ägypten. Im vierten Jahre der Regierung jenes gerechten Königs erscheint dann der Antichrist und weiterhin der Messias.

Im Texte dieser Apokalypse herrscht ersichtlich eine große Verwirrung; indes kann eine einzige Konjektur die Einheitlichkeit des sibyllinischen Aufbaues wiederherstellen. Setzen wir zwei Stellen des Textes, die über den ersten und über den letzten Friedenskönig handeln, in Parallele:

Und es wird sich auch ein König in den westlichen Gegenden erheben, den man den König des Friedens nennen wird; er wird auf dem	In jenen Tagen wird sich ein König erheben in der Stadt, die man „die Stadt der Sonne“ nennt, und das ganze Land wird bestürzt werden.

[1] Ebd. S. 105f.

[2] E. Schürer in seiner Besprechung dieser Edition Steindorffs, in der Theologischen Litteraturzeitung 1899, 4ff.

[3] Dagegen Schürer a. a. O.

Meere laufen wie ein brüllender Löwe, er wird den König des Frevels töten und Rache nehmen an Ägypten in Kriegen und Blutvergießen. Es wird in jenen Tagen geschehen, da er F[rieden] gebieten wird von Äg[ypten] an und ein [nichtiges] Geschenk; [er wird] den Frieden geben diesen H[eiligen], indem er spricht: „Einzig ist der Name [Gottes." Er wird] Ehren geben den Heiligen [und] Aufrichtung der heiligen Stätten, er wird nichtige Geschenke dem Hause Gottes geben 2c.

Im sechsten Jahre werden die Perserkönige eine List in Memphis anwenden und den Assyrerkönig töten; die Perser werden Rache an dem Lande nehmen und befehlen, alle Heiden und Gottlosen zu töten,

sie werden befehlen, die heiligen Tempel aufzubauen, und doppelte Geschenke an das Haus Gottes geben und sprechen: Einzig ist der Name Gottes 2c.

Beide Stellen sind zweifellos verwandt, und es ergiebt sich, daß der erste und der letzte Friedenskönig identische Figuren sind, daß die Schilderung seiner Thätigkeit ähnlich wie bei Pseudo-Daniel und in der gleich zu besprechenden tiburtinischen Sibylle auf zwei Herrscher ausgedehnt worden ist. Durch diese Konjektur erhalten wir ein einheitliches, ganz der sibyllinischen Tradition entsprechendes Bild: ein Assyrerkönig von Norden bringt große Drangsale über Ägypten; ihm folgen drei Perserkönige, die ihrerseits Not über das Land bringen, darnach geht von Heliopolis der messianische Friedenskönig aus.

Zwischen dieser Eliasapokalypse und den Prophezeiungen des Pseudo-Methodius und des Pseudo-Daniel auf der einen Seite, der tiburtinischen Sibylle auf der andern Seite bestehen nun derartig enge Beziehungen, daß die Deutung des Friedenskönigs nicht mehr zweifelhaft sein kann. Die folgende Gegenüberstellung der Überlieferungsgruppen wird ein klares Bild dieser sibyllinischen Tradition ergeben. Den auf Grund der Edition Sackurs dargebotenen Auszügen aus der tiburtinischen Sibylle seien einige Bemerkungen vorausgeschickt. Der Text hebt an[1]: Fuit igitur hec Sibilla Priamidis regis filia ex matre nomine Hecuba procreata vocata est autem in Greco Tiburtina, Latino vero nomine Abulnea. Diese Sibylle durchwandert die ganze Welt und wird nach Rom berufen, um den Senatoren einen Traum von den neun Sonnen, die sie übereinstimmend im Schlafe gesehen hatten, auszulegen. Die Sibylle führt sie auf den Aventin und enthüllt die Zukunft des römischen Reiches, indem sie jede Sonne auf eine Generation deutet. In der vierten Generation wird der Erlöser geboren. Darauf heißt es: Erant autem ibi ex sacerdotibus Ebreorum, qui audientes hec verba indignati dixerunt ad eam: „Ista verba terribilia sunt, sileat hec regina."

[1] Sackur S. 177.

Auf eine kurze Auseinandersetzung mit den Hebräern und eine Schilderung des Todes des Erlösers und eine merkwürdig kurze und matte Erklärung der fünften und sechsten Generation folgt dann der eigentliche Text, den wir ohne die von Sackur und mir festgestellten mittelalterlichen Interpolationen in der folgenden Gegenüberstellung ganz zum Abdrucke bringen[1]. Diese Gegenüberstellung machte technisch große und nicht völlig zu überwindende Schwierigkeiten. Ganz allgemein sei bemerkt, daß mit den Texten auf S. 158 und 159 auch der Text der Tiburtina, welcher vom letzten großen Kaiser handelt (S. 162 und 164), sowie einige der dazu gebotenen Parallelstellen aus den übrigen Prophezeiungen zu vergleichen sind.

D = Ὅρασις τοῦ προφήτου Δανιήλ (= *Istrin* p. 135 sq.).
D I = Ὅρασις τοῦ Δανιήλ περὶ τοῦ ἐσχάτου καιροῦ καὶ περὶ τῆς συντελείας τοῦ αἰῶνος = (*Vassiliev* p. 38 sq.).
M = Τοῦ ἐν ἁγίοις πατρὸς ἡμῶν Μεθοδίου ἐπισκόπου Πατάρων περὶ τῆς βασιλείας τῶν ἐθνῶν καὶ εἰς τοὺς ἐσχάτους καιροὺς ἀκριβὴς ἀπόδειξις (= *Istrin* p. 5 sq.).
M′ = Μεθοδίου ἐπισκόπου Πατάρων λόγος περὶ τῶν βασιλέων τῶν ἐθνῶν καὶ περὶ τῶν ἐσχάτων ἡμερῶν ὅσα δὴ μέλει γενέσθαι (= *Istrin*. 51 sq.).
BV = Anonymi de rebus Byzantinis vaticinium (= *Vassiliev* p. 47 sq.).
AS = Vaticinium de futuris rebus Byzantinis [ex vita sancti Andreae Salo] (= *Vassiliev* p. 50 sq.).
ES = Die Ephräm Syrus und Isidor von Sevilla beigelegte Predigt über die letzten Zeiten, den „Antichrist" und das Ende der Welt (= *Caspari* p. 208 sq.).
EA = Die sogenannte Apokalypse des Elias (herausgeg. v. Steindorff).

[1] Die Auswahl der in Parallele gestellten Stücke wurde durch den Gang unserer Untersuchung bestimmt; namentlich in den rein eschatologischen Teilen der Tiburtina ließen sich — man vergleiche nur Boussets „Antichrist" an vielen Stellen — noch die interessantesten Parallelen ziehen.

Die tiburtinische Sibylle.

Sextus sol sexta generatio est et expugnabuntur in istam civitatem annos tres et menses sex. Septimus sol septima erit generatio, et exurgent duo reges et multas facient persecutiones in terram Hebreorum propter Deum. Octavus autem sol erit generatio octava et Roma in desertione erit, et pregnantes ululabunt in tribulationibus et doloribus dicentes: „Putasne, pariemus?" Nonus autem sol nona generatio est et exurgent principes Romani in perditione multorum. Tunc exurgent duo reges de Siria et exercitus eorum innumerabilis sicut arena maris, et obtinebunt civitates et regiones Romanorum usque ad Calcedoniam et tunc multa erit sanguinis effusio. Omnia hec, horum cum reminiscuntur, civitas et gens tremiscunt in eis et disperdunt orientes. Et post hec surgent duo reges de Egypto et expugnabunt quattuor reges et occident eos et omnem exercitum eorum et regnabunt annos tres et menses sex.

Bruchstücke aus der Eliasapokryphe und der Predigt Pseudo-Ephräms.

EA. Das Wort des Herrn erging an mich also: O Menschensohn, sage diesem Volke: „Weswegen häuft ihr Sünde auf Sünde und erbittert Gott den Herrn, der euch geschaffen hat?"

EA. Betreffs der Assyrerkönige also und der Auflösung des Himmels und der Erde und des Unterirdischen, so werden sie jetzt (nun) nicht überwältigt werden, spricht der Herr, und sie werden sich auch nicht fürchten im Kriege. Wenn sie im Norden einen König sich erheben sehen, so werden sie ihn den Assyrerkönig und den König des Frevels nennen; er wird zahlreiche Kriege und Wirren über Ägypten bringen. Das Land wird auf einmal seufzen, weil man eure Kinder rauben wird.

In jenen Tagen werden sich nun drei Könige bei den Persern erheben, die Juden, die in Ägypten sind, gefangen nehmen, sie nach Jerusalem bringen, es besiedeln und dort wohnen.

Die Könige der Perser werden nun in (jenen) Tagen fliehen, um (nach) ... mit den Assyrerkönigen. Vier Könige

Bruchstücke aus
Pseudo-Daniel und **Pseudo-Methodius**
sowie aus verwandten Apokalypsen.

D 135. Τάδε λέγει κύριος παντοκράτωρ: „οὐαί σοι γῆ ὅταν τῶν αγγέλων τὸ σκῆπτρον βασιλεύσει ἐν σοί.“ τότε ἐρεῖ ὁ κύριος ἑνὶ τῶν ἀγγέλων αὐτοῦ· „κατέλθε καὶ ἆρον τὴν ἀλήθειαν καὶ τὴν εἰρήνην ἐπὶ τῆς γῆς καὶ ποίει ἡνίκα καταφάγωσιν οἱ ἄνθρωποι τὰς σάρκας αὐτῶν ἀλλήλους.“

D 135. (Der Strafengel wird ausgeschickt gegen Syrien, Phrygien, Galatien, Mesopotamien und Kappadocien und gegen Byzanz.)

M 36 sq. καὶ μετὰ τὴν θλίψιν τῶν Ἰσμαηλιτῶν, ἡνίκα κινδυνεύσωσιν οἱ ἄνθρωποι θλιβόμενοι κακοχούμενοι ἐν ταῖς νίκαις αὐτῶν, αἷς ἐξερήμωσαν Περσίδα τε καὶ Ῥωμανίαν καὶ Κιλικίαν Συρίαν καὶ Καππαδοκίαν Ἰσαυρίαν Ἀφρικὴν καὶ Σικελίαν καὶ τοὺς κατοικοῦντας πλησίον Ῥώμης καὶ τὰς νήσους, ἐνδιδυσκόμενοι καθάπερ νύμφιοι καὶ βλασφημήσαντες ἐροῦσιν· „οὐκ ἔχουσιν ἀνάῤῥυσιν οἱ χριστιανοὶ ἐκ τῶν χειρῶν ἡμῶν[1].

[1] Hiermit und mit der Einleitung D 135 vgl. man den Passus in der tiburtinischen Sibylle unten S. 158: Tunc surget gens adversus gentem in Cappadociam et Pamphiliam etc.: desgleichen M 28 sq. unten 161.

Sibylle.

Et post eos consurget alius rex C. nomine, potens in prelio qui regnabit a. XXX et edificabit templum Deo et legem adimplebit et faciet iustitiam propter Deum in terram. Et erunt sub eo pugne inter paganos et christianos et [sanguis Grecorum fundetur et cor eius in manu Dei et regnabit annos VII] atque destructe erunt ecclesie in ipsius potestate. In aliis namque regionibus tribulationes erunt multe et prelia. Tunc surget gens adversus gentem in Cappadociam et Pamphiliam captivabunt in ipsius tempore [eo, quod non introierit per ostium in ovile. Hic namque rex regnabit annos IIII or]. Syriam expugnabunt et Pentapolim captivabunt et volentes venire Romam non est qui resistat nisi Deus deorum et dominus dominorum. Tunc venientes Armenii Persidam disperdent, ita ut non recuperentur civitates, quas depredabunt. Et accurentes Persi ponent fossata iuxta orientem et expugnabunt Romanos et obtinebunt pacem aliquantisper[1]. Et intrabit vir belligerator rex Grecorum in Iheropolim et destruet templa ydolorum. Et venient locusta et brucus et comedent omnes arbores et fructus Cappadocie et Cilicie ac fame cruciabuntur, et postea non erit amplius.

Eliasapokryphe.

werden mit dreien kämpfen, sie werden drei Jahre an jenem Ort zubringen, bis sie den Schatz des Tempels, der an jenem Orte, forttragen.

In jenen Tagen wird sich ein König erheben, in der Stadt, die man „die Stadt der Sonne" nennt (und) hinauf nach Memphis ziehen. Im sechsten Jahre werden die Perserkönige eine List in Memphis anwenden und den Assyrerkönig töten.

Und es wird sich auch ein König in den westlichen Gegenden erheben, den man den König des Friedens nennen wird; er wird auf dem Meere laufen wie ein brüllender Löwe, er wird den König des Frevels töten und Rache nehmen an Ägypten in Kriegen und vielem Blutvergießen. Es wird in jenen Tagen geschehen, daß er Frieden gebieten wird von Ägypten an und ein nichtiges (doppeltes) Geschenk; er wird den Frieden geben diesen Heiligen, indem er spricht: „Einzig ist der Name Gottes." Er wird Ehren geben den Heiligen und Aufrichtung der heiligen Stätten, er wird nichtige Geschenke dem Hause Gottes geben und sich von den Städten Ägyptens listig, ohne daß sie es wußten, abwenden; er wird die heiligen Orte zählen und die Götzenbilder der Heiden wägen.

Auch die übrigen, die nicht unter den Schlägen gestorben sind, werden sprechen: „Einen gerechten König hat der Herr uns gesandt, damit das Land nicht wüste werde." Er wird befehlen, dem König drei Jahre und sechs Monate lang nichts zu geben.

[1] Hier hat der Mirabilis liber: Tunc surget rex generatus sanguine Grecorum super Hierosolymam, et edificabuntur LX altaria in nomine domini, et tunc veniet plaga super omnes gentes paganorum, et intrabit etc.

Daniel.

D 137. καὶ ἐγερθήσεται ὁ μέγας Φίλιππος μετὰ γλωσσῶν δεκαοκτὼ καὶ ταραχθήσονται ἐν τῇ Ἑπταλόφῳ καὶ συνκροτήσουσι πόλεμον οἷος οὐ γέγονέν ποτε τοιοῦτος.

D I 41. Καὶ μετὰ ταῦτα ἐπιβῇ ὁ βασιλεὺς τῶν Ῥωμαίων ἐπὶ τὴν πόλιν Βύζαν ... οὗτος κοσμήσει αὐτὴν ὡς νύμφην . . . κρατήσει δὲ τὸ σκῆπτρον αὐτοῦ ἔτη λβ΄ καὶ ἔσται ὁ θυμὸς αὐτοῦ εἰς τοὺς ἀσεβοῦντας ἐπὶ κύριον τὸν θεόν, καὶ ἔσται εἰρήνη ἐπὶ τῆς γῆς οἷα οὐ γέγονεν ἀπὸ καταβολῆς κόσμου οὐδ᾽ οὐ μὴ γενήσεται μέχρι τέλος. καὶ προσθήσει ἡ γῆ τοὺς καρποὺς αὐτῆς καὶ φάγονται οἱ ἄνθρωποι τῶν μελῶν τῆς γῆς καὶ ἐροῦσιν· ἰδού, ἐπεῖδεν τὸν λαὸν αὐτοῦ. καὶ ἔσονται οἱ μεγιστᾶνες αὐτοῦ ὡς βασιλεῖς καὶ οἱ πτωχοὶ ὡς πλούσιοι. τότε ἀποστελεῖ ὁ βασιλεὺς ἁπανταχοῦ καὶ συναθροίσει πάντας τοὺς ἁγίους καὶ ἐκδικήσει αἷμα ἀθώων καὶ ὕβριν ἐκκλησιῶν, πιπράσει δὲ ἄρχοντας ἐν δυσὶν ἀργυρίοις καὶ ἀνοικοδωμήσει τοὺς ναοὺς τῶν ἁγίων καὶ τὰ θυσιαστήρια καὶ οὐκ ἔσται ἢ ἀδικῶν ἢ ἀδικούμενος ἐν τοῖς καιροῖς ἐκείνοις ἐπὶ τῆς βασιλείας αὐτοῦ, καὶ τελευτήσει τὸ σκῆπτρον αὐτοῦ ἐν εἰρήνῃ.

BV 48. καὶ ἐξελεύσεται διὰ τῆς θαλάσσης τῆς μεγάλης Αἰθιωπίας, συμπαραλάβει δὲ Αἴγυπτον καὶ Ἀφρικὴν καὶ ἐξελεύσεται εἰς τὰ ὄρη τῆς Συρίας ποιῶν πολέμους μεγάλους καὶ ἰσχυροὺς καὶ περάσει τὸν Ἰορδάνην κτλ.

Methodius.

AS 51. καὶ διὰ τοῦτο ἀνοίξας ἐπεγείρει τὸν βασιλέα Ῥωμαίων ἐπ᾽ αὐτοὺς καὶ ἐξολοθρεύσει αὐτοὺς καὶ τὰ τέκνα αὐτῶν πυρὶ ἀναλώσει καὶ αὐτοὶ οἱ παραδεδομένοι εἰς τὰς χεῖρας αὐτοῦ πρησμῷ βιωτάτῳ παραδοθήσονται καὶ ἀποσταθήσεται πάλιν τὸ Ἰλλυρικὸν τῇ βασιλείᾳ Ῥωμαίων. κομίσει δὲ καὶ Αἴγυπτος τὰ πάκτα αὐτῆς. καὶ θήσει τὴν χεῖραν αὐτοῦ τὴν δεξιὰν ἐπὶ τὴν θάλασσαν καὶ ἡμερώσει τὰ ξανθὰ γένη καὶ ταπεινώσει τοὺς ἐχθροὺς αὐτοῦ ὑπὸ τὰς χεῖρας αὐτοῦ καὶ τὸ σκῆπτρον αὐτοῦ ἔτη λβ΄· τῷ δὲ δωδεκάτῳ ἔτει τῆς βασιλείας αὐτοῦ κῆνσον καὶ δώματα οὐ λήψεται, ἀλλὰ στήσει ναοὺς ἁγίους καὶ ἀνοικοδομήσει συντετριμμένα θυσιαστήρια καὶ (δίκη) οὐκ ἔσται ἔτι οὔτε ὁ ἀδικῶν οὔτε ὁ ἀδικούμενος, φόβῳ γὰρ ποιήσει τοὺς υἱοὺς τῶν ἀνθρώπων σωφρονεῖν καὶ τοὺς παρανομοῦντας τῶν μεγιστάνων ταπεινώσει. ἐν τοῖς καιροῖς γὰρ ἐκείνοις πᾶς χρυσὸς ὅς ἐστιν ἐν οἱῳδήποτε τόπῳ κρυπτόμενος νεύσεϊ θεοῦ ἀποκαλυφθήσεται τῇ βασιλείᾳ αὐτοῦ καὶ πτύῳ αὐτὸς σκορπίσει πάσῃ τῇ πολιτείᾳ αὐτοῦ. καὶ πλουτήσουσιν οἱ μεγιστᾶνες αὐτοῦ καὶ ἔσονται ὡς βασιλεῖς καὶ οἱ πένητες ἔσονται ὡς οἱ ἄρχοντες καὶ ἔσται αὐτῷ ζῆλος μέγας καὶ τοὺς Ἰουδαίους καταδιώξει καὶ ἐν τῇ πόλει ταύτῃ Ἰσμαηλίτης οὐχ εὑρεθήσεται.

Auch hiermit ist die unten S. 163 abgedruckte Stelle AS 53 in Parallele zu setzen, namentlich das „ὁ ἐκ Αἰθιωπίας“.

Sibylle.

Eliasapokryphe.

Das Land wird sich mit Gütern in großem Wohlstande füllen.

Im vierten Jahre jenes Königs wird sich der Sohn der Gesetzlosigkeit zeigen.

ES 209. Et in his omnibus bella Persarum sunt, ac diversarum gentium inminere et regnum adversus regnum insurgere . . .; et cum coeperit regnum Romanorum gladio consummari adest adventus mali. In expletione enim Romani regni necesse est saeculum consummari. In illis diebus veniunt ad regnum Romanum duo fratres, et uno quidem animo praesunt (?) sed quoniam unus praecedit alium fiet inter eos scidium. Solvitur itaque adversarius et excitabit odium inter regna Persarum et Romanorum. In illis diebus multi consurgunt contra regnum Romanum et populus Iudaeorum adversarii eius erunt.

Et consurget alius rex vir fortis et belligerator et indignabuntur contra eum multi vicini et parentes. Et in diebus illis tradet frater fratrem in mortem et pater filium et frater cum sorore commiscetur et multa nefanda hominum malicia erit in terra, senes cum virginibus cubabunt et sacerdotes mali cum deceptis puellis. Episcopi malefactorum sectatorum erunt et fiet effusio sanguinis in terra. Et templa sanctorum polluent et erunt in populo fornicationes inmunditie et sodomiticum scelus ita, ut visio ipsorum in contumeliam eis appareat. Et erunt

EA. Eine vielfache Drangsal wird sich mehren auf der ganzen Erde in jenen Tagen.

ES 209sq. Quam videntur in pueris . . . in antistibus criminosa, in sacerdotibus falsidici, in levitis periuria, in ministris maleficia, in senioribus adulteria, in iuvenibus luxuria, in mulieribus falsus aspectus, in virginibus adulter affectus.

Daniel. | **Methodius.**

M 40 sq. Τότε αἰφνιδίως ἐπαναστήσεται ἐπ' αὐτοὺς βασιλεὺς Ἑλλήνων ἤτοι Ῥωμαίων μετὰ μεγάλου θυμοῦ καὶ ἐξυπνισθήσεται καθάπερ ἄνθρωπος ἀπὸ ὕπνου καθὼς πιὼν οἶνον, ὃν ἐλογίζοντο οἱ ἄνθρωποι ὡσεὶ νεκρὸν καὶ εἰς οὐδὲν χρησιμεύοντα. οὗτος ἐξελεύσεται ἐπ' αὐτοὺς ἐκ τῆς θαλάσσης Αἰθιοπίων κτλ.

M 28 sq. Καὶ παραδοθήσεται ἡ γῆ ἡ Περσίδος εἰς φθορὰν καὶ ἀπώλειαν καὶ οἱ κατοικοῦντες ἐν αὐτῇ αἰχμαλωσίᾳ καὶ ῥομφαίᾳ παραδοθήσονται. Καππαδοκία εἰς φθορὰν καὶ ὁμοίωσιν καὶ οἱ ταύτης οἰκήτορες αἰχμαλωσίᾳ καὶ σφαγῇ καταποθήσονται. Σικελία ἔσται εἰς ἐρήμωσιν καὶ οἱ ἐν αὐτῇ κατοικοῦντες εἰς σφαγὴν καὶ αἰχμαλωσίαν. Ἑλλὰς εἰς διαφθορὰν καὶ οἱ κατοικοῦντες ἐν αὐτῇ εἰς αἰχμαλωσίᾳ καὶ μαχαίρᾳ ἔσονται. Ῥωμανία εἰς διαφθορὰν καὶ φυγὴν τραπήσεται. Die Interpolation erwähnt vor Rom Tarent und Bari.

M 29. Καὶ ἔσονται οἱ κατοικοῦντες Αἴγυπτον καὶ Συρίαν ἐν στενοχωρίᾳ καὶ θλίψει ἑπταπλασίονι τῶν ἐν αἰχμαλωσίᾳ.

AS 51 sq. τότε ἐγερθήσεται Αἴγληχός τις, ὁ υἱὸς τῆς ἀνομίας καὶ βασιλεύσει ἐν τῇ πόλει ταύτῃ ἔτη τρία ἥμισυ καὶ ποιήσει ἀνομίαν γενέσθαι οἷα οὐ γέγονεν ἀπ' ἀρχῆς κόσμου οὐδὲ γενήσεται· καθεσθεὶς γὰρ δογματίσει τοιαῦτα ὅπως μίγνυται πατὴρ θυγατρὶ καὶ υἱὸς μητρὶ καὶ ἀδελφὸς ἀδελφῇ . . . Τότε ζεύξει μοναχοὺς ταῖς μοναστρίαις καὶ ἱερεῖς ὁμοίως καὶ γενήσεται ἡ ἀνομία τῆς μίξεως χείρονα φόνου καὶ αὐτὸς πορνεύσει μητέρα καὶ θυγατέρα.

M 28. συνεγίγνοντο γοῦν μιᾷ γυναικὶ πατὴρ ἅμα καὶ υἱὸς καὶ ἀδελφὸς καὶ παντὶ συγγενεῖ προσψαύοντα.

M 34. ἐν ταῖς ἐσχάταις ἡμέραις ἐνστήσονται καιροὶ χαλεποί. ἔσονται γὰρ οἱ ἄνθρωποι φίλαυτοι φιλάργυροι ἀλαζόνες ὑπερήφανοι βλάσφημοι γονεῦσιν ἀπειθεῖς ἀχάριστοι κτλ.

Sibylle.

homines raptores, contumeliosi, odientes iustitiam et amantes falsitatem et iudices Romani inmutabuntur. Si hodie ad iudicandum admittuntur, alio die inmutabuntur propter pecuniam accipiendam et non iudicabunt rectum, set falsum. Et erunt in diebus illis homines rapaces et cupidi et periuri et amantes munera falsitatis et destruetur lex et veritas et fiet terre motus per loca diversa et insularum civitates demersione dimergentur et erunt per loca pestilentie hominum, et pecorum et mortalitas hominum, et terra ab inimicis desolabitur et non prevalebit consolari eos vanitas deorum. Tunc erit initium dolorum, qualis non fuit ab initio mundi. Et erunt in diebus ipsius pugne multe et tribulationes multorum et sanguinis effusio et terre motus per civitates et regiones et terre multe captivabuntur. Et non erit qui inimicis resistat, quia tunc Dominus erit iratus in terra. Roma in persecutione et gladio expugnabitur et erit deprehensa in manu ipsius regis et erunt homines cupidi, tiranni, odientes pauperes, oprimentes insontes et salvantes noxios. Eruntque iniusti et nequissimi et damnatores exterminii captivabuntur, et non est in terra qui eis resistat aut eruat illos propter malitias eorum et cupiditates. Et tunc surget rex Grecorum, cuius nomen Constans, et ipse erit rex Romanorum et Grecorum. Hic erit statura grandis, aspectu decorus, vultu splendidus atque per singula membrorum liniamenta de-

Eliasapokryphe.

ES 210. Erunt enim commotiones gentium (et) auditiones malae, et erunt pestilentiae et fames, et terrae motus per loca, et captivi ducentur in omnes gentes, et erunt proelia et opiniones proeliorum, et multa comedet gladius a solis ortu usque ad occasum.

ES 211. Commotiones gignuntur, bella diversarum gentium proeliaque et incursiones barbarorum inminent, et regiones nostrae desolabuntur.

Daniel.	Methodius.
	M. 35. καὶ ἀρθήσεται ἡ τιμὴ ἐκ τῶν ἱερέων καὶ ἠμώξει ἡ λειτουργία τοῦ θεοῦ καὶ παύσει ἡ θυσία πᾶσα ἀπὸ τῶν ἐκκλησιῶν καὶ ἔσονται οἱ ἱερεῖς ὡς ὁ λαός.
D 138. καὶ οὕτως βασιλεύσει ὁ ἀντίχριστος καὶ πράξει θαυμαστὰ καὶ ἐξαίσια καὶ μεγαλυνεῖ τοὺς Ἰουδαίους καὶ ἔσονται λιμοὶ καὶ σεισμοὶ κατὰ πᾶσαν πόλιν καὶ χώραν καὶ ὑετὸς οὐδαμοῦ δοθήσεται. καὶ ἡ γῆ οὐ δώσει τοὺς καρποὺς αὐτῆς καὶ τὸν ἐσκαμμένον ναὸν τῶν Ἱεροσολύμων οἰκοδομήσει καὶ βασιλεύσει ὁ τρισκατάρατος δαίμων χρόνους τρεῖς ἥμισυ.	M 29. καὶ ἔσται λοιμὸς καὶ λιμὸς ἐν αὐτοῖς.
D 137. ἐν κατεφείᾳ πολλῇ, μεστὸς τῆς ἡλικίας ἐλεήμων φορῶν πενιχρὰ τῇ ὄψει αὐστηρός, τῇ δὲ γνώμῃ πραΰς, ἔχοντα ἐπὶ τὸν δεξιὸν πόδα μέσον τοῦ καλάμου ἧλον[1].	AS 53. Τελευτήσαντος δέ τοῦ ἀθέου σκήπτρου τούτου τότε ἔρχεται ὁ ἐκ Αἰθιωπίας ἀπὸ τοῦ πρώτου κεράτου ὃν φασιν ἔτη ιβʹ κατέχειν τῆς βασιλείας οἴακας. οὗτος ἀγαθὸς

[1] Vergl. die Paraphrase zu den Orakeln Kaiser Leos (Bousset, Beiträge 284): ὁ ὄνυξ τοῦ μεγάλου δακτύλου τοῦ δεξιοῦ ποδὸς τήλωμα ἔχων, ἡ λαλιὰ αὐτοῦ ἡδεῖα, ἡ ὄψις αὐτοῦ εὐειδής κτλ.

Sibylle.

center conpositus. Et ipsius regnum C et XII annis terminabitur. In illis ergo diebus erunt divitiae multe et terra abundanter dabit fructum, ita ut tritici modium denario uno venundetur, modium vini denario uno, modium olei denario uno. Et ipse rex scripturam habebit ante oculos dicentem: „Rex Romanorum omne sibi vindicet regnum christianorum.“ Omnes ergo insulas et civitates paganorum devastabit et universa idolorum templa destruet, et omnes paganos ad babtismum convocabit et per omnia templa crux Iesu Christi erigetur. Tunc namque preveniet Egiptus et Etiopia manus eius dare Dei. Qui vero cruce Iesu Christi non adoraverit gladio punietur, et cum completi fuerint centum et viginti anni, Iudei convertentur ad Dominum, et erit ab omnibus sepulcrum eius gloriosum. In diebus illis salvabitur Iuda et Israhel habitabit confidenter. In illo tempore surget princeps iniquitatis de tribu Dan, qui vocabitur Antichristus. Hic erit filius perditionis et caput superbie, et magister erroris, plenitudo malicie, qui subvertet orbem et faciet prodigia et signa magna per falsas simulationes. Deludet autem per artem magicam multos, ita ut ignem de celo descendere videatur. Et minuentur anni sicut menses et menses sicut septimana et septimana sicut dies, et dies sicut hore (et ora velut puncti). Et exurgent ab aquilone spurcissime gentes, quas Alexander (rex Indus) inclusit, Gog videlicet et Magog.

Eliasapokryphe.

[Auch hierzu ist die oben S. 158 notierte Stelle EA 160 vom Friedenskönig in Parallele zu stellen.]

EA 161. Im vierten Jahre jenes Königs wird sich der Sohn der Gesetzlosigkeit zeigen, indem er spricht: „Ich bin der Gesalbte“, obwohl er es nicht ist.

ES 213. Gentes enim illae horibiles nimis . . . universa contaminant.

Daniel.

Vgl. hierzu die oben S. 159 notierten Stellen.

D 137. καὶ ἐν τῷ ὑποστρέφειν αὐτὸν ἀνοιχθήσονται οἱ θησαυροὶ τῆς γῆς καὶ πάντες πλουτήσουσιν καὶ οὐδεὶς ἔσται πένης. καὶ ἡ γῆ δώσει τοὺς καρποὺς αὐτῆς ἑπταπλασίονα καὶ τὰ ὅπλα τὰ πολεμικὰ γεννήσονται ὡς δρέπανα καὶ βασιλεύσει ἔτη ιβ΄. καὶ αὐτὸς προϊδὼν τὸν θάνατον αὐτοῦ πορευθεὶς εἰς τὰ Ἱεροσόλυμα ἵνα παραδώσῃ τὴν βασιλείαν τῷ θεῷ. καὶ μετ᾽ αὐτοῦ βασιλεύσουσιν οἱ τέσσαρες υἱοὶ αὐτοῦ κτλ.

D 137. ἀνδρίζου, Ἰωάννη, καὶ κραταιοῦ καὶ νίκα τοὺς ἐχθρούς.

Vgl. oben S. 163. D 138.

D I 41. καὶ ἀνοιχθήσονται Ἀπυοπύλαι καὶ ἐξέλθουσιν ὧν ἀριθμὸς ὡσεὶ ἄμμος θαλάσσης.

Methodius.

καὶ βασιλεύσει ἐν εἰρήνῃ καὶ ἁγίων οἴκους τοὺς πρὸς αὐτοὺς συμπτωθέντας ἀναστήσει καὶ ὡς ἀγαθὸς ἀγαπηθήσεται ὑπὸ τοῦ λαοῦ. Er übergiebt die Krone und nach ihm herrschen νεώτεροι τρεῖς.

M 42 sq. καὶ εἰρηνεύσει ἡ γῆ καὶ ἔσται γαλήνη μεγάλη ἐπὶ τῆς γῆς οἵα οὐ γέγονεν οὐδὲ μὴ γενήσεται, καθότε ἐσχάτη ἐστί.

Vgl. weiter die Stellen S. 159.

M΄ 64. καὶ πληροῦται ἡ προφητεία „ἐπ᾽ ἐσχάτων τῶν ἡμερῶν Αἰθιοπία προφθάσει χεῖρα αὐτῆς τῷ θεῷ“, διότι ἐκ σπέρματος Χουσὶ θυγατρὸς Φὼλ βασιλέως Αἰθιοπίας αὕτη ἡ βασιλεία Αἰθιόπων ἤγουν Ῥωμαίων ἐν τῇ ἐσχάτῃ ἡμέρᾳ προφθάσει ἡ χεὶρ αὐτῆς τῷ θεῷ καὶ πατρί.

M 44. τότε ἀνοιχθήσονται αἱ πύλαι τοῦ βορρᾶ καὶ ἐξελεύσονται αἱ δυνάμεις τῶν ἐθνῶν, οἳ ἦσαν καθειργμένοι ἔνδοθεν κτλ.

Sibylle.

Hec (autem) sunt XXII regna, quorum numerus (est) sicut arena maris. Cum autem audierit rex Romanorum convocato exercitu debellabit eos atque prosternet usque ad internicionem et postea veniet Ierusalem, et ibi deposito capitis diademate et omni habitu regali relinquet regnum christianorum Deo patri et Iesu Christo filio eius. Et cum cessaverit imperium Romanum, tunc revelabitur manifeste Antichristus et sedebit in domo Domini in Ierusalem. Regnante autem eo, egredientur duo clarissimi viri Helias et Enoch ad annuntiandum Domini adventum et Antichristus occidet eos, et post dies tres a Domino resuscitabuntur. Tunc erit persecutio magna, qualis non fuit antea nec postea subsequetur. Adbreviabit autem dominus dies illos propter electos et occidetur virtute Domini Antichristus a Mikaele arcangelo in monte Oliveti.

Cumque Sibilla hec et alia multa Romanis futura prediceret, quibus etiam signis ad iudicandum Dominus venturus est, vaticinando intonuit dicens:

Iudicii signum tellus sudore madescit
etc. etc.

Eliasapokryphe.

ES 213. Cumque conpleti fuerint dies temporum gentium illarum, postquam terram conrumperint, requiescet; et iam regnum Romanorum tollitur de medio, et Christianorum imperium traditur Deo et Patri, et tunc venit consummatio, cum coeperit consummari Romanorum regnum, et expleti fuerint omnes principatus et potestates.

ES 215. Cum ergo venerit mundi finis ille nefandus, mendax et homicida de tribu nascitur Dan etc.

Daniel.	Methodius.
	M 45. καὶ μετὰ ταῦτα καταβήσεται ὁ βασιλεὺς τῶν Ῥωμαίων εἰς Ἱερουσαλὴμ ἑβδομάδα χρόνων καὶ ἥμισυ. καὶ ἐν τῷ πληρώματι τοῦ δεκάτου ἡμίσεως χρόνου φανήσεται ὁ υἱὸς τῆς ἀπωλείας κτλ.
D 137. καὶ αὐτὸς προϊδὼν τὸν θάνατον αὐτοῦ πορευθεὶς εἰς τὰ Ἱεροσόλυμα ἵνα παραδώσῃ τὴν βασιλείαν τῷ θεῷ· καὶ μετ' αὐτοῦ βασιλεύσουσιν οἱ τέσσαρες υἱοὶ αὐτοῦ κτλ.	M 45 sq. καὶ ἐπὰν φανῇ ὁ υἱὸς τῆς ἀπωλείας, ἀναβήσεται ὁ βασιλεὺς τῶν Ῥωμαίων ἄνω εἰς Γολγοφᾶ, ἔνθα ἐπάγην τὸ ξύλον τοῦ σταυροῦ εἰς τὸν τόπον, ὅπου προσηλώθη ὁ κύριος ἡμῶν Ἰησοῦς Χριστὸς καὶ θεὸς ἡμῶν καὶ τὸν ἑκούσιον ὑπὲρ ἡμῶν ὑπέμεινε θάνατον. καὶ ἀρεῖ ὁ βασιλεὺς τῶν Ῥωμαίων τὸ στέμμα αὐτοῦ καὶ ἐπιθήσει αὐτὸ ἐν τῷ σταυρῷ καὶ ἐκπετάσας τὰς χεῖρας αὐτοῦ εἰς τὸν οὐρανὸν καὶ παραδώσει τὴν βασιλείαν αὐτοῦ τῷ θεῷ καὶ πατρί. καὶ ἀναληφθήσεται ὁ σταυρὸς εἰς τὸν οὐρανὸν ἅμα τῷ στέμματι τοῦ βασιλέως κτλ.
	M 46. ὁ δὲ υἱὸς τῆς ἀπωλείας γεννᾶται ἐκ φυλῆς τοῦ Δᾶν κτλ.

Die Tiburtina zerfällt in der von mir und später von Sackur der mittelalterlichen Interpolationen entkleideten Fassung in ihrem historischen Teile in mehrere deutlich erkennbare Abschnitte. Der erste ist bezeichnet durch die Kämpfe in Asien, der zweite durch die Herrschaft des Königs C, der dritte durch die Kämpfe und Wirren unter seinen Nachfolgern, der vierte endlich durch das Auftreten der gewaltigen letzten Friedenskönige.

Die von uns in Parallele gesetzte Gruppe von Apokalypsen ist, wie die Gegenüberstellung zeigt, einer einzigen Wurzel entsprossen; denn für alle Episoden der Tiburtina, für alle ihre charakteristischen Einzelzüge haben wir in den übrigen Weissagungen Seitenstücke gefunden. Wir beginnen mit den Kämpfen in Asien.

Sackur[1] deutet den Satz der sechsten Generation der Tiburtina: et expugnabuntur[2] in istam civitatem annos tres et menses sex auf Nero, das Tier der Apokalypse, der 3½ Jahre herrschen soll. Warum dann aber der Plural, warum denn dann nicht irgend eine apokalyptische Chiffre für den Vorläufer des Antichrist; und ist ista civitas denn unbedingt Rom? Glücklicher erscheint auf den ersten Blick die Deutung des Satzes der siebenten Generation: et exurgent[3] duo reges et multas facient persecutiones in terram Hebreorum propter Deum auf Vespasian und Titus. In der Schilderung der achten Generation vermutet Sackur eine Darstellung antichristlicher Zustände nach einer aus ägyptischer Tradition stammenden Theorie, daß nach Beginn der letzten schrecklichen Zeiten die Weiber nicht mehr gebären würden. Der Zeit nach dürfte nach Sackur diese Generation mit der Regierung der Soldatenkaiser im 3. Jahrhundert zusammenfallen. Die neunte Generation deutet derselbe Ausleger dann weiter auf die Vierteilung des Reiches unter Diokletian und auf die Kämpfe in Syrien; aber auch hier muß er wieder annehmen, daß apokalyptische Phantastereien den Sibyllisten geleitet haben, „wie er denn die beiden Könige aus Ägypten wieder 3½ Jahre regieren läßt". Dann fährt Sackur wörtlich fort: „Es schließt sich nun ein Satz an, dessen Deutung auf Konstantin zwar sicher ist, bei dem es jedoch zweifelhaft erscheint, ob er von Anfang an an dieser Stelle stand oder doch genau in derselben Form. Hier hört nämlich die chronologisch zusammenhängende alte Prophetie auf. Die weitere Fortsetzung findet sich dann zerstreut mitten unter den Weissagungen auf deutsche Kaiser." Der in der Sibylle erwähnte vir belligerator rex Grecorum ist nach Sackur Konstantius, welcher nach Hierapolis kam; die fossata der Perser, von denen kurz vor der Erwähnung dieses Königs die Rede war, kann Sackur indes — so wertvoll auch die Angaben darüber sind — nicht zeitgeschichtlich deuten, und ebensowenig gelingt es ihm, eine sichere zeitgeschichtliche Parallele für die weiteren Sätze: Syriam expugnabunt et Pentapolim captivabunt, sowie: Tunc surget gens adversus gentem in Cappadociam, beizubringen. Mit dem Satze: Et consurget alius rex vir fortis et belligerator et indignabuntur contra eum multi vicini et parentes, beginnt ersichtlich „die Schilderung der Sünden und der schrecklichen Zeiten, die in ihrer ganzen Fülle dem Ende der Welt vorangehen sollen". Und ebenso klar ist, daß diese Schilderung unter einem späteren Kaiser abermals aufgenommen und variiert wird. Endlich deutet Sackur noch die Stelle: Roma in persecutione et gladio expugnabitur et erit deprehensa in manu ipsius regis, auf den blutigen Aufstand des Nepotianus in Rom im Jahre 350.

---

[1] S. 155f.

[2] Sackur teilt dazu (S. 181) die Variante mit: et expugnabunt civitatem istam, und bezieht sich in seiner Erläuterung auf diese.

[3] Auch hier weicht Sackur von seiner Edition ab, indem er die Variante benutzt.

Wir geben gerne zu, daß Sackur die Kritik unseres sibyllinischen Orakels wesentlich gefördert hat, können ihm aber nicht vollständig beistimmen, wenn er das Facit seiner Auslegungen in den Satz zusammenfaßt: „So ist in der Hauptsache jeder Zug aus der Geschichte des Konstantius zu belegen.“ [1] Wir konzedieren ihm nur so viel, daß ein Kompilator eine ältere Prophezeiung auf Konstantin und dessen Söhne bezogen hat, deren archaistische Teile nur leicht überarbeitet oder umgestellt allerdings hier und da — restlos dürfte wohl bei keiner Apokalypse eine Deutung aufgehen; es liegt ja in der Tendenz derartiger litterarischer Erzeugnisse, selbst dem des Schlüssels Kundigen noch Rätsel aufzugeben — eine Deutung auf die Gegenwart oder die nächste Vergangenheit zuließen. Daß dem so ist, zeigt die oben dargebotene Gegenüberstellung der Texte.

Die vor Konstantin und noch darüber hinaus in der Sibylle geschilderten Kämpfe spielen in Asien und Ägypten; das ganze Interesse des Verfassers konzentriert sich auf jene Länder, und wenn auch Rom in den Kreis der bangen Prophetie mit einbegriffen wird, so geschieht das nicht aus Anlaß irgend eines in Rom spielenden furchtbaren Ereignisses, sondern weil der Fall dieser Stadt seit den vorchristlichen Apokalyptikern am Schlusse aller eschatologischen Spekulationen steht. Die Schilderung dieser orientalischen Wirren in der Tiburtina erhält nun ein merkwürdiges Seitenstück in einem Teile der Eliasapokalypse, dessen fragmentarischen Charakter ein Blick in den Text darthut. Wie in der Tiburtina bei der Schilderung der achten Generation, heißt es hier: „Die Wehmutter im Lande wird trauern. . . . Aber die Unfruchtbare und die Jungfrau wird sich freuen, indem sie spricht: Jetzt ist es an uns, daß wir uns freuen, daß wir keine Kinder auf Erden haben 2c.“ [2] Den zwei Königen der siebenten Generation, die multas facient persecutiones in terram Hebreorum propter Deum, entsprechen in der Eliasapokalypse die drei Könige der Perser, welche die Juden, die in Aegypten sind, gefangen nehmen und nach Jerusalem bringen. Dem Satze der Tiburtina: Tunc surgent duo reges de Egypto et expugnabunt quattuor reges, und von denen es heißt: regnabunt annos tres et menses sex, entspricht der Satz der Eliasapokalypse, nach dem vier Könige mit dreien kämpfen werden, und von denen gesagt wird, daß sie drei Jahre an jenem Orte zubringen werden. Dem rex C., unter dem in der Sibylle die großen Kämpfe anheben werden, entspricht in der Apokalypse der König, welcher sich in Hierapolis erhebt — surget, sagt die Tiburtina — und von dem es heißt: „Das ganze Land wird bestürzt werden und hinauf nach Memphis fliehen“. Darauf folgt in beiden Weissagungen der große König, dessen Regiment sich übereinstimmend gegen die Gottlosen richtet, der da bei beiden befiehlt, die heiligen Tempel aufzurichten, und der in beiden die Sabbatruhe der Welt heraufführt. Zug für Zug deckt sich, wenn auch nicht restlos, was, wie gesagt, bei derartigen Apokalypsen selbstverständlich ist und an sich schon wegen der späteren Überzeichnung der Fall sein muß.

---

[1] Sackur S. 162. [2] Steindorff S. 159f.

Es ist sicher, daß die Eliasapokalypse von christlicher Hand später überarbeitet wurde, wodurch die ersichtliche Verwirrung im Texte bezüglich des Friedenskönigs und bezüglich der merkwürdigen Zusammenstellung der Assyrer- und Perserkönige sich erklärt. Wir haben oben Boussets und Schürers Deutungen dieser Zusammenstellung kennen gelernt; jetzt behaupten wir: es giebt für diesen Teil der Weissagung eine rein zeitgeschichtliche Erklärung, die ihre Zuflucht nicht zu eschatologischen Traditionen zu nehmen braucht. Die 30. Dynastie der Sebennyten: Nektanebus I., Tachos und Nektanebus II. sind die drei Könige, welche mit vieren, nämlich mit Artaxerxes, Ochus, Arses und Darius III. kämpfen werden. Das Interesse für den Orient in beiden Apokalypsen erklärt sich: wir befinden uns mitten in den Kämpfen um die Selbständigkeit Ägyptens. Auch im einzelnen lassen sich historische Beziehungen bloßlegen. Wenn in der Eliasapokalypse mit besonderem Nachdruck darauf hingewiesen wird, daß unter dem letzten König alle Steuern erlassen werden, so steht dem zur Erklärung die Thatsache gegenüber, daß Tachos zur Kriegführung dem Volke schwere Steuerlasten auferlegte[1]. Nectanebus flieht thatsächlich, wie der Vorläufer des Friedenskönigs in der Eliasapokalypse, nach Memphis, und diese Stadt wird auch wirklich, wie dort erzählt wird, durch Verrat eingenommen. Wenn die Apokalypse erzählt, daß Blut fließen werde von Kos bis Memphis, so entspricht dem die Thatsache, daß Ochus sich als blutdürstigen Tyrannen zeigte und hier wie dort auch die Schätze des Tempels plünderte und nach Persien schleppte. Merkwürdigerweise deckt sich auch die Regierungszeit des Perserkönigs der Eliasapokalypse mit der chronologischen Aufstellung des syncellischen Euseb, nach der Ochus Ägypten sechs Jahre beherrschte. Diese Deutung als die richtige vorausgesetzt, ist der König des Westens, der wie ein brüllender Löwe über das Meer läuft, demnach Alexander der Große.

Die zeitgeschichtliche Deutung gelingt, wie gesagt, nicht restlos, und auch die Gegenüberstellung von Apokalypse und Sibylle ergab keine völlige Kongruenz, und dennoch ist nur diese Deutung möglich, und dennoch ergiebt sich absolute Kongruenz von Thatsachen und Weissagungen, wenn wir berücksichtigen, daß der zweite Teil, die Prophezeiungen vom Friedenskönige, sich mit der gleichen Partie in der gesamten herangezogenen Gruppe von Apokalypsen in allen Einzelzügen deckt.

Der letzte König Ägyptens wird nach Äthiopien fliehen, verkündet die Eliasapokalypse, dann kommt der Friedenskönig von Westen über das Meer; der wird heilige Stätten errichten, den Heiligtümern Geschenke[2] zuwenden, und das Land wird sich mit Gütern füllen. Alles das lesen wir auch in der Tiburtina und den übrigen Weissagungen. Den Zug, daß der König aus dem Westen kommt, ja auch den Zug, daß er über das Meer fährt,

[1] A. Wiedemann, Ägyptische Geschichte, 2. Teil (Gotha 1884), 709, auch für das Folgende.

[2] Was das Epitheton „nichtig" in der Eliasapokalypse bedeuten soll, ist mir nicht klar.

haben gleichfalls die byzantinischen Prophetien. Dieselben haben aber auch noch den originären Zug, daß der König von Äthiopien ausgeht, was in der Eliasapokalypse durch die Erwähnung von Heliopolis noch zum Ausdruck kommt, und woran in der Tiburtina nur noch der Satz: Tunc namque praeveniet Egiptus et Etiopia manus eius dare Dei, erinnert, der in den andern Apokalypsen zum Belege dieser äthiopischen Herkunft herangezogen wurde.

Wir wissen, daß die Alexandersage zu dieser merkwürdigen prophetischen Auffassung den Anlaß geboten hat. Es ist wahrscheinlich, daß schon zu Lebzeiten des Königs die Priester eine derartige Verwandtschaft Alexanders mit dem nach Äthiopien entflohenen und verschollenen Nektanebus nach älteren Vorbildern konstruierten[1]; es ist ferner wahrscheinlich, daß Alexander selbst diese ägyptische Sagenbildung, nach der er als Rächer seines verjagten Vaters und als neuer einheimischer und rechtmäßiger Pharao die Perser vertreiben sollte, mit seinem Instinkte begünstigte, „verstand er es doch, in allem und jedem sich der Denkart seiner Völker anzuschmiegen, ihnen nicht als fremder Tyrann, sondern als einheimischer Herrscher gegenüberzutreten“[2]. Kaum gehen wir fehl, wenn wir die schon mitgeteilte Prophezeiung des Pseudo-Kallisthenes[3] mit der andern gleichsetzen: der Löwe und sein Junges werden den Waldesel verzehren. Als Löwensohn wird der letzte Kaiser nämlich noch in dem sogen. äthiopischen Buche Clementinischer Schriften bezeichnet. Hier läuft eine prophetische Beschreibung der Zeitgeschichte bis auf Heraklius und das Auftreten des Islam aus in eine Schilderung der Kriege zwischen einem Könige des Südens und einem Könige des Ostens, in welchen letzterer endlich siegt, sowie der Folgen dieser Unruhen für Ägypten, der Besitznahme Ägyptens durch den König des Ostens und die Befestigung von dessen Herrschaft über die Welt, worauf die bedrängten Christen erlöst werden durch den siegreich dahinfahrenden Löwensohn, von dem es heißt: „Ich werde erwecken den Löwensohn, und er wird zurückschlagen alle Könige und sie zerbrechen, weil ich ihm die Gewalt gegeben habe. Und also ist das Auftreten des Löwensohnes wie eines Mannes, der von seinem Schlafe erwacht“[4]. Der apokalyptische Hintergrund und die ägyptischen Kulissen sind dieselben geblieben, wenn auch andere an der Stelle der ursprünglich auftretenden Figuren die Rollen spielen, und die interessante Variante des alten eschatologischen Gedankens thut dar, daß die Prophezeiung vom Löwensohne und vom wiedererwachenden Kaiser zusammengeschweißt worden sind. In der Tiburtina sehen wir noch Rudimente der Prophezeiung vom Löwen und vom Löwensohne, aber die Nektanebussage ist entfernt, und Philipp ist wieder an die Stelle dieses letzten Pharao getreten, was die Angabe seiner Regierungszeit mit 30 Jahren und die Parallele mit der Danielapokalypse, in welcher der Name noch erhalten

[1] Vgl. den oben S. 22 notierten Aufsatz von Maspéro.

[2] Wiedemann S. 722. [3] Siehe oben S. 63.

[4] A. Dillmann, Bericht über das äthiopische Buch Clementinischer Schriften, in den Nachrichten von der kgl. Gesellsch. d. Wiss. zu Göttingen 1858, 193 u. 204. Vgl. auch Bousset, Antichrist 47.

und die Regierungszeit mit 32 Jahren angegeben ist, darthut. In der Fassung Pseudo-Daniels tritt der ursprüngliche Gehalt des Alexandervaticiniums überhaupt in der zweiten Partie noch reiner hervor; das apokalyptische Bild ist noch nicht wie in der Tiburtina in Fetzen gerissen, mit denen die Figuren byzantinischer und deutscher Kaiser phantastisch geschmückt wurden. Wie in der Eliasapokalypse nur eine große Bestürzung unter dem mit dem Philipp der Danielprophetie korrespondierenden vorletzten Herrscher geweissagt wird, heißt es hier einfach, daß er einen Krieg beginnen wird, wie er noch nicht war in der Welt.

Immer fester schließt sich die Kette des Beweises, daß wir in der Tiburtina und in der Eliasapokalypse Fragmente jener Alexanderweissagung besitzen, für deren Existenz wir, wie wir glauben, stichhaltige Gründe in hinreichender Anzahl vorgebracht haben. In ihrer uns vorliegenden Fassung gehört die Sibylle — ich beziehe mich auf meine eigenen Untersuchungen[1], die Sackur dann mit soviel Glück wieder aufnahm — der Zeit Konstantins und seiner Söhne an. Neuerdings erhebt freilich Samuel Krauß gegen diese frühe Datierung Einspruch[2]. Allerdings hat der jüngste Interpret unserer Weissagung recht, wenn er sagt, daß von jenen in der Tiburtina geschilderten Ereignissen in Wirklichkeit unter den Söhnen Konstantins die Rede nicht sein könne, daß es unverständlich sei, wie jener König 112 oder 120 Jahre regieren solle, daß es weiter unerklärlich sei, warum von einer Judenverfolgung gesprochen werde. Demgegenüber verweist er auf die Judenverfolgungen unter Heraclius, die, wie es in der Sibylle heißt, 12 Jahre dauerten, sodann hält er die Zahl 12 für die Angabe der Regierungszeit des geweissagten Herrschers und nicht 120 für die richtige und deutet dieselbe auf die Jahre 629—641, in denen Heraclius thatsächlich über Palästina herrschte. Das Wort Constans des Textes faßt er nach einer Lesart nomine et animo constans als Adjektiv auf, und schließlich weist er noch darauf hin, daß die Schilderung, nach der jener Kaiser in Jerusalem eintreten werde deposito capitis diademate et omni habitu regali, thatsächlich bezüglich des Heraclius überliefert worden ist.

Von vornherein sei gern zugegeben, daß dieser Depositionsakt des Heraclius die Schilderung der Kronenübergabe in der Tiburtina beeinflußt hat[3]; es ist auch wahrscheinlich, daß die merkwürdige Gestalt des Heraclius, die an sich geeignet war, alten apokalyptischen Traditionen frisches Leben einzuhauchen und neuen ihren Ausgangspunkt darzubieten, als Held dieser

[1] F. Kampers, Kaiserprophetien und Kaisersagen im Mittelalter (München 1895) 199 ff.

[2] S. Krauß, Zur Erklärung der tiburtinischen Sibylle, in der Byzantinischen Zeitschrift X (1901), 200 ff. Der Liebenswürdigkeit des Herrn Professors Krumbacher verdanke ich einen Bürstenabzug dieses Aufsatzes. Wenn Krauß sich dabei auf meine Kritik des Sackurschen Buches (Byzant. Zeitschr. VIII [1899], 690) beruft, so brauche ich nach dem Vorhergegangenen nicht mehr zu betonen, wie ich diese Kritik aufgefaßt wissen wollte.

[3] Ihren Wert behalten aber die von Krauß angegriffenen Ausführungen Sackurs zu diesem Punkte doch.

alten Weissagung angesehen worden ist. Indessen findet sich ja der Depositionsakt in seiner einfachsten Fassung — ganz abgesehen von der syrischen Alexanderlegende, wo er durchaus orientalisches und originäres Gepräge hat — bereits in jener merkwürdigen, dem 4. Jahrhundert angehörigen Predigt Pseudo-Ephräms[1], wo auch die Kämpfe in Persien, die Sittenlosigkeit vor dem Ende, die Unterwerfung von Gog und Magog bereits bekannt sind. Was die Zahl 120 angeht, so vergißt Krauß ganz, daß dieselbe altes sibyllinisches Gut ist; denn sie findet sich ja bereits in jenem Orakel, das die Haruspices nach dem Tode der Kaiser Tacitus und Florian verkündeten[2], nach welchem ein Kaiser aus dem Geschlechte dieser Kaiser nach tausend Jahren sich erheben, Parther, Perser, Franken und Alemannen, Afrika, die Taprobaner und Sarmaten sich unterwerfen, die ganze bekannte Welt beherrschen, sodann dem Senat die Herrschaft wiedergeben, nach den alten Gesetzen leben, selbst 120 Jahre leben und ohne Erben sterben werde. Die sibyllinische Färbung und die Beziehungen dieser Stelle zur Tiburtina ergeben sich ganz von selbst. Krauß läßt eben ganz das Moment aus dem Spiele, daß wir es mit apokalyptischen Phantastereien und nicht mit historischen Urkunden zu thun haben. Trümmer alter apokalyptischer Tradition werden eben ohne viel Kopfzerbrechen auf Ereignisse der Gegenwart umgedeutet; das thut ein Blick in die planlose Mosaik des sibyllinischen Textes sofort dar. Wir sind jetzt in der glücklichen Lage, gezeigt zu haben, woher die einzelnen Steinchen genommen sind, und wie jenes Mosaik zu stande kam. Aber die von uns kenntlich gemachten, in später Überlieferung uns erhaltenen Reste der sibyllinischen Tradition sind nicht die einzigen, die enge Verwandtschaft mit der Tiburtina aufweisen. Ich behaupte: wir besitzen eine Fassung dieser Sibylle, die noch um Jahrhunderte älter ist, in dem vierten Buche der Sibyllinen.

Über Verfasser und Alter dieses Buches ist viel geschrieben worden; ich halte mit Zahn[3], Schürer[4] und Geffcken[5] an der Ansicht fest, daß es einen Juden zum Verfasser hatte, der um das Jahr 80 n. Chr. schrieb. Diese Sibylle nun will alles Unheil künden, was vom ersten bis elften Geschlecht über die Welt kommt, und das, wie es im Vers 47 heißt[6], sich im zehnten Geschlecht erfüllen wird:

ἀλλὰ τὰ μὲν δεκάτῃ γενεῇ μάλα πάντα τελεῖται.

---

[1] Vgl. oben S. 166.

[2] *Flavii Vopisci Syracusii* Tacitus cap. 15, in den Scriptores histor. Aug., rec. H. Peter, vol. II (Lipsiae 1865), 181. Kampers, Kaiserprophetien 225. Sackur S. 120. Sollte nicht dieser Zug vielleicht aus einer Noe-Sage stammen? Ähnlich wie seine Tochter, die Sibylle, wandert Noe in der arabischen Sage bis nach Italien. 120 Jahre predigt er dem Volk, 120 Jahre baut er an der Arche. Vgl. M. Grünbaum, Neue Beiträge zur semitischen Sagenkunde (Leiden 1893) 79 u. 87f.

[3] Apokalyptische Studien, in der Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft und kirchliches Leben VII (1886), 33—37. 339ff.

[4] Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi III[3] (Leipzig 1898), 441.

[5] Studien zur älteren Nerosage, in den Nachrichten von der kgl. Gesellsch. d. Wiss. zu Göttingen, phil.-hist. Klasse 1899, 446.

[6] Oracula Sibyllina, rec. Al. Rzach (Vindobonae 1891), p. 95.

Alsdann folgt die Schilderung der aufeinander folgenden Weltreiche; darnach herrschen die Assyrer mit sechs Geschlechtern, die Meder mit zwei, die Perser und Macedonier je mit einem. Die Macedonier werden durch die Römer abgelöst, denen kein eigenes Geschlecht mehr zugewiesen ist. Unter den Assyrern hebt ein unheilverkündendes Städtevaticinium an; unter den Persern wird Mord und Aufruhr geschildert; das ruhmreiche Hellas trägt schweres Verderben nach Asien, und in Ägypten wird eine Hungersnot wüten. Kurz wird dann des Xerxes Fahrt zu Land und zur See berührt, und darauf heißt es alsbald nach den einleitenden Versen[1]:

ἀλλ' ὅτ' ἂν ἐς δεκάτην γενεὴν μερόπων γένος ἔλθῃ,
καὶ τότε Πέρσῃσιν ζυγὰ δούλια καὶ φόβος ἔσται,

daß sich Macedonien der Herrschaft rühmen wird. Dabei wird die Eroberung Thebens erwähnt, und zugleich setzt das Städtevaticinium wieder ein, das sich hier gegen Tyrus, Samos, Delos, Babylon richtet. Dasselbe Städtevaticinium sehen wir auch wieder innerhalb der Schilderung der römischen Herrschaft. Letztere ist charakterisiert durch die Zerstörung des jerusalemitischen Tempels und der Flucht und Rückkehr Neros. Gleich nach der Nerosage heißt es dann auf einmal, nachdem Unheil über Antiochia und Cypern und später wieder über der Karier Stadt verkündet wurde[2]:

ἥξει δ' εἰς Ἀσίην πλοῦτος μέγας, ὅν ποτε Ῥώμη
αὐτὴ συλήσασα πολυκτέανον κατὰ δῶμα
θήκατο· καὶ δὶς ἔπειτα τοσαῦτα καὶ ἄλλ' ἀποδώσει
εἰς Ἀσίην, τότε δ' ἔσται ὑπέρκτησις πολέμοιο.

Darauf folgen die Darstellung der Sittenlosigkeit, der Weltbrand und das Weltgericht.

Einen merkwürdig breiten Raum nimmt innerhalb der Komposition des vierten Buches, das, wie wir sehen, ein gewisses einheitliches Gefüge, eine festgehaltene Disposition aufweist, die Nerosage ein. Diese ist nun für unsere Beweisführung bedeutend genug, daß wir kurz auf dieselbe eingehen, zumal wir in der Lage zu sein glauben, das psychologische Motiv dieser Sagenbildung mit Hilfe der Sibyllinen aufdecken zu können. Geffcken hat neuerdings in schöner Untersuchung gezeigt, wie sich die Nerosage fortwährend erweiterte; er beginnt mit einem Stück des achten Buches der Sibyllinen[3] und analysiert die Stelle mit den Worten: „Die Sibylle sieht also voll Grauen den Tag kommen, der Rom und Latium Jammer bringt, mag auch die Stadt den Mann von verborgener Herkunft, der, in Antium[4] geboren, das Trojaspiel feiert, jubelnd begrüßen. Er wird den Isthmus durchstechen, der Wüterich, der niemanden zufrieden läßt, dann aber wird das vergossene dunkle Blut sich an dem wilden Tiere rächen und ein Hund den die Hirten fressenden

---

[1] V. 86—87. Ebd. S. 97. [2] V. 145—148. Ebd. S. 100.

[3] V. 151—159. Geffcken a. a. O. 444. Verfasser giebt die herangezogenen Stellen in verbesserter Textgestalt.

[4] Geffcken setzt Ἀντίδος an die Stelle der Lesart Ἀσίδος.

Leu verjagen. Man nimmt ihm das Scepter, und er muß hinab zum Hades." Die hier so gefaßte Nerosage wird ergänzt durch eine Stelle des fünften Buches[1] der gleichen Sammlung. Bemerkenswert ist nur, daß der Vers 140:

ὅν φασιν τέκεν αὐτὸς ὁ Ζεὺς ἰδὲ πότνια Ἥρη,

und der vordem zum Ausdruck gekommene Gedanke einer „verborgenen Geburt" Neros nach Geffckens Ansicht „eine gemeinsame Quelle, eine sonst unbekannte heidnische Volkssage" vindizieren. In beiden Stellen, glaubt derselbe Forscher, liegen uns zwei heidnische Orakel vor, die, „da sie einfach die Thatsachen gänzlich ohne mystisches Beiwerk, dazu den einen Mythus mit einem charakteristischen φασιν anführen", bald nach Neros Ausgang gedichtet worden sind. Eine bemerkenswerte Weiterbildung der Nerosage liegt sodann in dem von uns herangezogenen vierten Buche der Sibyllinen vor. Hier taucht Neros Gestalt in mystisches Dunkel[2]. Wenn die Menschen von der Gottesfurcht lassen, heißt es hier, dann wird der Muttermörder, der mächtige König aus Italien, über den Euphrat fliehen und später mit erhobenem Speere ins Abendland zurückkehren. Auch in dieser Sibylle lassen sich spezifisch jüdische Motive nicht erkennen; anders in der Fortsetzung der schon citierten Verse des fünften Buches, das von Racheburst erfüllt ist gegen die Männer des sündigen Rom-Babylon, welche Jerusalem zerstörten. Hier finden sich Züge der jüdischen Tradition vom Antichrist auf Nero übertragen. Merkwürdigerweise kehrt hier Nero nicht nach Rom zurück, sondern[3]:

γῆς δὲ Μακηδονίης στάξει πόλος ἐν πεδίοισιν
συμμαχίην λεῷ ἐκ δυσμῶν, βασιλεῖ δέ τ' ὄλεθρον.

Die christliche Tradition läßt den Kaiser jedoch wieder nach Rom kommen; so der Sibyllinist des schon herangezogenen achten Buches[4]. Merkwürdig ist, daß von Nero auch hier[5] ausgesagt wird, er werde große Reichtümer nach Asien bringen; es stimmt das überein mit der Prophezeiung der frühesten Sibylle von dem Tribute, den einst Rom an Asien zurückzahlen soll, und von dem, wie wir sahen, auch im vierten Buche die Rede war[6]. Auf diese Nerolegende folgt dann hier die Erwähnung des heiligen Fürsten, der drei in Rom schrecklich endenden Könige und eines früheren Herrschers. Geffcken deutet unter Bezugnahme auf Commodians Instruktionen und dessen Carmen apologeticum[7] den heiligen Fürsten auf Elias und die drei Könige auf Nero und seine Verbündeten, die der Antichrist tötet.

Die Verheißung großen Reichtums und einer Glückszeit für Asien, die in einem so merkwürdigen Zusammenhang mit einem Städtevaticinium und der Verheißung eines heiligen Fürsten steht, wird uns nun den Schlüssel zum

---

[1] V. 137—142. Geffcken S. 445. [2] Geffcken S. 446ff. V. 217 u. 237ff.
[3] V. 373—374. Geffcken S. 453. Die übrigen Verse 143ff., 214ff. und 361ff.
[4] V. 68. Geffcken S. 456. [5] V. 72.
[6] III, 350—355; IV, 145—148. Vgl. Geffcken S. 457.
[7] *Commodiani* Instr. 1, 41: De Antichristi tempore 5 sq. und Carmen apologeticum 823sqq. Geffcken S. 458ff.

Verständnis der Sagenbildung vom Nero redivivus geben. Wir kehren vorerst zum vierten Buche der Sibyllinen zurück. Schon vorher bemerkten wir, daß die Sibylle, welche über zehn Geschlechter weissagen will, mit auffälliger Unsicherheit von einem elften Geschlechte spricht. Das geschieht augenscheinlich, weil ihr bei ihrer Berechnung für die Römer kein Geschlecht mehr übrig blieb. Daß die Lesart des Vers 47:

ἀλλὰ τὰ μὲν δεκάτῃ γενεῇ μάλα πάντα τελεῖται,

die ursprüngliche ist, liegt auf der Hand; auch in dem ältesten der sibyllinischen Bücher, im dritten, heißt es[1]:

καὶ τότε δὴ δεκάτη γενεὴ μερόπων ἀνθρώπων,
ἐξ οὗ περ κατακλυσμὸς ἐπὶ προτέρους γένετ' ἄνδρας.

Im achten Buche beginnt im zehnten Geschlechte die schreckliche Herrschaft des Weibes[2]. Der Altmeister sibyllinischer Forschung, C. Alexandre, hat auch über diese Zahl eingehend gehandelt[3], und Sackur ist seinen Spuren gefolgt[4]; beide haben den Nachweis für die Thatsache erbracht, daß nach der alexandrinisch-hellenistischen Sibyllistik die Menschheitsgeschichte sich in zehn Generationen abspielt, von denen die letzte bis an das Ende der Welt dauern wird. Die Lesart δεκάτη γενεή wird darum als die ursprüngliche angesehen werden müssen, und der Versuch, eine elfte Generation einzuschmuggeln, nur durch eine Erweiterung des ursprünglichen universalhistorischen Bildes zu erklären sein. Die Erwähnung der Römer fällt somit aus dem Rahmen der Sibylle des vierten Buches heraus und ist als Zuthat des ergänzenden Kompilators anzusehen.

Diese Behauptung findet zunächst ihre Rechtfertigung in einer Analyse dieser Sibylle. Wie ein roter Faden durchzieht dieselbe das Städtevaticinium, in welchem zwei von Strabo überlieferte Verse vorkommen[5]:

ἔσσεται ἐσσομένοις, ὅτε Πύραμος ἀργυροδίνης
ἠιόνα προχέων ἱερὴν ἐς νῆσον ἵκηται.

Dieses Städtevaticinium wird nun gerade durch die Verse, welche jene vermutete Zuthat des Kompilators einleiten, unterbrochen[6]:

οὐδὲ Μακηδονίης ἔσται κράτος· ἀλλ' ἀπὸ δυσμῶν
'Ιταλὸς ἀνθήσει πόλεμος μέγας, ᾧ ὕπο κόσμος
λατρεύσει δούλειον ἔχων ζυγὸν 'Ιταλίδῃσιν.

Auch diejenigen Verse, welche von der Zerstörung des Tempels in Jerusalem handeln, erscheinen als spätere Zuthat, und ebenso durchbrechen die dem Nero redivivus gewidmeten Verse das einheitliche Gefüge dieses Vati-

---

[1] V. 108—109. *Rzach* p. 54 verweist auf *Tertullianus,* Ad nat. 2, 12.
[2] V. 199 sq.
[3] *C. Alexandre,* Oracula Sibyllina II (Parisiis 1856), 443 sq.
[4] Sackur a. a. O. 150 ff. Vgl. auch noch Orac. Sib. 2, 15; 11, 14.
[5] 4, 95—96. *Rzach* p. 97. *Strabo,* Geogr. 1, 53; 12, 536.
[6] V. 102—104. *Rzach* p. 98.

ciniums, das mit der Verheißung der glücklichen Zeit für Asien und dem darauf folgenden Weltende schließt. Auch im dritten Buche schließt eine ähnliche Städteprophetie mit einer Verkündigung jener Glückszeit für Asien. Hier singt die Sibylle:

εἰρήνη δὲ γαληνὸς ἐς Ἀσίδα γαῖαν ὁδεύσει.
Εὐρώπη δὲ μάκαιρα τότ' ἔσσεται, εὔβοτος αἰθὴρ
πουλυετὴς εὔρωστος ἀχείματος ἠδ' ἀσχάλαζος
πάντα φέρων καὶ πτηνὰ καὶ ἑρπετὰ θηρία γαίης[1].

Es ist die Schilderung der paradiesischen Zeit am Ende der Tage; um so überraschender ist es dann, daß hier Macedoniens Herrschaft erst nach der Verkündigung jener schönen Tage eingeführt wird mit den den Macedoniern und ihrem großen Könige feindlichen Versen[2]:

ἀλλὰ Μακηδονίη βαρὺ τέξεται Ἀσίδι πῆμα,
Εὐρώπῃ δὲ μέγιστον ἀνασταχυώσεται ἕλκος
ἐκ γενεῆς Κρονίδαο, νόθων δούλων τε γενέθλης.

Und wieder im achten Buche ist es Nero, der den Reichtum nach Asien bringt[3], aber auch hier ist jene Glückszeit ersichtlich am Ende der Tage gedacht, wohin sie zweifellos auch ursprünglich verwiesen wurde.

Prüfen wir jetzt die enge Verwandtschaft zwischen diesen einzelnen Stücken. Schon Friedlieb[4] erkannte bezüglich des vierten Buches, daß die Verse 67 bis 100, sofern nicht Weissagungen ex eventu in sie eingefügt wurden, einer älteren heidnischen Orakelsammlung angehörten. Geffcken nimmt dieses heidnische Orakel als Quelle für den ganzen Komplex von V. 54—130 an[5]. Nun findet sich die hier gebotene Weissagung über Samos und Delos auch 3,363 und 8,165 f. der sibyllinischen Bücher; desgleichen findet sich der gegen Theben gerichtete Vers 89 gleichfalls dem Inhalte nach im 161. Verse des achten Buches. In ersichtlich verderbter Form giebt im Anschluß an diese letzte Weissagung 3,366 den von 8,162 in demselben Zusammenhang ausgesprochenen Gedanken wieder, daß Ägypten durch der eigenen Herrscher Verruchtheit zu Grunde gehen werde. Das beweist eine ursprüngliche Verwandtschaft. Wir bemerken aber weiter, daß im achten Buche auf dieses Städtevaticinium die Niederlage der Perser und die Verheißung eines „heiligen Herrn" folgt. Der gegen Theben gerichtete Vers gehört ersichtlich der alexandrinischen Periode der Sibyllen — wenn wir so sagen dürfen — an; der die messianische Zeit einleitende, innerhalb dieses Städtevaticiniums erwähnte Vers des achten Buches[6]:

τρὶς μακαριστὸς ἔην καὶ τετράκις ὄλβιος ἀνήρ,

findet sich gleichfalls in der außersibyllinischen Litteratur und in einem Zusammenhange, welcher auf Alexander den Großen hinweist. Nach Pausanias gründete Alexander nämlich, durch ein Traumgesicht bewogen, die Neustadt

[1] V. 367 ff. *Rzach* p. 67. [2] V. 381 ff. *Rzach* p. 68. [3] V. 71.
[4] Die sibyllinischen Weissagungen (Leipzig 1852) XL ff.
[5] Geffcken S. 446. [6] V. 164. *Rzach* p. 149.

Smyrna. Die Einwohner Smyrnas befragten, bevor sie die Neustadt bezogen, das Orakel und erhielten die Verse zur Antwort:

τρὶς μάκαρες κεῖνοι καὶ τετράκις ἄνδρες ἔσονται
οἳ Πάγον οἰκήσουσι πέρην ἱεροῖο Μέλητος[1].

Richten wir jetzt noch unser Augenmerk auf die verhältnismäßig eingehende und treffende Schilderung der leichten Einnahme Babylons durch Alexander, der Ereignisse unter seiner Regierung, so können wir nicht mehr zweifeln, daß die Verfasser der drei genannten Bücher ein Alexandervaticinium verarbeiteten, das die Glückszeit für Asien nach der Niederwerfung der Perser verkündete. Spuren des messianischen Gehaltes dieser Weissagung bietet im vierten Buche der Vers 145 dar; hier ist aber an die Stelle des messianischen Königs Nero getreten, während im achten Buche noch richtig auf die Reste des Alexandervaticiniums der „heilige Fürst" folgt.

Nunmehr erklärt sich die Nerosage zunächst als ein Protest von jüdischer Seite gegen die messianische Verherrlichung des römischen Imperiums, wie sie sich im Alexanderkult und in den auf jenen zurückgehenden Prätensionen einzelner Herrscher ausspricht. Die Stelle des Sueton[2], nach welcher Nero die Prophezeiung erhielt, daß er für den Fall seiner Absetzung die Herrschaft über den Orient, nach einigen das Königreich Jerusalem innehaben solle, erhält jetzt eine merkwürdige Beleuchtung. Vergleichen wir hiermit, was derselbe Sueton[3], oder besser noch, was Tacitus[4] über diese Hoffnungen des Orients sagt: Pluribus persuasio inerat antiquis sacerdotum litteris contineri eo ipso tempore fore ut valesceret oriens profectique Iudaea rerum potirentur. Quae ambages Vespasianum ac Titum praedixerant; sed volgus more humanae cupidinis sibi tantam fatorum magnitudinem interpretati ne adversis quidem ad vera mutabantur. Diese beiden Stellen gehen auf dieselbe apokalyptische Wurzel zurück, und wie Vespasian, so hat auch Nero die Stelle eines Messias-Kaisers eingenommen. Er war der letzte seines Stammes, und um so mehr konnte er der Held derartiger Erwartungen werden. Thatsächlich ist ja auch die Erwähnung der Nerosage bei Sueton gar nicht kaiserfeindlich gehalten. „Es fehlte nicht an solchen", erzählt der Geschichtschreiber, „welche lange Zeit hindurch sein Grab mit Frühlings- und Sommerblumen schmückten und bald seine Bildnisse in der Prätexta bei der Rednertribüne, bald seine Edikte hervorholten, gleich als ob er noch lebe und binnen kurzem wiederkehren werde."[5] Thatsächlich würden ja auch kaum falsche Nerone gewagt haben, sich zu erheben, wenn sie hätten befürchten müssen, als verheißene Verderber Roms und Unglück bringende Imperatoren angesehen zu werden.

---

[1] *Pausanias* 7, 5. Vgl. auch *Rich. Hendess,* Oracula Graeca (Halis Sax. 1877) 76. [2] Nero c. 40. [3] Vesp. c. 4.

[4] Hist. 5, 13. Vgl. auch *Iosephus,* Bell. iud. 6, 5.

[5] *Sueton.*, Nero c. 57. Die Arbeit von G. Nordmeyer, Der Tod Neros in der Legende, in der Festschrift des Gymn. Adolfinum zu Moers (1896) 27ff., enthält nichts für unsere Zwecke.

Nero ist an die Stelle des Messias-Kaisers getreten, aber die feindliche Sibylle hat sein Bild in mystisches Dunkel getaucht und ihm von vornherein Züge der alten Tradition vom Antichrist mitgegeben. Jetzt klärt es sich ungezwungen auf, wie innerhalb der Zeit der Verfolgungen von jener glücklichen Zeit für Asien die Rede sein konnte: es war ursprünglich der Messias-Kaiser, der „heilige Herr" des achten Buches, der diese Glückszeit nach Niederwerfung der Perser heraufführte, es war jener Herrscher, dessen Thaten die Sibylle des vierten Buches mit besonderer Aufmerksamkeit schildert, es war Alexander der Große, der König vom Westen, wie er übereinstimmend mit der Eliasapokalypse im fünften Buche der Sibyllinen genannt wird, der vom Himmel gesandte König, der die Menschheit bis auf ein Dritteil vernichtet, wie es in Übereinstimmung mit der Danielapokalypse in einem dunkeln Orakel desselben Buches heißt[1].

So leitet uns die sibyllinische Nerosage wieder zu dem Kreis der von uns behandelten Apokalypsen zurück. Es ergiebt sich für die Quellenkritik der Tiburtina, daß eine alte auf Alexander bezügliche Weissagung vom alten und vom jungen Löwen, deren Fragmente wir in der Eliasapokalypse, im vierten Buche der Sibyllinen, in dem auf Kaiser Tacitus bezüglichen Orakel und später wieder in der Alexanderlegende nachweisen können, auf Konstantin und seine Söhne umgearbeitet wurde, wobei der ursprüngliche Schauplatz des Vaticiniums, der kleinasiatische und ägyptische Hintergrund derselbe geblieben ist und die Ereignisse in einer leichten und nicht mehr mit Sicherheit festzustellenden Überarbeitung den Zeitverhältnissen angepaßt wurden. Für die andern Apokalypsen dieser Gruppe gilt dasselbe; nur haben wir hier zwei Ausläufer derselben Tradition zu unterscheiden; der eine hat die Weissagung vom alten und jungen Löwen in der ursprünglichen Gedankenfolge erhalten, der andere vermischte diese Prophezeiung mit der Sage vom wiedererwachenden Kaiser.

So haben wir jene Alexandersibylle gefunden, mit deren Existenz wir nach den schon angeführten Worten des Kallisthenes[2] rechnen mußten. Freilich war es bei Kallisthenes die erythräische Sibylle, die über den großen Macedonier geweissagt haben soll, während es in unserem Falle die tiburtinische ist. Indessen ist es mehr als fraglich, ob dieser Name der Alexandersibylle wirklich eignete. In dem konstantinischen Texte derselben vernehmen wir, wie sie von den jüdischen Priestern mit Königin angeredet wird. Sackur[3] erklärt das mit ihrer königlichen Abstammung, ohne freilich das stolze Auftreten der jüdischen Priester im heidnischen Rom genügend motivieren zu können. Viel wahrscheinlicher dünkt mir, daß hier bereits die Königin von Saba, die mittelalterliche Sibylle des Kreuzholzes, als Rednerin gedacht wurde.

[1] Buch V, 374 u. 101ff. Erwähnt sei, daß auch das berühmte Akrostichon der Sibylle sich nach der Schilderung der Herrschaft des Weibes im 10. Geschlechte und nach dem Weltuntergang im achten Buche der Sibyllinen findet.

[2] Siehe oben S. 84.

[3] Sibyllinische Texte 175.

Als Sibylle sehen wir sie bereits erwähnt in der um das Jahr 866 abgeschlossenen Weltchronik des Georgios Monachos[1], und daß dieses Zeugnis nicht das älteste ist, geht schon aus dem Zusatze hervor: „die bei den Hellenen Sibylle genannt wird“[2]. Unwillkürlich denkt man hierbei an jene Sibylle Sabbe, welche nach Pausanias bei den Hebräern oberhalb Palästinas gelebt haben soll, welche auch Älian kennt, und die unter dem Namen Sambethe, wie Suidas und Lactanz unter Berufung auf Nikanor berichten, über Alexander den Großen schrieb[3]. Nach Pausanias ist diese Sabbe eine Tochter des Berosus und der Erymanthe. Daraus folgert Schürer[4], daß bei dieser hebräischen Sibylle keine reine jüdische Überlieferung vorliegt. Die Form Sambethe ist nur eine verschiedene Fassung des Namens Sabbe; vielleicht ist Sabbe nur eine abgekürzte Form[5]. Von Interesse ist, daß in den späteren Sibyllenkatalogen diese Sambethe als Tochter Noes bezeichnet wird, als welche sie sich auch im dritten Buche der Sibyllinen bezeichnet[6]. Hier sagt sie auch, daß sie aus Babylon gekommen und von den Griechen fälschlich für eine Erythräerin gehalten sei. Schürer bezweifelt, daß dieser Name jüdischen Ursprungs sei, weil einmal ihr in Thyatira ein Heiligtum geweiht war, weil ferner Pausanias sie eine Tochter des Berosus nennt, und weil endlich sie im Prolog unserer Sibyllinen als „chaldäische“ bezeichnet wird. „Semiten in Kleinasien“, resumiert Schürer, „mögen diese orientalische Seherin als Rivalin ihrer älteren griechischen Schwestern geschaffen haben. Erst nachträglich ist sie mit der Prophetin, welche unsere jüdischen Orakel geschrieben haben will, identifiziert worden.“

Geffcken[7] thut einen weiteren Schritt; er beweist meines Erachtens, daß Alexander Polyhistor, der allgemein als ältester Zeuge für die jüdische Sibylle gilt, eine heidnische Sibylle benutzte, welche vom Turmbau und der Sprachenverwirrung Kunde gab, welche gleich der Genesis aus diesem Ereignis den Namen Babels ableitete und erst später durch jüdische Bearbeitung die heutige Form erhielt. Nicht unwichtig erscheint mir die Thatsache, daß diese Sibylle Sabbe auch als die erythräische und als Tochter Noes bezeichnet wurde. Die Erythräa, die sich ja auch als Tochter Noes bekannte, weissagte nach Kallisthenes über Alexander den Großen; die andere Tochter des Helden der großen Flut prophezeite gleichfalls über den großen Macedonier. Das spricht dafür, daß unsere Alexander-Sibylle unter dem Namen Sambethe-Sabbe bekannt

[1] Bei *Migne,* Pat. gr. CX, 251. Vgl. W. Hertz, Die Rätsel der Königin von Saba, in der Zeitschrift für deutsches Altertum XXVII (1883), 18; Kampers, Paradiesessagen 93f.

[2] Saba ist nach andern ein Volk der Ägypter, über das die Sibylle herrscht. Vgl. *Glycas,* Annal., ed. Bonn. 343. *Cedrenus* ed. Bonn. I, 166.

[3] *Alexandre* l. c. 426sv. *Pausanias,* Graec. descr. 10, 12, 9. *Aeliani* Var. hist. 12, 35. *Suidas* s. v. Sibylla. *Lanctantius,* Div. inst. 1, 6. Schürer, Geschichte des jüdischen Volkes III[3], 424ff.

[4] A. a. O. 426f. [5] Schürer S. 430. [6] 3, 808ff.

[7] Die babylonische Sibylle, in den Nachrichten von der kgl. Gesellsch. d. Wissensch. zu Göttingen, phil.-hist. Klasse 1900, S. 88ff.

war, und daß dieser wohl chaldäische Name den Anlaß geboten hat, einmal die Königin von Saba in den Alexanderroman einzuschmuggeln und weiterhin dieselbe zur Sibylle zu machen. Dagegen läßt sich kaum etwas Stichhaltiges einwenden; ist das aber richtig, so legt sich uns eine hochinteressante Konjektur nahe.

Wir haben gesehen, daß die babylonische Halbgöttin Sabitu und die Königin von Saba verwandte Sagenfiguren sind[1]; sollte da nicht — sprachlich steht ja nichts entgegen — jene Sambethe identisch sein mit der Sabitu? Letztere wohnt an der Mündung der Ströme, wo Oannes-Ea die Weisheit des Orakels lehrt; dort sitzt sie „auf dem Thron des Meeres", wie es im Nimrodepos heißt. Das erinnert stark an die erythräische Sibylle, welche, nach einer Inschrift in der Sibyllengrotte bei Erythrä aus der Zeit der Antonine, auf einem Felsen sitzend den Sterblichen Prophezeiungen künftiger Leiden sang[2]. Hier bezeichnet sich die Erythräerin als die uralte Tochter einer Najadennymphe; auf der andern Seite ist Sabitu eine Halbgöttin und die Königin von Saba die Tochter einer Dschinne. Jene Sabitu steht auch zum babylonischen Noe in Beziehung; sie ist es, die Gilgamos den Weg zeigt zu seinem Ahn.

Die orientalischen Texte unserer Sibylle geben über diese Frage keinen Aufschluß; da es sich bei ihnen um sehr späte Fassungen des alten Orakels handelt, so dürfen wir an sich von ihnen keine wichtigeren Aufschlüsse erwarten. Dennoch aber scheint von diesen aus doch einiges Licht auf die Urgestalt der Tiburtina zu fallen. Sackur hat das Verdienst, zuerst auf eine derartige orientalische Fassung unserer Weissagung hingewiesen zu haben. In der armenischen Version der Chronik Michael des Syrers[3] fand er den Satz: La vision des cent philosophes eut lieu en ce temps-là[4] à Rome, où ils virent tous dans une nuit sept soleils que Sibylle, femme sage, expliqua par sept siècles et sept souverains illustres. Le sixième soleil, dont les rayons les éclipsaient tous et qui ne se couchait pas comme les autres, elle l'expliqua par le Christ. Sackur spricht nun auf der einen Seite von einer „Verpflanzung" unserer Sibylle nach Syrien, auf der andern aber stellt er den Satz auf: „Ohne sagen zu wollen, daß die mittelalterliche Tiburtina eine direkte Bearbeitung der syrischen Sibylle sei, behaupte ich doch, daß diese einen älteren Zustand darstelle, in dem der chaldäische Ursprung noch deutlich hervortritt. Denn es ist augenfällig, daß die sieben illustren Souveräne der Sibylle des Michael Syrus, die sieben Zeitalter beherrschen und charakterisieren, aus den sieben babylonischen Planetengöttern hervorgegangen sind, deren Verwendung zu chronologischen Periodisierungen feststeht."[5]

[1] Vg. oben S. 132.

[2] Die Inschrift ist nach den Mitteilungen des archäologischen Institutes 1892, 21 wieder abgedruckt bei Schürer S. 425.

[3] Chronique de Michel le Grand, trad. par V. Langlois (Venise 1868) 52.

[4] In der Richterzeit.

[5] Sackur S. 144.

René Basset[1] weist demgegenüber darauf hin, daß die andern orientalischen Texte die Neunzahl beibehalten haben. Die Annahme Sackurs ist in der That nicht zwingend. Die gesamte sibyllinische Tradition spricht dafür, daß die sich ungezwungen zur Zehnzahl ergänzende Angabe der lateinischen Tiburtina die ursprüngliche ist. Weit eher ist anzunehmen, daß der Syrer oder seine Vorlage hier unter dem Einfluß der arabischen Astrologie eine Umarbeitung vornahmen. Wohl von einer älteren Tradition über die chiliastische Sendung Mohammeds ausgehend, sollte nach dieser Wissenschaft der Prophet das siebente Jahrtausend der Welt eröffnen. „In Verbindung mit der Astrologie wird ersteres in dem türkischen poetischen Kalender des Sulʿhud-Din (1398—1399) derart begründet, daß jeder Planet 1000 Jahre herrscht; im Jahre der Flucht beginnt die Herrschaft des Mondes, welche nur 917 Jahre dauert."[2] In der That, läge keine syrische Umarbeitung vor, sondern ein Rest ursprünglicher Tradition, so wäre es nicht recht verständlich, daß Michaels Siebenzahl in der Überlieferung unserer Texte in orientalischen Sprachen durch die dann anzunehmende spätere Zehnzahl wieder verdrängt worden wäre.

Die genannten orientalischen Fassungen unseres Orakels, welche wir René Basset verdanken, sind sehr jungen Datums und gehören wohl der Zeit der Kreuzzüge an; es sind eine äthiopische und zwei arabische. Eine syrische Redaktion, welche R. Payne Smith notiert[3], ist noch nicht herausgegeben; das ist um so mehr zu bedauern, als nach Bassets wohl stichhaltiger Annahme sowohl der äthiopische Text wie auch dessen arabische Vorlage auf eine syrische Fassung zurückgehen. Syrisch ist ja vielleicht auch die Urgestalt der Tiburtina gewesen; denn alle Ereignisse, welche von ihr aufgeführt werden, weisen uns in dieses Land als die Wiege der Weissagung.

In diesen beiden Texten[4] führt sich die Sibylle ein als fille d'Hercule chef des sages d'Ephèse, und bezüglich der Zeit wird gesagt, daß ihre Weissagung falle après la sortie d'Égypte des enfants (d'Israel). Indes ist diese Stelle im Zusammenhange sehr mißverständlich[5]. Wichtiger ist, daß wir in diesen orientalischen Sibyllen eine Motivierung des eigentümlichen Auftretens der Juden in Rom finden, welch letzteres uns befremden mußte. Hier zwar ist von diesem Auftreten nicht mehr die Rede, aber die Darstellung der Zerstreuung der Juden, ihrer Verpflanzung nach Rom insbesondere, erkläre ich mir von diesem Gesichtspunkte aus. Dann beginnt die Weissagung[6]: Cent

[1] Les apocryphes éthiopiens, tome X: La sagesse de Sibylle (Paris 1900) 10.

[2] M. Steinschneider, Apokalypsen mit polemischer Tendenz, in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft XXVIII (1874), 629.

[3] *R. Payne Smith*, Catal. cod. manuscr. Bibliothec. Bodlejanae. Pars VI (Oxonii 1864), col. 451. Noch nicht aufgefunden ist die von M'Khitar d'Airivank in seiner um 1297 geschriebenen Chronik citierte Sibylle. Vgl. darüber *A. Carrière*, Une version arménienne de l'histoire d'Asséneth, in den Nouveaux Mélanges Orientaux [Publications de l'école des langues orient., 2. série, tome XIX (Paris 1886), 476 sv.] *Basset* p. 8.

[4] Von dem arabischen wird noch eine zweite Version mitgeteilt.

[5] Ich verweise auf *Basset* p. 10. [6] *Basset* p. 28.

philosophes eurent le même songe dans la même nuit. Le bruit de ce rêve arriva à Alexandre, roi de Rome. Letzterer läßt sie kommen, sie weissagt, aber von dem Inhalte der Weissagung erfahren wir nichts. Gleich darauf heißt es: Et l'an 67 de Maqdon César roi de Rome, cent philosophes eurent le même songe la même nuit et à la même heure. Die wieder hinzugezogene Sibylle weissagt nun endlich. Es ist augenfällig, daß der Alexander und der Maqdon Cäsar dieselbe Person ist; wir haben mit der Thatsache zu rechnen, daß der Vorgang in Rom hier in die Zeit Alexanders des Großen — wer anders, von dem Namen Maqdon ganz abgesehen, könnte gemeint sein? — verlegt wurde. Das ist bedeutsam; die Erinnerung an die syrische Alexanderlegende wird lebendig. Hier liegt der prophetische Vorgang auch in der Zeit Alexanders, hier wird von seinem Reiche und dessen Wiedergeburt am Ende der Tage prophezeit; hier haben wir die Erklärung für diesen Zug der dramatischen Einkleidung des Vaticiniums, der wohl der ursprüngliche ist, zu suchen. In dieser Annahme bestätigt uns auch der Satz: Dans le neuvième âge un lionceau viendra de l'Orient: il rebâtira tout ce qui a été détruit sur la terre. Hier ist der Beweis für unsere früher ausgesprochene Behauptung, daß das Grundmotiv der Tiburtina eine Weissagung vom Löwen und vom Löwensohn sei; hier liegt somit eine Ideenkombination vor, welche an Alexander den Großen, wie wir sahen, anknüpft, und welche damit sich jener dramatischen Einkleidung der orientalischen Sibylle am ungezwungensten eingliedert.

Wie dem auch sein mag, wie auch jene Sibylle geheißen hat, so viel ist sicher, daß Alexander der Große bei Lebzeiten der Held einer sibyllinischen Tradition geworden ist, von der wir Fragmente in jener Weissagung der Sabbe oder Tiburtina besitzen, und die Jahrhunderte lang das rasche Ende ihres Helden überdauert hat[1].

[1] Vielleicht enthält auch die Kosmographie des *Istrier Aithikos* (herausgeg. von H. Wuttke. Leipzig 1853) Beziehungen zu dieser Weissagung. Überall durchbricht der Autor seine Beschreibung, um seinen Lieblingshelden, der sein ganzes Denken zu beherrschen scheint, zu feiern. Er kennt die Sagen von Gog und Magog und der Meerfahrt; dann berichtet er von einer Sibylle, die dem Philippus über seinen großen Sohn weissagte; schließlich folgt ein merkwürdiger Hymnus auf Macedonien mit beständiger Glorifizierung Alexanders, wobei der mons Olivarum eine so merkwürdige Rolle spielt, daß ich — vor dem barbarischen Latein stehe ich stellenweise ratlos da — fast an eine Einwirkung der Idee von der Reichsübergabe glauben möchte.

VII.

Zur Komposition und Textgeschichte des Pseudo-Kallisthenes.

So wertvoll auch eine Reihe von Erzählungen des Pseudo-Kallisthenes für unsere Beweisführung war, so viel Licht auch auf manche der von ihm mitgeteilten Anekdoten fällt, sobald man sie im Rahmen der gesamten Alexandertradition betrachtet: für die Textkritik des Romans ergeben sich aus unsern Untersuchungen nur wenige Momente. Die maßlose Verwirrung innerhalb der Überlieferungen wird auch wohl kaum je zu beseitigen sein. Nicht nur der Verfasser des Originals des Pseudo-Kallisthenes, das vielleicht durch glückliche handschriftliche Funde aus den verschiedenen Textgestalten noch rekonstruirt werden kann, nicht nur die frei schaltenden Redaktionen der einzelnen Rezensionen mit ihren verschiedenen Färbungen, sondern bereits die Verfasser der einzelnen, von den Kompilatoren benutzten Briefe haben nach Kräften eine alte festgefügte Tradition zerstückelt. Schwelgend in der Märchenwelt des Orients, haben die Autoren einer Brieflitteratur, von der uns wiederum nur Fragmente durch Pseudo-Kallisthenes überkommen sind, der Neigung der Zeit, von romantischen Abenteuern zu hören, gedient und alles, was die Zeitgenossen des großen Königs an mythischen und mystischen Zügen demselben mitgaben, bruchstückweise für ihre litterarische Produktion verwertet. Wenn u. a. hinter den an verschiedenen Stellen sich findenden Erzählungen von der Taucherfahrt, von der Lebensquelle, von den Palästen des Kyros und der Kandake, von dem Götterberge ein gemeinsamer uralter Mythus auftaucht, zu dessen Helden die hingerissene Mitwelt den großen Welteroberer machte, so zeigt sich uns, wie die bunten Mosaiksteinchen, die in diesen Brieffragmenten als besonders charakteristisch in die Augen fallen, ursprünglich, wenn auch nur in einer bis in das vorige Jahrhundert fortlebenden mündlichen Tradition, ein großes Ganze bildeten, ein grandioses Bild des Heldenjünglings und des Völkermessias, den Mythus und Mystik des Orients mit ihrem Strahlenkranze umgaben. Eine geschicktere Hand als die meinige möge versuchen, diese Anregungen für die Textkritik und Textgeschichte des Romans nutzbar zu machen; ich meinerseits beschränke mich, da diese rein philologische Frage direkt mit meiner These nichts zu thun hat, nur auf bescheidene Andeutungen über die von mir gemachten Beobachtungen.

Was zunächst das Verhältnis der Texte der drei Rezensionen des Pseudo-Kallisthenes untereinander betrifft, so ergeben sich aus unsern Untersuchungen keine wesentlich neuen Momente für die Beurteilung desselben. In die maßlose Verwirrung der Texte, die kaum in einem andern Litteratur-

werke von solcher nachhaltigen Wirkung auf Jahrhunderte hinaus einen derartigen Grad erreicht haben dürfte, und die auch kaum vollständig beseitigt werden kann, konnten und wollten unsere Hypothese und die Gründe, welche diese stützen, keine Ordnung bringen. Wilhelm Kroll, der auch hier mein liebenswürdiger Berater als bester Kenner der Textüberlieferungen des Alexanderromans war, hat nur zu sehr recht, wenn er mir schreibt: „Es ist zur Zeit überaus erschwert, mit Pseudo-Kallisthenes zu operieren; man muß sich eigentlich vorher A′ aus den verschiedenen Quellen rekonstruieren." A′ repräsentiert diesem Gelehrten, wie allen seinen Vorarbeitern, die älteste Textgestalt; er scheidet aber unsere Überlieferung A scharf von A′, hält es aber durchaus nicht für ausgeschlossen, daß auch B′ und C′ ältere Sagen enthalten. Thatsächlich glauben wir ja den Nachweis erbracht zu haben, daß gerade die mutmaßlich jüngsten Redaktionen des Romans Züge der ältesten, jetzt durch die syrische Alexanderlegende repräsentierten mythischen und mystischen Alexandertradition überliefert haben. Daraus folgern zu wollen, daß nun auch B′ und namentlich C′ die älteste Textgestalt repräsentieren, geht nicht an. Mit Spannung erwarten wir von Wilhelm Krolls Rekonstruktion von A′ die uns jetzt noch fehlende Aufklärung.

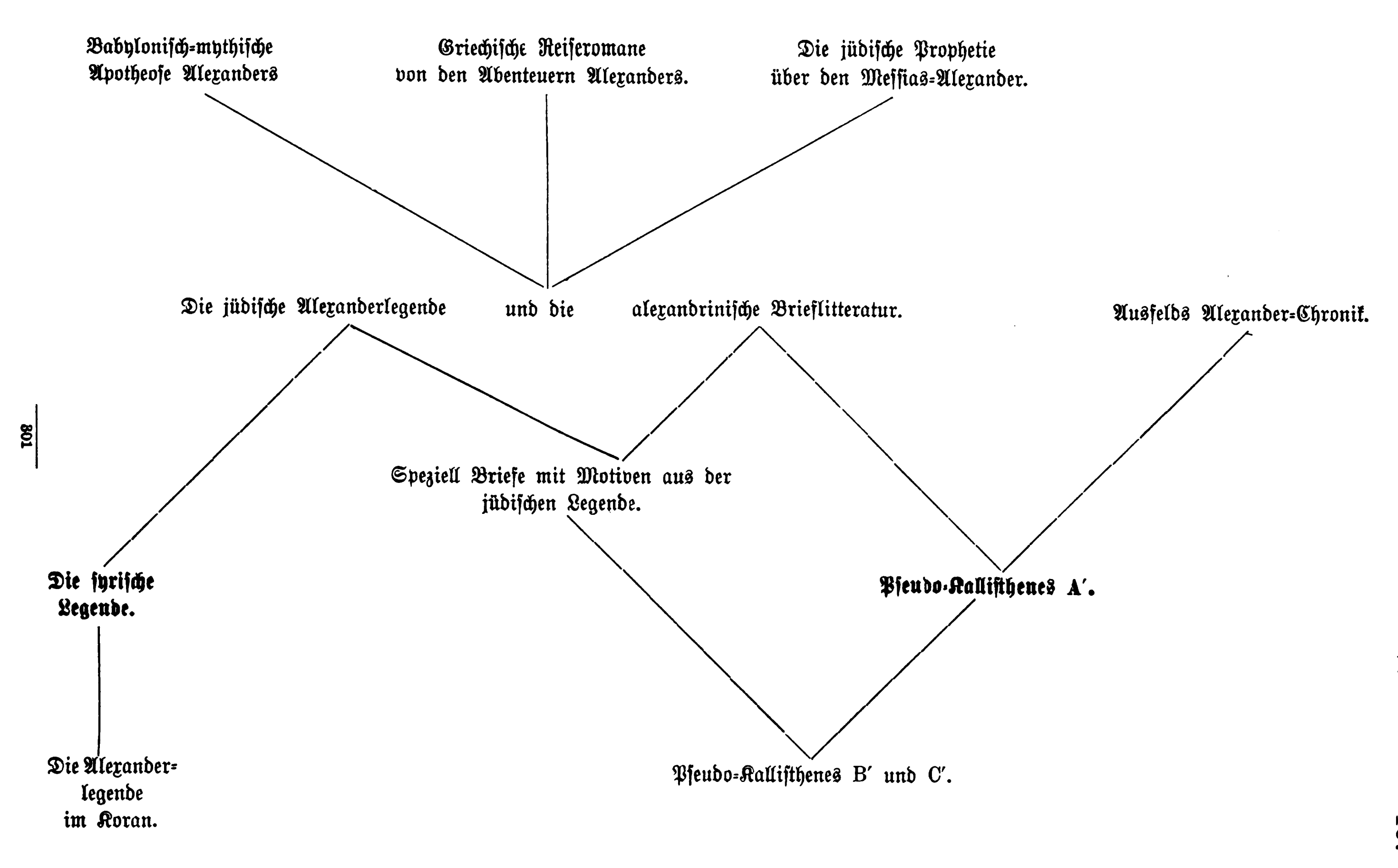
Etwas weiter kommen wir, wenn wir nach dem von uns zurückgelegten Wege nunmehr das in den Pseudo-Kallisthenes einführende Kapitel, in dem wir die Urteile der namhaftesten Forscher über die Zusammensetzung des Romanes gegenüberstellten, kritisch ins Auge fassen. Da müssen wir zunächst den Einspruch Krolls gegen Ausfelds oben charakterisierte Untersuchungen auf seine Berechtigung hin prüfen. Es läßt sich nun wohl kaum in Abrede stellen, daß es Ausfeld gelungen ist, ohne den Texten Gewalt anzuthun, „eine in der Hauptsache klar und vernünftig fortschreitende Erzählung" aus dem Roman herauszuschälen. Wenn wir einzig dieses Resultat der Ausfeldschen Untersuchung als gesichert ansehen, so glaube ich, daß es möglich ist, zwischen den Meinungen der beiden verdienten Gelehrten eine Brücke zu schlagen. Kroll bezweifelt, gegen Ausfeld sich richtend, daß der Roman schon lange vor dem Verfasser der uns nicht erhaltenen Textesgestalt A′ des Pseudo-Kallisthenes im wesentlichen fertig vorlag und von ihm nur durch Einschiebung der Briefe und mancher andern Stücke erweitert wurde, und fügt wörtlich hinzu: „Die romanhaften Züge der Alexandergeschichte sind allerdings zum großen Teile älter, bereits in der Generation nach seinem Tode ausgebildet; aber den Roman selbst mit seiner jämmerlichen Halbbildung und dem kläglich niedrigen Niveau aller Kenntnisse kann ich mir nicht vor dem Niedergang der antiken Kultur entstanden denken[1]". Kroll postuliert nun selbst für den sachkundigen Bericht des Pseudo-Kallisthenes über die Anlage von Alexandrien, dessen Angaben durch die neueren Ausgrabungen durchaus bestätigt worden seien, eine Quelle, nämlich eine Stadtbeschreibung aus der Ptolemäerzeit; auf

[1] In seinem wiederholt citierten Aufsatz in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1901, Nr. 38.

der andern Seite erkennt er an, daß die Quelle des romantischen Berichtes über den Tod des Königs nachweisbar ist[1]. Warum soll der unbekannte Autor dann nicht auch eine der Ausfeldschen Rekonstruktion nahekommende einheitliche Chronik der Thaten Alexanders benutzt und zum Gerüst für sein Opus gemacht haben? Darum bleibt doch zu Recht bestehen, was Kroll über „das Ungeheuer von historischer Erzählung" urteilte, daß es nämlich das Produkt eines zwar nicht gelehrten, aber doch halbgelehrten Mannes sei, der aus einigen historischen Kompendien eine halbwegs vernünftige Erzählung zusammenzukoppeln suchte und sie mit Zuthaten teils aus gelehrten Quellen teils aus Wunderbüchern verbrämte, und wo es ihm paßte, die Ereignisse beliebig verschob. Darum bleibt doch bestehen, daß auch die späteren Einschiebungen nicht alle bereits fertig vorgelegen zu haben brauchen, sondern daß er sie selbständig umarbeitete und dann mit möglichst ungeschickter Hand der vorgefundenen Chronik, die auch wohl nicht von seiner „verbessernden" Hand verschont wurde, einfügte. Ausfeld hat darin unrecht, daß er diese Chronik als Urgestalt des Pseudo-Kallisthenes bezeichnet, und seine Behauptung, daß ein oder wenige Bearbeiter durch Verwertung neuen Stoffes, namentlich der Briefsammlungen, dem Romane eine Fassung gaben, der gegenüber die ursprüngliche unvollständig und minderwertig erschien und darum schließlich außer Gebrauch kam[2], ist in dem von uns dargelegten Sinne richtig zu stellen. Zwingt uns auf der einen Seite die Thatsache, daß es gelungen ist, ohne den Texten Gewalt anzuthun, aus diesen eine einheitliche Chronik herauszuschälen, an deren Präexistenz zu glauben, so müssen wir auf der andern Seite Ausfeld in der Annahme widersprechen, daß alle nunmehr wegfallenden Bestandteile des Romans dem Urtexte desselben nicht angehört hätten, oder daß diese dem oder den späteren Bearbeitern bereits fertig vorgelegen hätten. Richtig ist, daß von einer schöpferischen Erfindungsgabe unseres Autors nicht gesprochen werden darf, sondern nur von einem kecken Zusammenschweißen oder von einem noch keckeren Zerstückeln oder schließlich von einem dilettantenhaften „Verarbeiten" alten Sagenmateriales. Wir zeigten ja an einem prägnanten Falle, wie unser Autor arbeitete, indem er verschiedene historische und mythische Überlieferungen zu seiner Kandake-Episode durcheinanderschüttelte. Die Erwähnung des Götterberges Meru rief in ihm die Erinnerung an Meroe wach; rasch macht er die Nachfolgerin der Semiramis zu einer Königin von Meroe und stellt damit auf einmal die gegebene geographische Situation auf den Kopf. So bleibt A′ auch bei der Annahme einer zu Grunde liegenden Chronik doch das Werk des in Ägypten lebenden Autors im Sinne Krolls und die Frucht der jämmerlichen Halbbildung, die ihn nach Kroll als einen Zeitgenossen des Niederganges der antiken Kultur charakterisiert.

Gegen Rohdes Annahme einer selbständigen Präexistenz der großen Briefe erhebt Kroll keinen Widerspruch, und dieselbe dürfte auch wohl ebensowenig

[1] Siehe oben S. 69. [2] Ausfeld, Zur Kritik des griechischen Alexanderromans 35.


Babylonisch-mythische Apotheose Alexanders
Griechische Reiseromane von den Abenteuern Alexanders.
Die jüdische Prophetie über den Messias-Alexander.
Die jüdische Alexanderlegende und die alexandrinische Brieflitteratur.
Ausfelds Alexander-Chronik.
Speziell Briefe mit Motiven aus der jüdischen Legende.
Die syrische Legende.
Pseudo-Kallisthenes A′.
Die Alexander-legende im Koran.
Pseudo-Kallisthenes B′ und C′.

zu erschüttern sein wie die auch von Rohde anerkannte Thatsache, daß in diesen Briefen der Kern der ältesten Alexandersage noch enthalten ist.

Wir geben schließlich hier noch den Stammbaum des Pseudo-Kallisthenes, wie er sich uns auf Grund unserer Untersuchungen darzustellen scheint (S. 187).

Uns interessierte der Roman von Anfang an als historische Quelle. Wir sehen im Pseudo-Kallisthenes den Abschluß eines litterarischen Schaffens mit der Tendenz, den griechischen Weltheros zum Nationalhelden des Ostens zu machen, auf den griechischen Welteroberer die Würde eines orientalischen Weltherrschers zu übertragen, die von Alexander in realen Formen umgeprägte griechisch-philosophische Idee des Kosmopolitismus der archaischen Idee vom Weltberufe der Weltmächte des Ostens aufzupfropfen. Wir konnten im Verlaufe unserer Untersuchungen wahrnehmen, wie diese Tendenz schon zu Lebzeiten Alexanders geschäftig war, wie sie sich in Sage und Prophetie kleidete, wie sie dann später charakteristische Wandlungen erfuhr und bis in die Zeit römischer Kaisermacht lebendig blieb. Noch im 7. Jahrhundert wird ein Pseudo-Methodius von dieser Tendenz geleitet, wenn er nicht davor zurückschreckt, in seiner analogen Geschichtskonstruktion ein künstliches Verwandtschaftsverhältnis zwischen Alexander und dem äthiopischen Königshause herzustellen. Von diesem Gesichtspunkte aus klären sich einzelne Züge im Alexanderroman überraschend auf; so wird es noch einleuchtender, warum der Autor aus der Königin am Götterberge Meru in Asien die Königin Kandake von Meroe machte. Daß diese Entwicklung der Alexandertradition aber auch noch von andern Momenten beeinflußt wurde, haben wir gleichfalls gesehen. Wenn Ausfeld von der dem Pseudo-Kallisthenes zu Grunde liegenden Chronik von den Thaten Alexanders sagt, daß deren Verfasser in Alexandrien die Tendenz verfolgt habe, „den litterarischen Kreisen seiner Vaterstadt an der Stelle der allbekannten und darum nicht mehr anziehenden wirklichen Geschichte ihres Stifters eine ganz neue Zeichnung seines Wesens und seiner Erlebnisse zu bieten“[1], so müssen wir, dieses Urteil ergänzend, uns auch Hirzels Anschauung[2] aneignen, daß die philosophische Richtung der Zeit die Abfassung dieser Chronik schon wesentlich beeinflußt hat, indem sie Tugend und göttliche Vorsehung in gleicher Weise als wirksame Mächte bei Alexanders früh vollendetem Lebenswerk hinstellt.

[1] Oben S. 67. [2] Oben S. 35 f.

Register
der wichtigeren Namen und Sachen.

A.

B.

R.

S.

T.

U.

V.

W.

X.

Y.

Z.



Princeton University Library
32101 067948735



